Der heilige Krieg

Friedrich Hebbel, Hans Brandenburg



Friedrich Hebbel, nach einer zuerst vom „Kunstwart" veröffentlichten photographischen Aufnahme.

DIE BÜCHER DER ROSE

5.

Nun ein heiliger Krieg!
Höchste und tiefste Gewalten
drängen in allen Gestalten.
Trotze! So bleibt dir der Sieg.

WACHEN UND WECKEN

Das erste bis fünfundzwanzigste Tausend ist 1907
bei Oscar Brandstetter in Leipzig gedruckt worden.

Der heilige Krieg

Friedrich Hebbel
in seinen Briefen
Tagebüchern Gedichten

Herausgegeben von Hans Brandenburg
Geschmückt von Käte Desper-Waentig

Wilhelm Langewiesche-Brandt
[Düsseldorf] München-Ebenhausen

Den unendlichen Reichtum der Gedanken und Erkenntnisse Friedrich Hebbels auszumünzen will dies Buch nicht versuchen. Lediglich das Bild der menschlichen Persönlichkeit will es widerspiegeln, in ihrem unerhörten Ringen mit dem Schicksal, in der tragischen Größe ihrer Entwickelung, dazu in allen menschlichen Beziehungen und Fragen. So hofft der Herausgeber das erwachende Interesse für Hebbel in die Breite, aber auch in die Tiefe zu leiten: der starke Eindruck dieses Menschenlebens wird viele ein neues persönliches Verhältnis zu dem Dichter finden lassen, der immer entschiedener den wenigen Ganzgroßen zugezählt wird. — Hebbels Briefe bilden die zweite, seine Tagebücher die dritte Abteilung der großen von Richard Maria Werner herausgegebenen historisch kritischen Gesamtausgabe der Werke Friedrich Hebbels. (Berlin, B. Behr's Verlag.)

Der Witwe des Dichters

Frau Christine v. Hebbel

in Ehrfurcht gewidmet.



Friedrich Hebbel, nach einer zuerst vom „Kunstwart“ veröffentlichten photographischen Aufnahme.

Dies Dithmarschen, seit drei Jahrhunderten zum Herzogtum Holstein geschlagen und jetzt dänischer Oberherrschaft unterworfen, bildete bis zum Jahre 1559 eine kleine Bauern-Republik, die sich trotz ihrer geographischen Winzigkeit in völliger Unabhängigkeit, sowohl von ihren neidischen Nachbarn, wie von Kaiser und Reich zu erhalten verstand. Oft wurde die Unterjochung versucht, Friedrich der Dritte belehnte den König von Dänemark sogar ausdrücklich mit dem Ländchen, aber er schenkte ihm einen Löwen, der erst gefangen werden sollte, und dies mißglückte jedesmal, am kläglichsten in der Schlacht bei Hemmingstedt, wo 30 000 Dänen und Holsteiner von 500 Dithmarschen, freilich unter Mitwirkung der Elemente, vernichtet und aufgerieben wurden. Allerdings waren diese Bauern nicht mit dem hörigen Menschenvieh zu vergleichen, welches anderwärts dumpf und gedankenlos unter der Peitsche des Treibers hinkeuchte; sie trugen ihren Kopf aufrecht und wußten wohl warum, ja die Dänen selbst erfanden seit dem Hemmingstedter Tage den Reim: Die Dithmarschen wären Bauern? sie mögen wohl Herren sein! Die Entwicklung Europas zu einem geschlossenen Staatenorganismus mußte der kleinen Republik trotz ihrer Zähigkeit zuletzt ein Ende machen, doch sie fiel würdig und edel und wußte viele wichtige Vorrechte bis auf den gegenwärtigen Tag zu behaupten . . . .
Auch ist dem Dithmarschen bis in die jüngste Gegenwart hinein seine Eigentümlichkeit geblieben; er sieht auf die übrigen Friesen, die das Joch viel früher trugen als er, mit einem Stolz herab, wie die anderen Griechen auf die Böotier, und weiß sich überall, mit oder ohne Gewalt, den ersten Platz zu verschaffen. Ich leugne nicht, ich bilde mir auf meinen Volksstamm etwas ein, und habe nichts dagegen einzuwenden, wenn manche Kritiker in meinem Schriftstellerischen seine Fehler wie seine Tugenden wieder zu erkennen glaubten, ich glaube sogar, daß diese Bemerkung Grund hat.

Wien den 15. September 1852. Friedrich Hebbel.

Wesselburen

18. März 1813 bis 14. Februar 1835

Meine Kindheit

Mein Vater besaß zur Zeit meiner Geburt ein kleines Haus, an das ein Gärtchen stieß, in welchem sich einige Fruchtbäume, namentlich ein sehr ergiebiger Birnbaum, befanden. In dem Hause waren drei Wohnungen, deren freundlichste und geräumigste wir einnahmen; ihr Hauptvorzug bestand darin, daß sie gegen die Sonnenseite lag. Die anderen beiden wurden vermietet: die uns gegenüberliegende war von dem alten Mauermann Claus Ohl nebst seiner kleinen, krummen Frau bewohnt, und die dritte, zu der ein Hintereingang durch den Garten führte, von einer Tagelöhnerfamilie. Die Mietsleute wechselten nie, und für uns Kinder gehörten sie mit zum Hause, wie Vater und Mutter, von denen sie sich auch, was die liebreiche Beschäftigung mit uns anlangte, kaum oder gar nicht unterschieden. Unser Garten war von andern Gärten umgeben. An der einen Seite befand sich der Garten eines jovialen Tischlermeisters, der mich gerne neckte, und von dem ich heute nicht begreife, wie er, was er doch später tat, sich selbst das Leben nehmen konnte. Ich hatte einmal als ganz kleines Bürschchen mit altklugem Gesicht über den Zaun zu ihm herüber gesagt: Nachbar, es ist sehr kalt! und er wurde nicht müde, dieses Wort gegen mich zu wiederholen, besonders in den heißen Sommermonaten. An den Garten des Tischlers stieß der des Predigers. Dieser war von einer hohen, hölzernen Planke eingefaßt, die uns Kindern das Überschauen verwehrte, nicht aber das Durchblinzeln durch Spalten und Risse. Dies machte uns im Frühling, wenn die fremden schönen Blumen wiederkamen, an denen der Garten reich war, eine unendliche Freude, nur zitterten wir, der Prediger möchte uns gewahr werden. Vor diesem hatten wir eine unbegrenzte Ehrfurcht, die sich ebenso sehr auf sein ernstes, strenges, milzsüchtiges Gesicht und seinen kalten Blick,

als auf seinen Stand und seine uns imponierenden Funktionen, z. B. auf sein Herwandeln hinter Leichen, die immer an unserem Hause vorbeikamen, gegründet haben mag. Wenn er zu uns hinübersah, was er zuweilen tat, hörten wir jedesmal zu spielen auf und schlichen uns ins Haus zurück. Nach einer anderen Seite bildete ein alter Brunnen die Grenze zwischen unserem Garten und dem nachbarlichen. Von Bäumen beschattet und tief wie er war, die hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemoost, konnte ich ihn nie ohne Schauern betrachten. Geschlossen wurde das längliche Viereck durch den Garten eines Milchhändlers, der wegen der Kühe, die er hielt, bei der ganzen Nachbarschaft in einem Herrenansehen stand, und durch den Hof eines Weißgerbers, des verdrießlichsten aller Menschen, von dem meine Mutter immer sagte, er sähe aus, als ob er einen verzehrt hätte und den anderen eben beim Kopfe kriegen wollte. Dies war die Atmosphäre, in der ich als Kind atmete. Sie konnte nicht enger sein, dennoch erstrecken sich ihre Eindrücke bis auf den heutigen Tag. Noch sieht mir der lustige Tischler über den Zaun, noch der grämliche Pfarrer über die Planke. Noch sehe ich den vierschrötigen, wohlgenährten Milchhändler, die Hände in der Tasche, zum Zeichen, daß sie nicht leer sei, in seiner Tür stehen; noch den Weißgerber mit seinem galliggelben Gesicht, den ein Kind schon durch seine roten Backen beleidigte, und der mir noch schrecklicher vorkam, wenn er zu lächeln anfing. Noch sitze ich auf der kleinen Bank, unter dem breiten Birnbaum und harre, während ich mich an seinem Schatten erquicke, ob sein von der Sonne beschienener Wipfel nicht eine wegen Wurmstichs frühreife Frucht fallen läßt; noch flößt mir der Brunnen, an dessen Bedachung alle Augenblicke immer etwas genagelt werden mußte, ein unheimliches Gefühl ein.

Mein Vater war im Hause sehr ernster Natur, außer demselben munter und gesprächig, man rühmte an ihm die Gabe, Märchen zu erzählen, es vergingen aber viele Jahre, ehe wir sie mit eigenen Ohren kennen lernten. Er konnte es

nicht leiden, wenn wir lachten und uns überhaupt hören ließen; dagegen sang er an den langen Winterabenden, in der Dämmerung, gern Choräle, auch wohl weltliche Lieder und liebte es, wenn wir miteinstimmten. Meine Mutter war äußerst gutherzig und etwas heftig; aus ihren blauen Augen leuchtete die rührendste Milde; wenn sie sich leidenschaftlich aufgeregt fühlte, fing sie zu weinen an. Ich war ihr Liebling, mein zwei Jahre jüngerer Bruder der Liebling des Vaters. Der Grund war, weil ich meiner Mutter glich und mein Bruder meinem Vater zu gleichen schien, denn es war, wie sich später zeigte, keineswegs der Fall. Meine Eltern lebten im besten Frieden miteinander, solange sich Brot im Hause befand; wenn es mangelte, was im Sommer selten, im Winter, wo es an Arbeit fehlte, öfter vorkam, ergaben sich zuweilen ängstliche Szenen. Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo mir diese, obgleich sie nie ausarteten, nicht fürchterlicher als alles gewesen wären, und eben darum darf ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Eines Auftritts anderer Art erinnere ich mich aus meiner frühesten Kindheit; es ist der erste, dessen ich gedenke, er mag in mein drittes Jahr fallen, wenn nicht noch ins zweite. Ich darf ihn erzählen, ohne mich an dem mir heiligen Andenken meiner Eltern zu versündigen, denn wer in ihm etwas Besonderes sieht, der kennt die untern Stände nicht. Mein Vater wurde, wenn er seinem Handwerk nachging, meistens bei den Leuten, bei denen er arbeitete, beköstigt. Dann aßen wir zu Hause, wie alle Familien, um die gewöhnliche Zeit zu Mittag. Mitunter mußte er sich gegen eine Entschädigung im Tagelohn selbst die Kost halten. Dann wurde das Mittagessen verschoben und zur Abwehr des Hungers um zwölf Uhr nur ein einfaches Butterbrot genossen. Es war in dem kleinen Haushalt, der keine doppelte Hauptmahlzeit vertrug, eine billige Einrichtung. An einem solche Tage buk meine Mutter Pfannkuchen, sicherlich mehr, um uns Kinder zu erfreuen, als um ihr eigenes Gelüst zu stillen. Wir verzehrten sie mit dem größten Appetit und versprachen, dem Vater

am Abend nichts davon zu sagen. Als er kam, waren wir bereits zu Bett gebracht und lagen im tiefsten Schlaf. Ob er gewohnt sein mochte, uns noch auf den Beinen zu finden, und aus dem Gegenteil den Verdacht schöpfte, daß gegen die Hausordnung gefehlt worden sei, weiß ich nicht; genug, er weckte mich auf, liebkoste mich, nahm mich auf den Arm und fragte mich, was ich gegessen habe. Pfannkuchen! erwiderte ich schlaftrunken. Hierauf hielt er es der Mutter vor, die nichts zu entgegnen hatte und ihm sein Essen auftrug, mir aber einen Unheil verkündenden Blick zuwarf. Als wir am nächsten Tag wieder allein waren, gab sie mir nach ihrem Ausdruck mit der Rute eine dringliche Lektion im Stillschweigen. Zu anderen Zeiten schärfte sie mir wieder die strengste Wahrheitsliebe ein. Man sollte denken, diese Widersprüche hätten schlimme Folgen haben können. Es war nicht der Fall und wird nie der Fall sein, denn das Leben bringt noch ganz andere, und die menschliche Natur ist auch auf diese eingerichtet. Eine Erfahrung machte ich aber allerdings, die ein Kind besser spät macht oder niemals, nämlich, daß der Vater zuweilen dies wolle und die Mutter das. Daß ich in frühester Kindheit wirklich gehungert hätte, wie später, erinnere ich mich nicht, wohl aber, daß die Mutter sich mit dem Zusehen begnügen mußte und gern begnügte, wenn wir Kinder aßen, weil wir sonst nicht satt geworden wären.

Der Hauptreiz der Kindheit beruht darauf, daß alles, bis zu den Haustieren herab, freundlich und wohlwollend gegen sie ist, denn daraus entspringt ein Gefühl der Sicherheit, das bei dem ersten Schritt in die feindliche Welt hinaus entweicht und nie zurückkehrt. Besonders in den unteren Ständen ist dies der Fall. Das Kind spielt nicht vor der Tür, ohne daß die benachbarte Dienstmagd, die zum Einkaufen oder Wasserschöpfen über die Straße geschickt wird, ihm eine Blume schenkt; die Obsthändlerin wirft ihm aus ihrem Korb eine Kirsche oder eine Birne zu, ein wohlhabender Bürger wohl gar eine kleine Münze, für die es sich eine Semmel kaufen kann; der Fuhrmann knallt vorüberkommend mit der

Peitsche, der Musikant entlockt seinem Instrumente im Gehen einige Töne, und wer nichts von allem tut, der fragt es wenigstens nach seinem Namen und Alter oder lächelt es an. Freilich muß es reinlich gehalten sein. Dieses Wohlwollen wurde auch mir und meinem Bruder in reichlichem Maße zuteil, besonders von den Mitbewohnern unseres Hauses, den vorzugsweise sogenannten Nachbarn, die uns fast ebensoviel galten als die Mutter, und mehr als der strenge Vater. Im Sommer hatten sie ihre Arbeit und konnten sich nur wenig mit uns abgeben, da war es aber auch nicht notwendig, denn wir spielten von früh bis spät, von der Betzeit bis zur Bettzeit im Garten und hatten an den Schmetterlingen Gesellschaft genug. Aber im Winter, bei Regen und Schnee, wo wir aufs Haus beschränkt waren, ging fast alles, was uns unterhielt und erheiterte, von ihnen aus. Die Frau des Tagelöhners, Meta mit Namen, eine riesige, etwas vorgebeugte Figur, mit einem alttestamentarisch ehernen Gesicht, an das ich durch die Cumäische Sibylle des Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle lebhaft wieder erinnert worden bin, kam gewöhnlich, ein rotes Tuch um den Kopf gewunden, in den langen Winterabenden zu uns herum und blieb bis zum Lichtanzünden. Dann erzählte sie Hexen- und Spukgeschichten, die aus ihrem Munde eindringlicher, wie aus jedem anderen, klangen; wir hörten vom Blocksberg und vom höllischen Sabbath, der Besenstiel, der so verächtlich erscheinende, erhielt seine unheimliche Bedeutung und die finstere Schornsteinhöhle, die in jedem Hause, und also auch in dem unsrigen, auf eine so boshafte Weise von den Mächten der Hölle und ihren Dienerinnen gemißbraucht werden konnte, flößte uns Entsetzen ein. Genau erinnere ich mich noch des Eindrucks, den die Erzählung von der verruchten Müllerin, die sich nachts in eine Katze verwandelte, auf mich machte und wie es mich beruhigte, daß sie für diesen schlechten Streich doch endlich die gebührende Strafe erhielt; der Katze wurde nämlich, als sie einmal den nächtlichen Spaziergang antrat, von dem Müllerburschen, dem sie verdächtig vorkam, eine

Pfote abgehauen, und am nächsten Tage lag die Müllerin mit blutigem, rotem Arm ohne Hand im Bette. Wenn Licht angezündet wurde, gingen wir gewöhnlich zum Nachbar Ohl hinuber, und in seiner Stube war es uns freilich heimischer als in Metas Atmosphäre. Der Nachbar Ohl war ein Mann, den ich nie verdrießlich gesehen habe, so oft er auch Ursache hatte, es zu sein. Mit leerem Magen, ja, was bei ihm mehr sagen wollte, mit leerer Pfeife, tanzte, sang und pfiff er uns etwas vor, wenn wir kamen, und sein immer freundliches, ja vergnügtes Gesicht leuchtet mir, trotz der beträchtlich geröteten Nase, die ich mir nach der Erzählung meiner Mutter einmal mit Sehnsucht gewünscht haben soll, als ich, auf den Knien von ihm geschaukelt, zu ihm hinaufsah, und trotz der gewaltten, spitz zulaufenden Mütze, die er beständig trug, noch jetzt, wie ein Stern. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er der einzige Maurer im Ort und Herr von zwanzig bis dreißig Gesellen gewesen war, von denen sich später viele zu Meistern aufwarfen und ihm die Arbeit wegnahmen; damals hätte er, wie man ihm nachsagte, sich eine sorgenfreie Zukunft gründen können, wenn er nicht die Kegelbahn zu oft besucht und ein gutes Glas Wein zu sehr geliebt hätte, wer aber die bösen Tage trug wie er, der war wegen des unbekümmerten Genusses der guten nicht zu schelten. Ich kann seiner nicht ohne Rührung gedenken; wie sollte ich auch? Er hat den Paukenschläger und den Trompeter, die er mir und meinem Bruder einst zum Jahrmarkt schenkte, von dem Spielwarenverkäufer mit größter Mühe geborgt und sich, da seine Armut ihm das Abtragen der kleinen Schuld erst spät gestattete, noch nach Jahren, als ich schon lang und altklug an seiner Seite ging, darum mahnen lassen müssen. Unerschöpflich war er in Erfindungen, uns zu unterhalten, und da dazu bei Kindern nichts als guter Wille gehört, so mißlang es ihm nie. Eine Hauptfreude war es für uns, wenn er ein Stück Kreide in die Hand nahm, sich mit uns an seinen runden Tisch setzte und zu zeichnen anfing, Mühlen, Häuser, Tiere, und was es weiter gab. Dabei kamen ihm die lustigsten

Einfälle, die mir noch in den Ohren klingen. Selbst sein höchster Genuß war keiner für ihn, wenn wir ihn nicht teilten. Er bestand darin, daß er des Sonntags vormittags nach der Predigt und vor der Mahlzeit langsam zur Erinnerung an bessere Zeiten ein sogenanntes helles Plank Branntwein trank und eine Pfeife dazu rauchte. Von diesem Branntwein mußten wir jeder einen Fingerhut voll bekommen, oder er schmeckte ihm selber nicht. Das Getränk war allerdings nicht das schicklichste für uns, aber die Quantität war gering genug, um nachteilige Folgen zu verhüten; mein Vater verbot jedoch diese Sonntagsfeier, als er dahinter kam. Dies betrübte den guten Alten sehr, hielt ihn aber, wie ich hinzusetzen muß, nicht ab, uns wieder mittrinken zu lassen, nur daß es ganz in der Stille geschah, und daß er uns dringend anempfahl, dem Vater nachher aus dem Wege zu gehen, damit er keine Gelegenheit erhalte, einen von uns zu küssen und so die Übertretung seiner Vorschrift zu entdecken; ein Kuß, den Lippen meines Vaters aufgedrückt, hatte ihm nämlich das Spiel verraten. Zuweilen brachte der eine oder der andere seiner beiden unverheirateten Brüder, die meistens im Lande herumstreiften und Taugenichtse sein mochten, den Winter bei ihm zu. Sie fanden bei ihm immer willig Aufnahme und blieben, bis sie der Frühling oder der Hunger forttrieb; er jagte sie nicht, so schmal sein Stück Brot war, er brach es mit Freuden noch einmal durch, aber wenn er gar nichts hatte, so konnte er freilich auch nichts geben. Wenn Onkel Hans oder Johann kamen, war es für uns ein Fest, denn sie ließen ein neues Stück Welt in unser Nest fallen, sie erzählten uns von Wäldern und ihren Abenteuern darin, von Räubern und Mördern, denen sie nur kaum entgangen seien, von Schwarzsauer, das sie in einsamen Waldschenken gegessen, und von Menschenfingern und Zehen, die sie zuletzt auf dem Grunde der Schlüssel gefunden haben wollten. Der Hausfrau waren die aufschneiderischen Schmarotzer-Schwäger höchst unwillkommen, denn sie trug die Last des Lebens nicht so leichten

Mutes, wie ihr Mann, und sie wußte, daß sie nicht wieder gingen, solange noch ein Stück Speck im Schornstein hing, aber sie begnügte sich, heimlich zu murren und etwa gegen meine Mutter ihr Herz auszuschütten. Uns Kinder hatte auch sie gern und beschenkte uns im Sommer, so oft sie konnte, mit roten und weißen Johannisbeeren, die sie sich selbst von einer geizigen Freundin erbettelte, ich scheute jedoch ihre zu große Nähe, denn sie machte sich ein Geschäft daraus, mir die Nägel zu beschneiden, so oft es not tat, und das war mir, wegen des damit verbundenen prickelnden Gefühls in den Nervenenden, äußerst verhaßt. Sie las fleißig in der Bibel, und der erste starke, ja fürchterliche Eindruck aus diesem düstern Buch kam mir, lange bevor ich selbst darin zu lesen vermochte, durch sie, indem sie mir aus dem Jeremias die schreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Not die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und sie essen würden. Ich erinnere mich noch, welch ein Grausen diese Stelle mir einflößte, als ich sie hörte, vielleicht, weil ich nicht wußte, ob sie sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft, auf Jerusalem oder auf Wesselburen bezog, und weil ich selbst ein Kind war und eine Mutter hatte.

In meinem vierten Jahre wurde ich in eine Klippschule gebracht. Eine alte Jungfer, Susanna mit Namen, hoch und männerhaft von Wuchs, mit freundlichen blauen Augen, die wie Lichter aus einem graublassen Gesicht hervorschimmerten, stand ihr vor. Wir Kinder wurden in dem geräumigen Saal, der zur Schulstube diente und ziemlich finster war, an den Wänden herumgepflanzt, die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen auf der andern; Susannas Tisch, mit Schulbüchern beladen, stand in der Mitte, und sie selbst saß, ihre weiße tönerne Pfeife im Munde und eine Tasse Tee vor sich, in einem Respekt einflößenden urväterlichen Lehnstuhl dahinter. Vor ihr lag ein langes Lineal, das aber nicht zum Linienziehen, sondern zu unserer Abstrafung benutzt wurde, wenn wir mit Stirnrunzeln und Räuspern nicht länger im

Zaume zu halten waren; eine Tüte voll Rosinen, zur Belohnung außerordentlicher Tugenden bestimmt, lag daneben. Die Klapse fielen jedoch regelmäßiger als die Rosinen, ja die Tüte war, so sparsam Susanna auch mit dem Inhalt umging, zuweilen völlig leer, wir lernten daher Kants kategorischen Imperativ zeitig genug kennen. An den Tisch wurde groß und klein von Zeit zu Zeit herangerufen, die vorgerückteren Schüler zum Schreibunterricht, der Troß, um seine Lektion aufzusagen und, wie es nun kam, Schläge auf die Finger mit dem Lineal oder Rosinen in Empfang zu nehmen. Eine unfreundliche Magd, die sich hin und wieder sogar einen Eingriff ins Strafamt erlaubte, ging ab und zu und ward von dem jüngsten Zuwachs mitunter auf äußerst unerfreuliche Weise in Anspruch genommen, weshalb sie scharf darüber wachte, daß er nicht zu viel von den mitgebrachten Süßigkeiten zu sich nahm. Hinter dem Hause war ein kleiner Hof, an den Susannas Gärtchen stieß; auf dem Hof trieben wir in den Freistunden unsere Spiele, das Gärtchen wurde von uns verschlossen gehalten. Es stand voll Blumen, deren phantastische Gestalten ich noch im schwülen Sommerwind schwanken sehe; von diesen Blumen brach Susanna uns bei guter Laune hin und wieder einige ab, jedoch erst dann, wenn sie dem Welken nahe waren; früher raubte sie den sauber angelegten und sorgfältig gejäteten Beeten, zwischen denen sich Fußsteige hinzogen, die kaum für die hüpfenden Vögel breit genug schienen, nichts von ihrem Schmuck. Susanna verteilte ihre Geschenke übrigens sehr parteiisch. Die Kinder wohlhabender Eltern erhielten das Beste und durften ihre oft unbescheidenen Wünsche laut aussprechen, ohne zurechtgewiesen zu werden; die Ärmeren mußten mit dem zufrieden sein, was übrig blieb, und bekamen gar nichts, wenn sie den Gnadenakt nicht stillschweigend abwarteten. Das trat am schreiendsten zu Weihnacht hervor. Dann fand eine große Verteilung von Kuchen und Nüssen statt, aber in treuester Befolgung der Evangeliumsworte: Wer da hat, dem wird gegeben! Die Töchter des Kirchspielschreibers, einer gewalti-

gen Respektsperson, die Söhne des Arztes und so weiter wurden mit halben Dutzenden von Kuchen, mit ganzen Tüchern voll Nüsse beladen; die armen Teufel dagegen, deren Aussichten für den heiligen Abend im Gegensatz zu diesen ausschließlich auf Susannas milder Hand beruhten, wurden kümmerlich abgefunden. Der Grund war, weil Susanna auf Gegengeschenke rechnete, auch wohl rechnen mußte, und von Leuten, die nur mit Mühe das Schulgeld aufzubringen wußten, keine erwarten durfte. Ich wurde nicht ganz zurückgesetzt, denn Susanna erhielt im Herbst regelmäßig von unserem Birnbaum ihren Tribut, und ich genoß ohnehin meines „guten Kopfs" wegen vor vielen eine Art von Vorzug, aber ich empfand den Unterschied doch auch und hatte besonders viel von der Magd zu leiden, die mir das Unschuldigste gehässig auslegte, das Ziehen eines Taschentuchs zum Beispiel einmal als ein Zeichen, daß ich es gefüllt haben wollte, was mir die glühendste Schamröte auf die Wangen und die Tränen in die Augen trieb. Sobald Susannas Parteilichkeit und die Ungerechtigkeit ihrer Magd mir ins Bewußtsein traten, hatte ich den Zauberkreis der Kindheit überschritten. Es geschah sehr früh.

Noch jetzt sind mir aus dieser Schulstube zwei Momente lebhaft gegenwärtig. Ich erinnere mich zunächst, daß ich dort von der Natur und dem Unsichtbaren, den der ahnende Mensch hinter ihr vermutet, den ersten furchtbaren Eindruck empfing. Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnisvoll im Hintergrund stehen bleibenden Vater, abhängig glaubt und wo es sie ebensogut um schönes Wetter wie um ein Spielzeug bitten könnte. Diese Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind, wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Teil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, es beginnt erst, wenn sie vorüber ist, die eigentliche menschliche Selbständigkeit. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit

einem Wolkenbruch und einem Schlossenfall verbunden war, die Augen über diesen Punkt. Es war ein schwüler Sommernachmittag, einer von denen, welche die Erde ausdörren und alle ihre Kreaturen rösten. Wir Kinder saßen träge und gedrückt mit unseren Katechismen oder Fibeln auf den Bänken umher, Susanna selbst nickte schlaftrunken ein und ließ uns die Späße und Neckereien, durch die wir uns wach zu erhalten suchten, nachsichtig hingehen, nicht einmal die Fliegen summten, bis auf die ganz kleinen, die immer munter sind, als auf einmal der erste Donnerschlag erscholl und im wurmstichigen Gebälk des alten ausgewohnten Hauses schmetternd und krachend nachdröhnte. In desperatester Mischung, wie es eben nur bei Gewittern des Nordens vorkommt, folgte nun ein Schlossengeprassel, welches in weniger als einer Minute an der Windseite alle Fenster zertrümmerte, und gleich darauf, ja dazwischen, ein Regenguß, der eine neue Sündflut einzuleiten schien. Wir Kinder, erschreckt auffahrend, liefen schreiend und lärmend durcheinander; Susanna selbst verlor den Kopf, und ihrer Magd gelang es erst, die Läden zu schließen, als nichts mehr zu retten, sondern der bereits hereingebrochenen Überschwemmung zur Erhöhung des allgemeinen Entsetzens und zur Vermehrung der eingerissenen Verwirrung nur noch die ägyptische Finsternis beizugesellen war. In den Pausen zwischen dem einen Donnerschlag und dem anderen faßte Susanna sich zwar notdürftig wieder und suchte ihre Schützlinge, die sich, je nach ihrem Alter, entweder an ihre Schürze gehängt hatten oder für sich mit geschlossenen Augen in den Ecken kauerten, nach Kräften zu trösten und zu beschwichtigen; aber plötzlich zuckte wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen, und die Rede erstarb ihr auf den Lippen, während die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend aufkreischte: Der liebe Gott ist bös! und wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich hinzusetzte: Ihr taugt auch alle nichts! Dies Wort, aus so widerwärtigem Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nötigte

mich, über mich selbst und über alles, was mich umgab, hinaufzublicken und entzündete den religiösen Funken in mir. Aus der Schule ins väterliche Haus zurückgekehrt, fand ich auch dort das Greuel der Verwüstung vor; unser Birnbaum hatte nicht bloß seine jungen Früchte, sondern auch seinen ganzen Blätterschmuck verloren und stand kahl da, wie im Winter; ja, ein sehr ergiebiger Pflaumenbaum, der nicht nur uns selbst, sondern noch obendrein den halben Ort und wenigstens unsere ziemlich weitläufige Gevatterschaft zu versorgen pflegte, war sogar um den reichsten seiner Äste gekommen und glich in seiner Verstümmlung einem Menschen mit gebrochenem Arm. War es nun schon für die Mutter ein leidiger Trost, daß unser Schrein jetzt auf acht Tage mit leckerer Kost versehen sei, so wollte er mir ganz und gar nicht eingehen, und kaum die reichlich umherliegenden Glasscherben, aus denen sich auf die leichteste Weise von der Welt durch Unterkleben mit feuchter Erde die trefflichsten Spiegel machen ließen, boten für die unwiederbringlichen Herbstfreuden einigen Ersatz. Jetzt aber begriff ichs auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging, und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: das walte Gott! zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine zornigen Diener, Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan, und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark aufs Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja es kam gar bald soweit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte.

Weiter knüpft sich an diese Schulstube mein erster und vielleicht bitterster Martergang. Um deutlich zu machen, was ich sagen will, muß ich etwas ausholen. Schon in der Kleinkinderschule finden sich alle Elemente beisammen, die der reifere Mensch in potenzierterem Maße später in der Welt antrifft. Die Brutalität, die Hinterlist, die gemeine Klugheit, die Heuchelei, alles ist vertreten, und ein reines Gemüt steht immer so da, wie Adam und Eva auf dem Bilde unter den wilden Tieren. Wieviel hiervon der Natur, wieviel der ersten Erziehung oder vielmehr der Verwahrlosung von Haus aus beizumessen ist, bleibe hier unentschieden: die Tatsache unterliegt keinem Zweifel. Das war denn auch in Wesselburen der Fall. Von dem rohen Knaben an, der die Vögel bei lebendigem Leibe rupfte und den Fliegen die Beine ausriß, bis zu dem firfingerigen Knirps herunter, der seinen Kameraden die buntpapierenen Merkzeichen aus der Fibel stahl, war jede Spezies vorhanden, und das Schicksal, das die besser gearteten und darum zum Leiden verdammten Mitschüler den jungen Sündern zuweilen im Zorn prophezeiten, wenn sie eben Gegenstand ihrer Foppereien oder ihrer Heimtücke geworden waren, ging an mehr als einem buchstäblich in Erfüllung. Der Auswurf hat immer insoweit Instinkt, daß er weiß, wen sein Stachel am ersten und am schärfsten trifft, und so war denn ich den boshaften Anzapfungen eine Zeitlang am meisten ausgesetzt. Bald stellte sich einer, als ob er sehr eifrig im Katechismus lese, den er dicht vors Gesicht hielt, raunte mir aber übers Blatt weg allerlei Schändlichkeiten ins Ohr und fragte mich, ob ich noch dumm genug sei, zu glauben, daß die Kinder aus dem Brunnen kämen, und daß der Storch sie heraufhole. Bald rief ein anderer mir zu: Willst du einen Apfel haben, so nimm ihn dir aus meiner Tasche, ich habe einen für dich mitgebracht! Und wenn ich das tat, so schrie er: Susanna, ich werde bestohlen! und leugnete sein Wort ab. Ein Dritter bespuckte wohl gar sein Buch, fing dann zu heulen an und behauptete mit frecher Stirn, ich habe es getan. War ich nun solchen

Vexationen fast allein preisgegeben, teils weil ich sie am empfindlichsten aufnahm und teils, weil sie wegen meiner großen Arglosigkeit am besten bei mir glückten, so gab es dagegen auch andere, die sich alle ohne Ausnahme gefallen lassen mußten. Dazu gehörten vorzugsweise die Prahlereien einiger hoch aufgeschossener Rangen, die uns übrigen in Jahren beträchtlich voraus waren, aber trotzdem noch auf der Abcbank saßen und von Zeit zu Zeit die Schule schwänzten. Sie hatten an und für sich nichts davon als doppelte Langeweile, denn zu Hause durften sie nicht kommen, und Spielkameraden fanden sie nicht, es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich hinter einem Zaun hinzuducken oder in einem ausgetrockneten Wassergraben zu lauern, bis die Erlösungsstunde schlug, um sich dann, als ob sie gewesen wären, wo sie sein sollten, auf dem Heimweg unter uns zu mischen. Aber sie wußten sich zu entschädigen und sich den Spaß nachträglich zu bereiten, wenn sie wieder in die Schule kamen und uns ihre Abenteuer berichteten. Da war einmal der Vater ganz dicht am Zaune vorbeigegangen, das spanische Rohr, womit er sie durchzuwalken pflegte, in der Hand und hatte sie doch nicht bemerkt; da war ein anderes Mal die Mutter, vom Spitz begleitet, an den Graben gekommen, der Hund hatte sie aufgeschnüffelt, die Mutter sie entdeckt, und die Lüge, daß sie von Susanna selbst hergeschickt seien, um ihr Kamillenblumen zu pflücken, ihnen doch noch durchgeholfen. Dabei brüsteten sie sich, wie alte Soldaten den verwunderten Rekruten ihre Heldentaten erzählen, und die Applikation lautete stets: Wir riskieren Peitsche und Stock, ihr höchstens die Rute, und dennoch wagt ihr nichts! Dies war verdrießlich und um so mehr, da sich die Wahrheit nicht ganz in Abrede stellen ließ; als daher der Sohn eines Altflickers einst mit zerbläutem Rücken zur Schule kam und uns mitteilte, sein Vater habe ihn ertappt und ihn derb mit dem Knieriemen gezüchtigt, er werde es nun aber nur um so öfter probieren, denn er sei kein Hase, beschloß auch ich, meine Courage zu zeigen, und das noch denselben Nachmittag. Ich

ging also, als meine Mutter mich zur gewohnten Stunde, mit zwei saftigen Birnen für den Durst ausgerüstet, fortschickte, nicht zu Susanna, sondern verkroch mich mit klopfendem Herzen und ängstlich rückwärts spähend in den Holzschuppen unseres Nachbars, des Tischlers, von seinem Sohn, der viel älter war als ich und schon in der Werkstatt hantierte, dazu aufgemuntert und dabei unterstützt. Es war sehr heiß und mein Schlupfwinkel so dunkel als dumpf; die beiden Birnen hielten nicht lange vor, auch aß ich sie nicht ohne Gewissensbisse, und eine im Hintergrund mit ihren Jungen kauernde alte Katze, die bei der geringsten meiner Bewegungen grimmig knurrte, trug nicht auf die angenehmste Weise zu meiner Zerstreuung bei. Die Sünde führte ihre Strafe unmittelbar mit sich; ich zählte alle Viertel- und Halbestunden der Uhr, deren Schläge gellend und, wie es mir vorkam, drohend vom hohen Turm zu mir herüberdrangen, ich ängstete mich ab, ob ich auch wohl unbemerkt aus dem Schuppen wieder herauskommen werde, und ich dachte nur sehr selten und äußerst flüchtig an den Triumph, den ich morgen zu feiern hoffte. Es war bereits ziemlich spät, da trat meine Mutter in den Garten und ging, vergnügt und fröhlich um sich blickend, zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Sie kam fast an mir vorbei, und mir stockte schon davon der Atem, aber wie ward mir erst, als der Vertraute meines Geheimnisses sie plötzlich fragte, ob sie auch wohl wisse, wo Christian sei, und auf ihre stutzend abgegebene Antwort: bei Susanna! halb schalkhaft, halb schadenfroh versetzte: nein! nein! bei der Katze! und ihr blinzelnd und zwinkernd meinen Versteck zeigte. Ich sprang, vor Wut außer mir, hervor und stieß nach dem lachenden Verräter mit dem Fuß, meine Mutter aber, das ganze Gesicht eine Flamme, setzte ihren Eimer beiseite und packte mich bei Armen und Haaren, um mich noch in die Schule zu bringen. Ich riß mich los, ich wälzte mich auf dem Boden, ich heulte und schrie, aber alles war umsonst, sie schleppte mich, viel zu empört darüber, in ihrem überall gepriesenen stillen Liebling einen

solchen Missetäter zu entdecken, um auf mich zu hören, mit Gewalt fort, und mein fortgesetztes Widerstreben hatte keine andere Folge, als daß alle Fenster an der Straße aufgerissen wurden und alle Köpfe herausschauten. Als ich ankam, wurden meine Kameraden gerade entlassen, sie rotteten sich aber um mich herum und überhäuften mich mit Spott und Hohn, während Susanna, die einsehen mochte, daß die Lektion zu streng war, mich zu begütigen suchte. Seit jenem Tage glaube ich zu wissen, wie dem Spießrutenläufer zumute ist.

Ich hätte oben eigentlich noch einen dritten Moment nennen sollen. Aber dieser, wie hoch oder wie niedrig man ihn auch anschlagen mag, wenn man auf ihn zurückschaut, ist jedenfalls im Menschenleben so einzig und unvergleichlich, daß man ihn mit keinem anderen zusammenstellen darf. Ich lernte in Susannas dumpfer Schulstube nämlich auch die Liebe kennen und zwar in derselben Stunde, wo ich sie betrat, also in meinem vierten Jahre. Die erste Liebe! Wer lächelt nicht, indem er dies liest, wem schwebt nicht irgend ein Ännchen oder Gretchen vor, das ihm auch einmal eine Sternenkrone zu tragen und in Himmelblau und Morgengold gekleidet zu sein schien, und das jetzt vielleicht — es wäre frevelhaft, das Gegenbild auszumalen! Doch wer sagt sich nicht auch, daß er damals, wie im Fluge, an jedem Honigkelch, der im Garten der Erde steht, vorübergeführt wurde, zu rasch freilich, um sich zu berauschen, aber langsam genug, um den heiligen Frühduft einzuatmen! Darum gesellt sich jetzt zum Lächeln die Rührung, indem ich des schönen Maimorgens gedenke, an welchem das längst beschlossene, immer wieder verschobene und endlich unwandelbar auf einen bestimmten Tag festgesetzte große Ereignis, nämlich meine Entlassung aus dem väterlichen Hause in die Schule, wirklich stattfand. „Er wird weinen!“ sagte Meta am Abend vorher und nickte sibyllenhaft, als ob sie alles wüßte. „Er wird nicht weinen, aber er wird zu spät aufstehen!“ erwiderte die Nachbarin Ohl. „Er wird sich tapfer halten und auch zur rechten Zeit aus dem Bette sein!“ warf der gutmütige Alte

dazwischen. Dann fügte er hinzu: „Ich habe etwas für ihn, und das geb' ich ihm, wenn er morgen früh um sieben gewaschen und gekämmt in meine Tür kommt." Ich war um sieben Uhr beim Nachbar und bekam zur Belohnung einen kleinen Kuckuck; ich hatte bis halb acht guten Mut und spielte mit unserm Mops; mir wurde um dreiviertel flau, aber ich ward gegen acht wieder ein ganzer Kerl, weil Meta eintrat, und machte mich, die neue Fibel mit Johann Ballhorns Eier legendem Hahn unterm Arm, beherzt auf den Weg. Die Mutter ging mit, um mich feierlich zu introduzieren, der Mops folgte; ich war noch nicht ganz verlassen und stand vor Susanna, ehe ichs dachte. Susanna klopfte mich nach Schulmeisterart auf die Backen und strich mir die Haare zurück, meine Mutter empfahl mir im strengen Tone, der ihr viel Mühe kostete, Fleiß und Gehorsam und entfernte sich ziemlich eilig, um nicht wieder weich zu werden; der Mops war eine ziemliche Weile unschlüssig, zuletzt schloß er sich ihr an. Ich erhielt einen goldpapierenen Heiligen zum Geschenk; dann wurde mir mein Platz angewiesen, und ich war dem surrenden und sumsenden Kinderbienenstock einverleibt, welcher dem Antritt neugierig und der Unterbrechung froh zugesehen hatte. Es dauerte einige Zeit, bis ich aufzuschauen wagte, denn ich fühlte, daß ich gemustert wurde, und das setzte mich in Verlegenheit. Endlich tat ichs, und mein erster Blick fiel auf ein schlankes blasses Mädchen, das mir gerade gegenübersaß; sie hieß Emilie und war die Tochter des Kirchspielschreibers. Ein leidenschaftliches Zittern überflog mich, das Blut drang mir zum Herzen, aber auch eine Regung von Scham mischte sich gleich in mein erstes Empfinden, und ich schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel damit begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn; die vorher so gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt, weil ich sie nur dort sehen konnte, die Sonn- und Feiertage, die mich von ihr trennten, waren mir so verhaßt, als sie mir sonst erwünscht gewesen sein würden; ich fühlte mich ordent-

lich unglücklich, wenn sie einmal ausblieb. Sie schwebte mir vor, wo ich ging und stand, und ich wurde nicht müde, still für mich hin ihren Namen auszusprechen, wenn ich mich allein befand; besonders waren ihre schwarzen Augenbrauen und ihre sehr roten Lippen mir immer gegenwärtig; wogegen ich mich nicht erinnere, daß auch ihre Stimme Eindruck auf mich gemacht hätte, obgleich später gerade hiervon alles bei mir abhing. Daß ich bald das Lob des fleißigsten Schulgängers und des besten Schülers davontrug, versteht sich von selbst; mir aber war dabei eigen zumut, denn ich wußte gar wohl, daß es nicht die Fibel war, die mich zu Susanna hintrieb, und daß ich nicht, um schnell lesen zu lernen, so emsig buchstabierte. Allein niemand durfte ahnen, was in mir vorging, und Emilie am wenigsten; ich floh sie aufs ängstlichste, um mich nur ja nicht zu verraten; ich erwies ihr, wenn die gemeinschaftlichen Spiele uns dennoch zusammenführten, eher Feindseligkeiten als etwas Freundliches; ich zupfte sie von hinten bei den Haaren, um sie doch einmal zu berühren und tat ihr weh dabei, um nur keinen Verdacht zu erregen. Ein einziges Mal jedoch brach die Natur sich gewaltsam Bahn, weil sie auf eine zu große Probe gesetzt wurde. Als ich eines Nachmittags, nämlich in der Tummelstunde, die dem Unterricht stets voranging, weil die Kinder nur langsam zusammenkamen und Susanna auch gern ein Mittagsschläfchen hielt, in die Schulstube trat, bot sich mir ein höchst betrübsamer Anblick dar: Emilie wurde von einem Knaben gemißhandelt, und dieser war einer meiner besten Kameraden. Er zupfte und knuffte sie weidlich, und das ertrug ich noch, obgleich nicht ohne große Mühe und mit immer steigender, stiller Erbitterung. Endlich aber trieb er sie in einen Winkel, und als er sie wieder herausließ, blutete ihr der Mund, wahrscheinlich, weil er sie irgendwo gekratzt hatte. Da konnte ich mich nicht länger halten, der Anblick des Blutes versetzte mich in Raserei, ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden und gab ihm seine Püffe und Schläge doppelt und dreifach zurück. Aber Emilie, weit entfernt, mir

dankbar zu sein, rief selbst für ihren Feind nach Hilfe und Beistand, als ich gar nicht wieder aufhörte, und verriet so unwillkürlich, daß sie ihn lieber hatte, als den Rächer. Susanna, durch das Geschrei aus ihrem Schlummer geweckt, eilte herbei und forderte, mürrisch und unwillig, wie sie natürlich war, strenge Rechenschaft wegen meines plötzlichen Wutanfalls; was ich zur Entschuldigung hervorstotterte und stammelte, war unverständlich und unsinnig, und so trug ich denn als Lohn für meinen ersten Ritterdienst eine derbe Züchtigung davon. Diese Neigung dauerte bis in mein achtzehntes Jahr und hatte sehr verschiedene Phasen; ich muß daher noch mehrmals darauf zurückkommen.

Schon in frühester Zeit war die Phantasie außerordentlich stark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengesichter hervor, und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren, wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. Ich glaube, es ist hier zwischen der unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist, und einer gesteigerten, die ihre Angstgebilde in schneidend scharfen Formen verkörpert und der jungen Seele wahrhaft objektiv macht, wohl zu unterscheiden; jene teilte mein Bruder, der neben mir lag, aber ihm fielen immer sehr bald die Augen zu, und dann schlief er ruhig bis an den hellen Morgen; diese quälte mich allein, und sie hielt den Schlaf nicht bloß von mir fern, sondern scheuchte ihn auch, wenn er schon gekommen war, oft noch wieder fort und ließ mich mitten in der Nacht um Hilfe rufen. Wie tief sich die Ausgeburten derselben mir eingeprägt haben, geht daraus hervor, daß sie mit voller Gewalt in jeder ernsten Krankheit wiederkehren; sowie das fieberisch siedende Blut mir übers Gehirn läuft und das Bewußtsein ertränkt, stellen die ältesten Teufel, alle später geborenen vertreibend und entwaffnend, sich wieder ein, und das beweist ohne

Zweifel am besten, wie sie mich gemartert haben müssen. Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krampfhaft rege in mir; häßliche Menschen zum Beispiel, über die mein Bruder lachte, und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen; ein kleiner buckligter Schneider, an dessen dreieckigem, leichenblassem Gesicht freilich unmäßig lange Ohren saßen, die noch obendrein hochrot und durchsichtig waren, konnte nicht vorbeigehen, ohne daß ich schreiend ins Haus lief, und fast den Tod hätte ich davon genommen, als er mir, höchlich aufgebracht, einmal folgte, mich einen dummen Jungen scheltend und mit meiner Mutter keifend, weil er glaubte, daß sie ihn in der häuslichen Erziehung als Knecht Ruprecht verwende. Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannas Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den eklen Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, so viel und mehr, wie anderen die Rose selbst, und Wörter wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne, versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allen gerne laut buchstabierte und mich jedesmal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf. Nur leider bedarf man in der Welt viel öfter des Verkleinerungs- als des Vergrößerungsglases, und davon ist selbst die schöne Jugendzeit nur in den seltensten Fällen ausgenommen. Denn wie man vom Pferde sagt, daß es den Menschen darum respektiert, weil es nach der Konstruktion seines Auges einen Riesen ihn ihm erblickt, so steht auch das mit Phantasie begabte Kind nur deshalb vor einem Sandkorn still, weil es ihm ein unübersteiglicher Berg scheint. Die Dinge selbst können hier also nicht den Maßstab abgeben, sondern man muß nach dem Schatten fragen, den sie werfen, und so kann

der Vater oft lachen, während der Sohn Höllenqualen erleidet, weil die Gewichte, womit beide wiegen, grundverschieden sind. Ein an sich drolliger Vorfall gehört hierher, da er gerade diesen für die Erziehung höchst wichtigen Punkt ins klarste Licht setzt. Ich sollte einmal zu Mittag eine Semmel holen, die Bäckersfrau reichte sie mir und gab mir zugleich in großmütiger Laune einen alten Nußknacker, der sich beim Aufräumen irgendwo vorgefunden haben mochte. Ich hatte noch nie einen Nußknacker gesehen, ich kannte keine seiner verborgenen Eigenschaften und nahm ihn hin, wie jede andere Puppe, die sich durch rote Backen und glotzende Augen empfahl. Vergnügt den Rückweg antretend und den Nußknacker als neugewonnenen Liebling zärtlich an die Brust drückend, bemerkte ich plötzlich, daß er den Rachen öffnet und mir zum Dank für die Liebkosung seine grimmigen weißen Zähne zeigt. Man male sich meinen Schreck aus! Ich kreischte hell auf, ich rannte, wie gehetzt, über die Straße, aber ich hatte nicht soviel Besinnung oder Mut, den Unhold von mir zu werfen, und da er natürlich nach Maßgabe meiner eigenen Bewegungen während des Laufens sein Maul bald schloß, bald wieder aufriß, so konnte ich nicht umhin, ihn für lebendig zu halten und kam halb tot zu Hause an. Hier wurde ich nun zwar ausgelacht und aufgeklärt, zuletzt gar gescholten; es half aber alles nichts, es war mir nicht möglich, mich mit dem Unhold wieder auszusöhnen, obgleich ich seine Unschuld erkannte, und ich ruhte nicht, bis ich die Erlaubnis erhielt, ihn an einen anderen Knaben wieder zu verschenken. Als mein Vater die Sache erfuhr, meinte er, es gäbe keinen zweiten Jungen, dem so etwas begegnen könne; das war sehr möglich, denn es gab vielleicht keinen, dem die Vettern des Nußknackers des Abends vorm Eindämmern vom Boden und von den Wänden herab schon Gesichter geschnitten hatten. Bei Nacht gipfelte diese Tätigkeit meiner gärenden Phantasie in einem Traum, der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in mir zurückließ, daß er siebenmal hintereinander wiederkehrte. Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem

ich schon so manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, mich hinein gesetzt und sich daneben gestellt, um mich zu schaukeln. Nun flog ich denn ohne Rast und Aufenthalt in Schwindel erregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloß die Augen: jetzt war ich dem Boden wieder so nah, daß ich den gelben Sand, sowie die kleinen roten und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußspitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich herauswerfen, aber das kostete doch einen Entschluß und bevor es mir gelang, gings wieder in die Höhe, und mir blieb nichts übrig, als abermals ins Seil zu greifen, um nur nicht zu stürzen und zerschmettert zu werden. Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht, und da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinübernahm, so war es kein Wunder, daß er sich auch immer wieder einstellte.

Ich blieb in Susannas Schule bis in mein sechstes Jahr und lernte dort fertig lesen. Zum Schreiben ward ich, meiner Jugend wegen, wie es hieß, noch nicht zugelassen; es war das letzte, was Susanna mitzuteilen hatte, darum hielt sie vorsichtig damit zurück. Aber die notwendigen ersten Gedächtnisübungen wurden auch schon mit mir angestellt; denn sowie der Knirps sich vom geschlechtslosen Rock zur Hose und von der Fibel zum Katechismus aufgedient hatte, mußte er die zehn Gebote und die Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig lernen, wie Doktor Martin Luther, der große Reformator, sie vor dreihundert Jahren als Richtschnur für die protestantische Kirche formuliert hat. Weiter gings nicht, und die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch in das unentwickelte Kindergehirn herüberspazierten, setzten sich hier natürlich in wunderliche und zum Teil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen

Gemüt keineswegs schadeten, sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gärung darin hervorriefen. Denn, was tuts, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen ist die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Mensch wird doch gleich beim Eingang an ein alles bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regeldetri oder in die Weisheit der Äsopischen Fabeln erreichen läßt. Merkwürdig war allerdings dabei, daß Luther in meiner Einbildung fast unmittelbar neben Moses und Jesus Christus zu stehen kam; doch es hatte ohne Zweifel darin seinen Grund, daß sein donnerndes: „Was ist das?" immer augenblicklich hinter den majestätischen Lakonismen Jehovas herscholl, und daß obendrein sein derbkerniges Gesicht, aus dem der Geist um so eindringlicher spricht, weil er offenbar mit dem widerstrebenden dicken Fleisch erst kämpfen muß, dem Katechismus in nachdrücklicher Schwärze vorgedruckt war. Aber auch das hatte meines Wissens für mich ebensowenig nachteilige Folgen, als mein Glaube an die wirklichen Hörner und Klauen des Teufels oder an die Hippe des Todes, und ich lernte, sobald es not tat, sehr gut zwischen dem Salvator und dem Reformator unterscheiden. Übrigens genügte der bescheidene Erwerb, den ich bei Susanna davontrug, vollkommen, mir zu Hause ein Ansehen zu verschaffen; dem Meister Ohl imponierte es ungemein, daß ich bald besser wußte, als er selbst, was der wahre Christ alles glaubt, und meine Mutter wurde fast zu Tränen gerührt, als ich ihr das erstemal, ohne zu stottern oder gar zu stocken, bei der Lampe den Abendsegen vorlas, ja sie fühlte sich so davon erbaut, daß sie mir das Lektoramt für immer übertrug, welches ich denn auch geraume Zeit mit vielem Eifer und nicht ohne Selbstgefühl versah. Gegen das Ende meines sechsten Jahres trat in den holsteinischen Schuleinrichtungen, und also auch in den meines Vater-

ländchens, eine große Veränderung, ja eine völlige Umgestaltung, ein. Bis dahin hatte der Staat sich in die erste Erziehung gar nicht, in die spätere wenig gemischt; die Eltern konnten ihre Kinder schicken, wohin sie wollten, und die Klipp- und Winkelschulen waren reine Privatinstitute, um die sich selbst die Prediger kaum bekümmerten, und die oft auf die seltsamste Weise entstanden. So war Susanna einmal an einem stürmischen Herbstabend, ohne einen Heller zu besitzen und völlig fremd, auf hölzernen Pantoffeln nach Wesselburen gekommen und hatte bei einer mitleidigen Pastorswitwe um Gottes willen ein Nachtquartier gefunden; diese entdeckt, daß die Pilgerin lesen und schreiben kann, auch in der Schrift nicht übel Bescheid weiß und macht ihr daraufhin Knall und Fall den Vorschlag, im Ort, ja in ihrem Hause zu bleiben und Unterricht zu geben. Die Jugend, wenigstens der kriechende Teil derselben, war nämlich gerade verwaist, der bisherige Lehrer, lange Zeit wegen seiner strengen Zucht höchlich gepriesen, hatte ein naseweises kleines Mädchen zur Strafe für irgend eine Ungezogenheit entblößt auf einen heißen Ofen gesetzt, vielleicht, um ein noch größeres Lob davonzutragen, und das war denn doch auch den unbedingtesten Verehrern der Rute zu stark gewesen. Susanna stand ganz verlassen in der Welt da und wußte nicht, wohin sie sich wenden oder was sie ergreifen sollte, sie vertauschte die gewohnte Handarbeit daher gerne, obgleich nicht ohne Angst, nach ihrem eigenen Ausdruck, mit der schweren Kopfarbeit, und die Spekulation glückte vollkommen und in kürzester Frist. Den mehr herangewachsenen Knaben und Mädchen öffneten sich, freilich ernst und finster, Rektorat und Konrektorat, die unter einer Art Kontrolle standen und sich nötigenfalls durch den weltlichen Arm rekrutierten. Aber auch hier wurden trotz der pomphaften, mir bis zur Stunde rätselhaft gebliebenen Namen, womit sie stolzierten, nur die notdürftigsten Realien traktiert, und ein wegen seiner Gaben allgemein angestaunter Bruder meiner Mutter, den der keineswegs überbescheidene Rektor mit der Erklärung ent-

ließ, daß er ihn nichts weiter lehren könne, weil er soviel wisse, wie er selbst, war allerdings ein gewaltiger Kalligraph und putzte seine Neujahrswünsche mit Tusch und Schnörkeln heraus, wie Fust und Schöffer ihre Inkunabeln, konnte jedoch nicht einen einzigen grammatikalischen Satz zustande bringen. Diesen unleugbar höchst mangelhaften und der Verbesserung bedürftigen Zuständen sollte nun ein für allemal ein Ende gemacht, das Volk sollte von der Wiege an erzogen und der Aberglaube bis auf die letzte Wurzel ausgerottet werden. Ob man gründlich erwog, was vornämlich zu erwägen gewesen wäre, bleibe dahingestellt, denn der Begriff der Bildung ist äußerst relativ, und wie der ekelhafteste Rausch durchs Nippen aus allen Flaschen entsteht, so erzeugt das flache, enzyklopädische Wissen, das sich allenfalls in die Breite mitteilen läßt, gerade jenen widerwärtigen Hochmut, der sich keiner Autorität mehr beugt und doch zu der Tiefe, in der sich die geil aufschießenden dialektischen Widersprüche und Gegensätze von selbst lösen, nie hinabdringt. Jedenfalls ergriff man das rechte Mittel, indem man auf der einen Seite Seminarien stiftete und auf der anderen Elementarschulen errichtete, so daß der Abkläricht, der dort ausgekocht und als Rationalismus in die leeren Schulmeisterköpfe hineingetrichtert wurde, sich von hier aus gleich über das ganze Land ergießen konnte. Das Resultat war, daß auf eine etwas abergläubische Generation eine überaus superkluge folgte, denn es ist erstaunlich, wie der Enkel sich fühlt, wenn er weiß, daß ein nächtliches Feuermeteor bloß aus brennbaren Dünsten besteht, während der Großvater den Teufel darin erblickt, der in irgend einen Schornstein mit seinen leuchtenden Geldsäcken hinein will. Doch, wie es sich hiermit auch im allgemeinen verhalten mochte, und ich wiederhole meine Überzeugung, daß der Durchschnittspunkt hier außerordentlich schwer zu treffen ist: für mich knüpfte sich an die Reform ein großes Glück. Auch Wesselburen erhielt nämlich seine Elementarschule, und an diese wurde ein Mann als Lehrer gewählt, dessen Namen

ich nicht ohne ein Gefühl der tiefsten Dankbarkeit niederschreiben kann, weil er trotz seiner bescheidenen Stellung einen unermeßlichen Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt hat; er hieß Franz Christian Dethleffsen und kam aus dem benachbarten Eiderstedt, wo er schon eine kleine Bedienstung gehabt hatte, zu uns herüber.

Kein Haus ist so klein, daß es dem Kinde, welches darin geboren ward, nicht eine Welt schiene, deren Wunder und Geheimnisse es erst nach und nach entdeckt. Selbst die ärmlichste Hütte hat wenigstens ihren Boden, zu dem eine hölzerne Leiter hinaufführt, und mit welchem Gefühl wird diese zum erstenmal erstiegen! Gewiß findet sich oben einiges altes Gerät, das unbrauchbar und vergessen in eine längst vergangene Zeit zurückdeutet und an Menschen mahnt, die schon bis auf den letzten Knochen vermodert sind. Hinterm Schornstein steht wohl eine wurmstichige hölzerne Kiste, welche die Neugier reizt; handhoch liegt der Staub darauf, noch sitzt das Schloß, aber man braucht nicht nach dem Schlüssel zu suchen, denn man kann hineingreifen, wo man will, und wenn das Kind es mit Zittern und Zagen tut, so zieht es einen zerrissenen Stiefel oder die zerbrochene Kunkel eines Spinnrades hervor, das schon vor einem halben Jahrhundert beiseite gestellt wurde. Schaudernd schleudert es den Doppelfund wieder von sich, weil es sich unwillkürlich fragt: wo ist das Bein, das jenen trug, und wo die Hand, die diese in Schwung setzte? doch die Mutter hebt das eine oder das andere wieder bedächtig auf, weil sie gerade eines Riemens bedarf, der sich noch aus dem Stiefel des Großvaters herausschneiden läßt, oder weil sie glaubt, daß sie mit der Kunkel der Urtante noch einmal Feuer anmachen kann. Wäre die Kiste aber auch während des letzten harten Winters, der die Leute sogar nötigte, getrocknete Mistfladen zu brennen, mit in den Kachelofen gewandert, so steckt doch im Dach noch eine verrostete Sichel, die einst blank und fröhlich zu Felde zog und tausend goldgrüne Halme in einem Ausholen darniederstreckte, und darüber hängt die unheimliche Sense, an

der sich vor Zeiten ein Knecht die Nase ablief, weil sie zu dicht über der Bodenluke hing, und er die Leiter zu rasch hinanstieg. Daneben piepsen in den Ecken die Mäuse, es springen wohl auch ein paar aus den Löchern hervor, um nach kurzem Tanz wieder hineinzuschlüpfen, ja ein blendend weißes Wieselchen wird für einen Augenblick sichtbar, das kluge Köpfchen samt den Vorderpfoten spähend und schnuppernd in die Höhe hebend, und der einzige Sonnenstrahl, der durch irgend eine verstohlene Spalte dringt, ist einem Goldfaden so vollkommen ähnlich, daß man ihn gleich um den Finger wickeln möchte. Von einem Keller weiß die Hütte nichts, wohl aber das Bürgerhaus, wenn auch nicht des Weines, sondern der Kartoffeln und der Rüben wegen, die der Ärmere im Freien unter einem tüchtigen Erdhaufen birgt, den er im Herbst aufwirft und im Winter bei starkem Frost noch vorsichtig mit Stroh oder Mist bedeckt. In den Keller zu kommen, will nun noch viel mehr heißen, als auf den Boden zu gelangen; wo aber wäre das Kind, welches nicht auch dieses Gelüst auf die eine oder andere Weise zu befriedigen wüßte. Es kann ja zum Nachbar gehen und sich schmeichelnd an die Schürze der Magd hängen, wenn sie gerade etwas heraufholen soll, es kann sogar den Augenblick erlauern, wo aus Versehen die Tür offen blieb und sich auf eigene Faust hinunterwagen. Das ist freilich gefährlich, denn sie kann plötzlich zugeschlagen werden, und die sechzehnfüßigen Kanker, die in ekelhaftester Mißgestalt an den Wänden herumkriechen, sowie das durchsickernde grünliche Wasser, das sich in den hier und da absichtlich gelassenen Vertiefungen sammelt, laden nicht zum langen Verweilen ein. Aber, was tuts, man hat die Kehle ja bei sich, und wer ordentlich schreit, der wird zuletzt gehört!

Macht nun schon das Haus unter allen Umständen einen solchen Eindruck auf das Kind: wie muß ihm erst der Ort vorkommen! Es tritt, wenn es zum erstenmal von der Mutter oder vom Vater mitgenommen wird, den Gang durch den Straßenknäuel gewiß nicht ohne Staunen an, es kehrt noch

weniger ohne Schwindel von ihm zurück. Ja, es bringt von vielen Objekten vielleicht ewige Typen mit heim, ewig in dem Sinn, daß sie sich im Fortgang des Lebens eher unmerklich bis ins Unendliche erweitern, als sich jemals wieder zerschlagen lassen, denn die primitiven Abdrücke der Dinge sind unzerstörbar und behaupten sich gegen alle späteren, wie weit diese sie auch an sich übertreffen mögen. So war es denn auch für mich ein unvergeßlicher und bis auf diesen Tag fortwirkender Moment, als meine Mutter mich den Abendspaziergang, den sie sich in der schönen Sommerzeit an Sonn- und Feiertagen wohl gönnte, zum erstenmal teilen ließ. Mein Gott, wie groß war dies Wesselburen: fünfjährige Beine wurden fast müde, bevor sie ganz herumkamen! Und was traf man alles unterwegs! Schon die Namen der Straßen und Plätze, wie rätselhaft und abenteuerlich klangen sie! „Nun sind wir auf dem Lollfluß! Das ist Blankenau, hier gehts zum Klingberg hinüber! Dort steht das Eichennest!" Je weniger sich ein Anhaltspunkt für sie fand, um so sicherer mußten sie Mysterien verbergen! Nun gar die Sachen selbst! Die Kirche, deren metallne Stimme ich schon so oft gehört hatte, der Gottesacker mit seinen düstern Bäumen und seinen Kreuzen und Leichensteinen, ein uraltes Haus, das ein „Achtundvierziger"[1] bewohnt haben und in dessen Keller ein vom Teufel bewachter Schatz verborgen sein sollte, ein großer Fischteich: all diese Einzelheiten flossen für mich, als ob sie sich, wie die Glieder eines riesenhaften Tiers, organisch aufeinander bezögen, zu einem ungeheuren Totalbilde zusammen, und der Herbstmond übergoß es mit bläulichem Licht. Ich habe seitdem den Dom von Sankt Peter und jeden deutschen Münster gesehen, ich bin auf dem Père Lachaise und an der Pyramide des Cestius gewandelt, aber wenn ich im allgemeinen an Kirchen, Friedhöfe und so weiter denke, so schweben sie mir noch jetzt in der Gestalt vor, in der ich sie an jenem Abend erblickte.

[1] Die „Achtundvierziger" waren in Dithmarschen ein Obergericht von 48 auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern der Bauernrepublik, das, 1447 gestiftet, die Aufrechterhaltung des Landfriedens zur Hauptaufgabe hatte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo ich Susannas dumpfen Saal mit der neuerbauten, hellen und freundlichen Elementarschule vertauschte, mußte auch mein Vater sein kleines Haus verlassen und eine Mietwohnung beziehen. Das war nun für mich ein wunderlicher Kontrast. Die Schule hatte sich erweitert: ich schaute aus blanken Fenstern mit breiten Föhrenrahmen, statt das neugierige Auge an grünen Bouteillen-Scheiben mit schmutziger Bleieinfassung zu versuchen, und der Tag, der bei Susanna immer später anfing und früher aufhörte, als er sollte, kam zu seinem vollen Recht; ich saß an einem bequemen Tisch mit Pult und Tintenfaß, der frische Holz- und Farbengeruch, der noch jetzt einigen Reiz für mich hat, versetzte mich in eine Art von fröhlichem Taumel, und als ich auf mein Lesen hin vom inspizierenden Prediger angewiesen wurde, die dritte Bank, die ich bescheiden gewählt hatte, mit der ersten zu vertauschen und sogar auf dieser noch einen der obersten Plätze einzunehmen, fehlte mir nicht viel mehr zur Seligkeit. Das Haus dagegen war zusammengeschrumpft und hatte sich verfinstert: jetzt gab es keinen Garten mehr, in dem ich mich mit meinen Kameraden bei gutem Wetter herumtummeln konnte, keine Diele, die uns bei Regen und Wind gastlich aufnahm: ich war auf die enge Stube beschränkt, in der ich mich kaum selbst rühren, in die ich aber keinen Spielgefährten mitbringen durfte, und auf den Platz vor der Tür, auf dem es, da die Straße unmittelbar daran vorüberlief, nur selten einer bei mir aushielt. Der Grund der ganzen folgenschweren Veränderung war eigen genug. Mein Vater hatte sich bei seiner Verheiratung durch Übernahme einer Bürgschaft mit fremden Schulden beladen und würde ohne Zweifel schon viel früher ausgetrieben worden sein, wenn sein Gläubiger nicht glücklicherweise die lange Strafe einer Brandstiftung im Zuchthause abzubüßen gehabt hätte. Dies war einer der furchtbaren Menschen, die das Böse des Bösen wegen tun und den krummen Weg sogar dann noch vorziehen, wenn der gerade rascher und sicherer zum Ziele führt; er hatte den lauernd boshaften

Höllenblick, den niemand aushält, und der in einer noch kindlichen Zeit den Glauben an Hexen und Hexenmeister entzündet haben mag, weil die Freude über das Unheil in ihm einen Ausdruck findet, der das Unheil selbst notwendig vermehren zu müssen scheint. Krugwirt und Krämer seines Zeichens und für seinen Stand mehr als wohlhabend, hätte er die friedlichste und fröhlichste Existenz führen können; aber er mußte durchaus mit Gott und der Welt in Feindschaft stehen und einem wahrhaft teuflischen Humor, von dem mir später selbst in Kriminalgeschichten kein zweites Beispiel vorgekommen ist, den Zügel schießen lassen. So ließ er seine Frau einmal auf ihre Bitte am Sonnabend mit der größten Freundlichkeit zur Beichte gehen, verbot ihr aber am Sonntag, nach protestantischem Brauch, auch das Abendmahl zu nehmen, weil sie ihn darum nicht ersucht hatte. Wenn irgend einem seiner Nachbarn ein junges schönes Pferd heranwuchs, so ging er zu ihm und bot ihm einen Spottpreis für das Tier. Wies dieser ihn ab, so sagte er: „Ich würde mirs doch überlegen und die alte Regel beherzigen, daß man alles hergeben soll, worum einmal gehandelt wurde; wer weiß, was geschieht!" Und sicher ward das Pferd trotz aller Überwachung, früher oder später, auf der Wiese oder im Stall mit durchschnittenen Fußsehnen gefunden und mußte erstochen werden, so daß er zuletzt kaufen konnte, was ihm irgend gefiel. Seinem Schwiegersohn half er bereitwilligst bei einem betrügerischen Bankerott, zu dem er ihn selbst verleitet haben mochte; als dieser jedoch nach geschworenem Meineid die unterschlagenen Sachen zurückverlangte, lachte er ihn aus und forderte ihn auf, zu klagen. Beim Feuerlegen wurde er aber von seiner eigenen Magd überrascht und, ungeachtet seiner Schlauheit und seines ebenso großen Glücks, auf der Tat ertappt, und diesem Umstand verdankte mein Vater, den er durch allerlei listige Vorspiegelungen in die Bürgschaft hineingeschwatzt hatte, die wenigen Jahre ruhigen Besitzes, deren er sich in seinem kurzen Leben erfreute. Sowie das Zuchthaus dem Gemeinwesen seinen Zögling zurückgab,

mußten wir die Stätte verlassen, an der unsere Großeltern über ein halbes Jahrhundert Freud und Leid miteinander geteilt hatten; es war für mich und meinen Bruder wie Weltuntergang, als die alten Mobilien, die sonst kaum beim Weißen des Zimmers von der Stelle gerückt wurden, plötzlich auf die Straße hinauswanderten, als die ehrwürdige holländische Schlaguhr, die nie richtig ging und immer Verwirrung anstiftete, auf einmal, hell vom Strahl der Maisonne beschienen, an einem Ast des Birnbaumes hing, und der runde wurmstichige Speisetisch, der uns, wenn gerade wenig darauf war, so oft den Wunsch abnötigte, daß wir alles haben möchten, was schon darauf verzehrt worden sei, wackelnd darunter stand. Doch war das Ganze natürlich auch ein Schauspiel für uns, und als sich sogar beim Aufräumen ein mir längst verloren gegangener bunter Pfeifenkopf in irgend einem Rattenloch wiederfand und noch obendrein bei den mit uns ausziehenden Familien dies und jenes, was sich des Mitnehmens nicht zu verlohnen schien, für uns, die wir auch noch das Letzte brauchen konnten, im Durchstöbern der Winkel abfiel, kam der Tag uns bald als ein Festtag vor und wir schieden, zwar nicht ohne Rührung, aber doch ohne Schmerz, von den Räumen, in denen wir geboren waren. Was das eigentlich hieß, erfuhr ich erst nachher, aber freilich bald genug; ich war, ohne es selbst zu wissen, bis dahin ein kleiner Aristokrat gewesen und hatte nun aufgehört, es zu sein. Das hing so zusammen. An und für sich schaut der Kätner auf den Häuerling herab, wie der Bauer und der reiche Bürger auf ihn, und ebenso wird mit einem gewissen Respekt wieder zu ihm hinaufgeschaut. Er ist des ersten Grußes so sicher, als ob er einen Wechsel darüber in Händen hätte und ihn durch die Gerichte eintreiben könnte; kann er sich aber auf seiner Höhe nicht behaupten, so geht es ihm, wie jeder Größe, die zum Fall kommt: die Unteren rächen sich dafür an ihm, daß er sie einst überragt hat. Die Kinder richten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch

die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu teilen. Als wir uns noch im Besitz befanden, wurde mein Ansehen als Kätnerssohn noch bedeutend durch den Birn- und den Pflaumenbaum unseres Gartens gesteigert. Selbst im Winter wurde es nicht ganz vergessen, daß ich im Sommer etwas zu verschenken hatte, und mancher hartgefrorene Schneeball, der mir ursprünglich zugedacht war, flog doch an meinen Ohren vorüber, weil man besorgte, daß ich zu ungelegener Zeit Revanche nehmen möchte. Kam der Frühling heran, so begann man, durch allerlei kleine Gaben um meine Protektion zu werben; bald erhielt ich ein Heiligenbild, bald ein buntes Merkzeichen, bald eine Muschel, und huldvoll versprach ich dafür, was man verlangte. Zeigten sich die ersten Blüten, so wurden mit Tischlers Wilhelm förmliche Geschäfte abgeschlossen; er überließ mir auf Kredit bald einen kleinen Wagen, bald einen Puppensarg, bald ein Schränkchen und ähnliche Spielereien, die er selbst zierlich genug aus den Holzabfällen seines Vaters zurecht zu schnitzeln wußte, und ich wies ihm dafür ganze oder halbe Körbe von Birnen und Pflaumen an. Prangten die Bäume im vollen Flor, so war die Ernte auch in der Regel schon verkauft, aber allerdings ganz in der Sille, denn meine Mutter war wenig geneigt, die von mir eingegangenen Kontrakte zu realisieren, und Wilhelm stand ihr gegenüber immer als großmütiger und uneigennütziger Schenker da. Waren die Früchte reif, ein Zeitpunkt, über den Kinder und Erwachsene bekanntlich weit voneinander abweichen, so warf mein Gläubiger von seinem Garten aus mit Knütteln und Steinen dazwischen, während ich aufpaßte, ob auch jemand käme, und das Gefallene hurtig und ängstlich für ihn zusammenlas. Wir wählten gewöhnlich die Mittagsstunde dazu, und oft glückte es mir, meine Schulden vollständig abzutragen, bevor die allgemeine Obstlese eintrat; oft wurden wir aber auch von dieser überrascht oder sonst ertappt, und dann holte Wilhelm sich ohne Erbarmen, und ohne sich darum zu kümmern, daß er zuweilen den größten Teil des bedungenen Preises schon eingestrichen hatte, in

günstiger Stunde seine Sachen wieder, indem er rasch über den Zaun sprang und sie mir wegriß. Dies alles hatte nun ein Ende, und die Folgen waren anfangs recht bitter. Zunächst wurden meine Eltern feierlich als „Hungerleider“ eingekleidet; denn es ist charakteristisch an den geringen Leuten, daß sie das Sprichwort: „Armut ist keine Schande!“ zwar erfunden haben, aber keineswegs danach handeln. Dazu trug nun nicht wenig mit bei, daß meine Mutter etwas zurückhaltender Natur war und auch jetzt noch nicht aufhörte, ihr oft ausgesprochenes Prinzip: „Wegwerfen kann ich mich immer, damit hat es keine Eile!“ fest zu befolgen. Dann fing man an, auf uns Kinder zu hacken. Die alten Spielkameraden zogen sich zurück und ließen uns den eingetretenen Unterschied wenigstens empfinden; denn der Knabe, der einen Eierkuchen im Leibe hat, blickt den von der Seite an, der sich den Magen mit Kartoffeln füllen muß; die neuen hänselten uns und zeigten sich widerwärtig, wo sie konnten, ja die Pflegehausjungen drängten sich heran. Diese, arme Waisen, die auf öffentliche Kosten in einem Mittelding von Mildtätigkeitsanstalt und Hospital unterhalten wurden, bildeten nämlich die allerunterste Klasse; sie trugen graue Kittel, hatten in der Schule, wie die Grafen in Göttingen, ihre eigene Bank, nur aus anderen Gründen, und wurden von allen gemieden, so daß sie sich selbst als halbe Aussätzige betrachteten und sich nur dem näherten, den sie verhöhnen zu dürfen glaubten. Doch hatte das alles zuletzt sehr gute Folgen für mich. Ich war bis dahin ein Träumer gewesen, der sich am Tage gern hinter den Zaun oder den Brunnen verkroch, des Abends aber im Schoß der Mutter oder der Nachbarinnen kauerte und um Märchen und Gespenstergeschichten bat. Jetzt ward ich ins tätige Leben hineingetrieben; es galt, sich seiner Haut zu wehren, und wenn ich mich auf die erste Rauferei auch nur nach langem Zögern und vielen, keineswegs kühnen Rettungsversuchen einließ, so fiel sie doch so aus, daß ich die zweite nicht mehr scheute und an der dritten oder vierten schon Geschmack fand. Unsere Kriegserklärungen waren noch

lakonischer, wie die der Römer oder der Spartiaten. Der Herausforderer sah seinen Gegner während der Schulstunde, wenn der Lehrer für eine Minute den Rücken wandte, ernsthaft an, ballte die rechte Hand zur Faust und legte sie sich auf den Mund oder vielmehr aufs Maul. Der Gegner wiederholte das symbolische Zeichen in der nächsten sicheren Minute, ohne auch nur mit einem Blick auf ein ausführlicheres Manifest zu dringen, und mittags wurde der Handel auf dem Kirchhof in der Nähe eines alten Grabkellers, vor dem sich ein grün bewachsener Fleck befand, mit den Naturwaffen durch Ringen und Hauen, im äußersten Fall auch durch Beißen und Kratzen bündig vor der ganzen Schule ausgemacht. Ich erhob mich zwar nie zum Rang eines eigentlichen Traineurs, der seine Ehre darein setzte, das ganze Jahr mit blauem Auge oder verschwollener Nase herumzugehen; aber ich verscherzte doch sehr bald das mütterliche Lob, ein frommes Kind zu sein, das mir bis dahin so wohl getan hatte, und stieg dafür im Ansehen bei meinem Vater, der es mit seinen Söhnen verhielt, wie Friedrich der Große mit seinen Offizieren, indem er sie bestrafte, wenn sie sich prügelten, und sie verhöhnte, wenn sie sich etwas bieten ließen. Einst biß mich mein Gegner, als ich auf ihm lag und ihn gemächlich durchwalkte, bis auf den Knochen in den Finger, so daß ich die Hand wochenlang nicht mehr zum Schreiben brauchen konnte; das war aber auch die gefährlichste Wunde, deren ich mich erinnere, und sie führte, wie dies wohl auch noch später im Leben zu geschehen pflegt, zu einer innigen Freundschaft. — — — —

Als reifer Mann hat uns Hebbel in dem oben mitgeteilten Fragment „Meine Kindheit" einen Blick in diese erste Lebenszeit tun lassen, dabei — was er an Goethes Dichtung und Wahrheit rühmte — „das Beschwichtigende und Ausgleichende" hervorhebend. Spätere Tagebucheintragungen und Gedichte mögen das Bild ergänzen.

. . . Ich bleibe dabei: die Sonne scheint den Menschen nur einmal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Tagebuch 22. Nov. 1838.

Erwarmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen. Tieck sagt in diesem Sinne irgendwo: „Nur wer Kind war, wird Mann"; ich erbebte, als ich dies zum ersten Male las; nun hatte das Gespenst, das mich um mein Leben bestiehlt, einen Namen. Wie war nicht meine Kindheit finster und öde! Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklave der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not geknüpft, außer stande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung, auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang versperrt; nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, Brust erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen; selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, so hätte ich so etwas nicht über ihn niedergeschrieben) ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen . . .

Bubensonntag. 24. Mai 1836.

Wenn ich einst, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag,
und die helle Kirchenglocke
all das Schweigen unterbrach:

O, wie schlüpft ich dann so hurtig
aus dem Bett ins Kleid hinein,
und wie gern ließ ich das Frühstück,
um zuerst bei Gott zu sein!

Ein Gesangbuch unterm Arme,
eh ichs Lesen noch verstand,
ging ich fort, gebeugten Hauptes,
fromm verschränkend Hand in Hand.

Kam ein Hündchen froh gesprungen,
schalt ich: komm mir nicht zu nah!
Kaum daß ich, zur Seite schielend,
nach der Vogelfalle sah.

Fiel die Kirchentür nun knarrend
hinter meinem Rücken zu,
sprach ich furchtsam-zuversichtlich:
Jetzt allein sind Gott und du!

Längst mit ganzem, vollem Herzen
hing ich ja an meinem Gott,
doch, daß niemand ihn erblicke,
hielt ich stets für eitel Spott.

Und so hofft ich jeden Morgen,
endlich einmal ihn zu sehn;
wars denn nichts in meinen Jahren,
stets um fünfe aufzustehn?

Auf dem hohen Turm die Glocke
war schon lange wieder stumm,
der Altar warf düstre Schatten,
Gräber lagen rings herum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
dacht ich: jetzt wirst du ihn schaun!
Aber meine Augen schlossen
sich zugleich vor Angst und Graun.

Und dies Zittern, dies Erbangen
und mein kalter Todesschweiß —
daß der Herr vorbeigewandelt,
galt mir alles für Beweis.

Still und träumend dann nach Hause
schlich ich mich in süßer Qual,
und mein klopfend Herz gelobte
sich mehr Mut fürs nächste Mal.

Tagebuch 29. März 1842. Mein Vater war aus Meldorf gebürtig, und eine Reise nach Meldorf, um die alte Großmutter und die Onkel und Tanten, die dort als Bürger und Handwerker lebten, zu sehen, war der höchste Preis, der mir und meinem Bruder als Lohn für unsere Folgsamkeit und unsern Gehorsam versprochen wurde. Endlich, nachdem wir lange umsonst gehofft hatten, kam es so weit; noch am letzten Tage aber, wo die Reise schon angetreten werden sollte, hätte der Schuster, der mir ein Paar neue Schuhe machte, sie fast wieder hintertrieben; denn anfangs hatte es den Anschein, als ob er die Schuhe trotz seines feierlichen Versprechens gar nicht liefern würde, und als die sehnlichst erwarteten zuletzt gebracht wurden, waren sie zu klein. Ein anderer Schuster half mir jedoch aus der Not, indem er für die derben bestellten ein Paar leichte Marktschuhe hergab, und so machten wir uns denn, ich acht, mein Bruder sechs Jahre alt, mit dem Vatrer auf den Weg. Meldorf war ungefähr drei Meilen von Wesselburen entfernt, für unser Alter eine beträchtliche Strecke. Anfangs freilich ging es rasch vorwärts, und der Vater suchte uns vergebens an Vergeudung unserer Kräfte zu hindern, indem wir lustig links und rechts über die Gräben sprangen und bald eine Blume herbeiholten, bald einen Schmetterling jagten; dann schritten wir ganz ehrbar hinter ihm drein, machten aber doch wohl noch, wenn er uns fragte, ob wir auch schon Müdigkeit fühlten, einen erzwungenen Freudensprung, um ihm nicht für alle Zukunft das Reisen mit uns zu verleiden; endlich aber machte der Moment alle seine Rechte geltend; uns blieb zur Verstellung nicht Mut und Kraft mehr, und als wir mit Einbruch der tiefen Dämmerung in Meldorf eintrafen, fielen wir im wörtlichsten Verstande über jeden Stein. Nun führte der Vater uns aber keineswegs

sogleich zu den Verwandten, er begab sich vielmehr mit uns in eine abgelegene Straße, wo er in einen Bäckerladen eintrat und eine Masse Brot kaufte, das wir verzehren mußten, indem wir uns weiterschleppten. Als wir uns murrend für satt erklärten, brachte er uns zur Großmutter, die mit dem Onkel, einem Hutmacher, in einem und demselben Hause wohnte. Die Lichter waren schon angezündet; wir wurden freundlich empfangen; uns Kinder reizten aber nur die Stühle; daß wir nach einem so angreifenden Marsch keinen oder doch nur sehr geringen Appetit zeigten, erregte große Verwunderung. Am nächsten Morgen hofften wir nach Lust und Laune in Meldorf herumstreifen zu dürfen, aber darin hatten wir uns verrechnet, denn der Vater erklärte, wir müßten zu Hause bleiben, um Kräfte für die Rückreise zu sammeln, die noch denselben Nachmittag angetreten werden sollte. Umsonst baten wir und machten, da dies nicht half, finstere Gesichter; umsonst legte die Großmutter sich ins Mittel und suchte uns ein längeres Bleiben auszuwirken; der Vater war unerschütterlich, er dachte viel zu ehrenhaft, um seinen Verwandten, die arm waren, wie er, seine Kinder länger, als auf einen Tag, aufzubürden; die Großmutter konnte es kaum erlangen, daß sie mich zu dem eine Viertelstunde vom Ort liegenden Galgenberg, der mich am Abend zuvor, als ich ihn in der Dämmerung abseits liegen sah, schauerlich angezogen hatte, hinausführen durfte, und nachdem ich hier eine rote Mohnblume gepflückt, mußten ich und der Bruder uns bis zum Mittagessen nicht allein streng im Zimmer, sondern sogar sitzend auf den Stühlen halten, bis dann gleich nach Tisch die Rückreise angetreten ward. Diese ging übrigens leichter von statten, denn wir trafen einen Bauerwagen und legten die größere Hälfte des Wegs fahrend zurück. Es wollte damals jedoch so wenig mir als meinem Bruder behagen, daß wir nur darum mit großer Anstrengung von Wesselburen nach Meldorf gewandert waren, um in Meldorf durch Sitzen auf dem Stuhl Kräfte für die Rückwanderung nach Wesselburen zu gewinnen.

Seine geistigen Bedürfnisse suchte der Knabe Hebbel durch Schulmeister Dethleffsens bescheidene Bücherei zu befriedigen; er las sogar nachts heimlicherweise bei einem Talglicht. Aber als er heranwuchs, da begann der Vater, ihn als Handlanger beim Maurerhandwerk zu beschäftigen, mußte jedoch den völlig Unanstelligen bald wieder heimschicken, der dann mit leichterer Arbeit, mit Botengängen, etwas Geld ins Haus einbrachte. Nach dem Tode des Vaters mußte die Mutter für den Unterhalt der Familie sorgen. Da ward Friedrich vom Kirchspielvogt Mohr als Schreiber angestellt. Dieser hochmütige, in Formen und Dünkel erstarrte dänische Beamte nutzte den begabten Schreiber, den er am Gesindetisch essen und beim Kutscher unter der Bodentreppe schlafen ließ, acht Jahre lang aus, ohne ihn geistig anders als dadurch zu fördern, daß er ihm seine Bibliothek nicht vorenthielt. Allerdings lernte Hebbel von seinem Vorgesetzten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, und dem Einblick, den er als Protokollaufnehmer bei Verhören in menschliche Leidenschaften und Konflikte tat, verdankt der spätere Dramatiker sicherlich viel.

Einen angemessenen Verkehr fand Hebbel unter einigen jungen Leuten, die geistig rege und empfänglich, sogar ein Gefühl für seine Überlegenheit und bedeutende Veranlagung hatten, und einen traulichen Unterschlupf bei der Familie des Kirchspielschreibers Voß, dessen Tochter Emilie bald von ihrer Schwester Doris aus Hebbels Herzen verdrängt ward. An sie und ein anderes Wesselburener Mädchen sind die Gedichte „Ein frühes Liebesleben" gerichtet.

Allmählich ward der Druck des niedrigen Berufes, die Frohnarbeit, für den werdenden Dichter, der sich übrigens schon zuweilen im „Dithmarscher und Eiderstedter Boten" gedruckt sah, unerträglich; bald faßte er den verzweifelten Entschluß, Schauspieler zu werden, bald wandte er sich an Uhland und den dänischen Dichter Ohlenschläger, die aber beide nicht helfen konnten. Schließlich kam ihm die Rettung durch die Herausgeberin der „Neuen Pariser Modeblätter", Amalie Schoppe in Hamburg, die Gedichte und Novellen von ihm abgedruckt hatte und jetzt sich seiner annahm. Sie interessierte einige wohlhabende Leute für den jungen Dichter und ermöglichte so dessen Übersiedelung nach Hamburg.

Tagebuch 6. Febr. 1843. In meiner Jugend und frühesten Kindheit gingen die Dinge, die mich umgaben, fast in mich über. Mit welch unendlicher Seligkeit führte ich bei meinem Zeichenlehrer Harding die erste Zeichnung aus! Ein Garten, Herbsttag, ein Mädchen stand hinter der Pforte. Mir war wirklich, als müßte

die von mir gemalte Pforte sich auftun, sobald ich nur auch das Mädchen fertig gemacht. Ich hab das Gefühl noch ganz, aber wie wärs auszudrücken! Auch die Nacht, wo ich mit dem Sohn des Malers zusammen aufsaß und wir Bürgers Leonore miteinander lasen! Wonne, Wehmut, Leben, Tod, alles auf einmal: ein Urgefühl!

Als mein Vater am Sonnabend, abends um 6 Uhr, den 11. November 1827, nachdem ich ihn am Freitag zuvor noch geärgert hatte, im Sterben lag, da fleht ich krampfhaft: nur noch acht Tage, Gott; es war, wie ein plötzliches Erfassen der unendlichen Kräfte, ich kanns nur mit dem konvulsivischen Ergreifen eines Menschen am Arm, der in irgend einem ungeheuren Fall Hilfe oder Rettung bringen kann, vergleichen. Mein Vater erholte sich sogleich; am nächstfolgenden Sonnabend, abends 6 Uhr, starb er! Tagebuch Dezember 1836.

An die Großmutter

8. Juli 1836.

Mit Ehrfurcht stand ich einst vor dir
in einer ernsten Stunde;
den Segen fromm erbat ich mir
von deinem heilgen Munde.
Du sahst nicht mehr, du hörtest kaum,
Kalt waren deine Hände,
und sprachst du, wars, als ob im Traum
ein Toter Worte fände.

Du strichst die Locken mir zurück,
dann frugst du manche Sachen
und batest mich, dein letztes Glück
im Alter noch zu machen.
„Sie sagten mir, du wärest tot!“
Dumpf riefst dus aus und weintest;
da ward mir klar in deiner Not,
daß du den Vater meintest.

Von seinem Leben sprachst du nun,
als wärs mein eignes Leben;
ich sah ihn in der Wiege ruhn,
mit Wonne dich daneben;
ich gab durch manches schöne Jahr
gerührt ihm das Geleite;
ich sah ihn endlich am Altar
an meiner Mutter Seite.

Manch schlichtes Glück erfreute ihn,
ich wurde ihm geboren;
mein Bruder dann; jetzt aber schien
der Faden dir verloren.
Du stocktest plötzlich, brachest ab
und frugst, was nun gekommen,
ich dachte an sein frühes Grab,
doch schwieg ich, tief beklommen.

Du schluchztest, aufgetaut und weich,
als hättst du nichts vergessen,
und doch begannest du zugleich
von einer Frucht zu essen.
Den Stuhl zum Ofen schobst du dann,
dich wieder einsam wähnend,
und fingest laut zu beten an,
dein Haupt vornüber lehnend.

Ich aber sah von fern die Zeit
auch mein schon dunkel harren,
wo mir die Welt nichts weiter beut,
als Gräber aufzuscharren,
und, weil dem schlotternden Gebein
sich noch versagt das Bette,
ich, selbst verglüht, in Gottes Sein
mich still hinüber rette.

Bis in mein vierzehntes Jahr habe ich, obwohl ich Verse machte, keine Ahnung gehabt, daß ich für die Poesie bestimmt sein könnte. Sie stand mir bis dahin wie etwas Ungeheures vor der Seele, und eher würde ich es meinen körperlichen Kräften zugemutet haben, eine Alp zu erklimmen, als meinen geistigen, mit einem Dichter zu wetteifern, obwohl mich beides reizte. Ich stand in einem Verhältnis zur Poesie wie zu meinem Gott, von dem ich wußte, daß ich ihn in mich aufnehmen, aber ihn nicht erreichen könne. Deutlich erinnere ich mich übrigens noch der Stunde, in welcher ich die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum erstenmal ahnte. Ich mußte meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuch den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhard, worin der schöne Vers: Tagebuch 1. Januar 1836.

„Die goldnen Sternlein prangen
am blauen Himmelssaal"

vorkommt. Dies Lied, vorzüglich aber dieser Vers, ergriff mich gewaltig; ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiß zehnmal. Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlaf.

Was ich zuerst zu bemerken habe, ist der Tag, an welchem mir Uhland zuerst entgegentrat. Ich las von ihm in einem „Odeum" ein Gedicht: des Sänger Fluch, und war jemals ein Gedicht ein Alp gewesen, der mich erdrückte, so war es dieses. Er führte mich auf einen Gipfel, dessen Höhe ich im ersten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Atmen fehlte. Ich hatte mich bei meinem Nachleiern Schillers — über diesen Lyriker spricht der Umstand das Urteil, daß er dem Menschen in der Jugend nahe steht und bei vorgerückten Jahren ferne, wogegen bei anderen Dichtern das umgekehrte Verhältnis stattfindet — sehr wohl befunden und dem Philosophen manchen Zweifel, dem Ästhe- Tagebuch 5. Januar 1836.

tiker manche Schönheitsregel abgelauscht, um Seitenstücke zum „Ideal und Leben" und zu anderen Treibhauspflanzen, die es bei erkünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen, zu liefern; von Goethe war mir nur wenig zu Gesicht gekommen, und ich hatte ihn um so mehr etwas geringschätzig behandelt, weil sein Feuer gewissermaßen ein unterirdisches ist, und weil ich überhaupt glaubte, daß zwischen ihm und Schiller ein Verhältnis, wie etwa zwischen Mohammed und Christus, bestehe; daß sie fast gar nicht miteinander verwandt seien, konnte mir nicht einfallen. Nun führte Uhland mich in die Tiefe einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hinein; ich sah, wie er nichts verschmähte — nur das, was ich bisher für das Höchste angesehen hatte — die Reflexion! — wie er ein geistiges Band zwischen sich und allen Dingen aufzufinden wußte, wie er, entfernt von aller Willkür und aller Voraussetzung — ich weiß kein bezeichnenderes Wort — alles, selbst das Wunderbare und Mystische, auf das einfach Menschliche zurückzuführen verstand, wie jedes seiner Gedichte einen eigentümlichen Lebenspunkt hatte, und dennoch nur durch den Rückblick auf die Totalität des Dichters vollkommen zu verstehen und aufzunehmen war. Dieses reine, harmonische Glockenspiel erfreute mich so lange, bis ich es zu seinem Ursprung zu verfolgen und mir über den Eindruck, den es auf mich hervorgebracht, Rechenschaft zu geben suchte; und nicht, ohne der Verzweiflung, ja dem Wahnsinn nahe gewesen zu sein, gewann ich das erste Resultat, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse. Wie weit ich nun noch von der Erfassung des ersten und einzigen Kunstgesetzes, daß sie nämlich an der singulären Erscheinung das Unendliche veranschaulichen solle, entfernt war, läßt sich nicht berechnen. Ich bedauere, daß die Führung eines Tagebuchs, die ich mir vorgenommen, damals unterblieb; aber ich mochte nicht wühlen in meinen Wunden und erinnere wenig mehr über jene Periode, als daß ich einen sehr langen und sehr finsteren Weg zurückgelegt und das Ziel früher er-

reicht, als erkannt habe. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen.

An Th. Hedde

Freund Hebbels im benachbarten Heide, später Postmeister in Glückstadt.

. . . Es ist leider so äußerst selten, daß die Freude einmal den irdischen Horizont beglänzt, wie ein himmlisches Morgenrot; wer dann aber noch nicht einmal hervorgehen darf in die heitere, anmutige Freie, und in dem finstern Schacht unwürdiger, drückender Geschäfte fortwühlen muß, wie ein Bergmann, der ist wahrlich bemitleidungswert. Übrigens kann Gottschau sich Glück wünschen: wäre mein Schicksal nur erst, wie das seinige, bestimmt, so würde ich wahrhaftig nicht klagen und wenn ein Weltall von Unannehmlichkeiten über mich hereinbräche: mich hat noch nie ein Weg verdrossen, wenn er auch noch so lang und rauh und ich auch noch so müde war, sobald ich nur wußte, daß er mich zum Ziel führte, aber jeder Schritt ermordete meine gute Stimmung, wenn ich zweifelte, ob ich auch dahin gelangte, wohin ich wollte . . . 7. Okt. 1831.

. . . Meinen Entschluß, Schauspieler zu werden, habe ich aufgegeben, denn ich zweifele, daß ich Talent dazu besitze; dies ist freilich auch von vornherein nur ein Entschluß gewesen, den die Not reifte; ich habe mich entschlossen, alles aufzubieten, um noch zu studieren; zwar weiß ich nicht, wie ich dies bewerkstelligen soll, aber es wird sich ja wohl ein Weg durch diesen Felsen auftun; ich bitte dich indes, hierüber gegen niemand etwas zu äußern, indem ich es sogar hier vor jedermann geheim halte. Der Teufel hole ein Leben, das selbst nicht weiß, wohin es führt . . . 22. Mai 1832.

Wenn Stürme brausen, Blitze schmettern,
der Donner durch die Himmel kracht,
da les ich in des Weltbuchs Blättern
das dunkle Wort von Gottes Macht;
da wird von innern Ungewittern
das Herz auch in der Brust bewegt:
Ich kann nicht beten, kann nur zittern
vor ihm, der Blitz und Sturm erregt.

Doch wenn ein sanfter, stiller Abend,
als wie ein Hauch aus Gottes Mund,
beschwichtigend und mild erlabend,
herniedersinkt aufs Erdenrund;
da wird erhellt jedwedes Düster,
das sich gedrängt ums Herz herum:
Da werde ich ein Hoherpriester,
darf treten in das Heiligtum.

Da sehe ich der Allmacht Blüte,
die Welten labt mit ihrem Duft:
Die ewig wandellose Güte,
die Lampe in der Totengruft:
Da höre ich der Seraphime
erhabensten Gesang von fern;
da sauge ich, wie eine Biene
am Blumenkelch, an Gott, dem Herrn!

„Gott." 1832.

Ein frühes Liebesleben.

Zum ersten Male ist sie heut gegangen
als junge Christin zum Altar des Herrn;
die dunklen Worte, die vorher erklangen,
sie hielten ihr die ganze Erde fern;
ein Todesschauer bleichte ihre Wangen
und fast verglimmte ihres Auges Stern,
denn, wer nicht würdig ißt und trinkt, so spricht
Gott selbst, der ißt und trinkt sich das Gericht.

Und dennoch hat sie heut sich mir ergeben,
wo jegliche Empfindung ihrs verbot;
sie wagte einmal, ihren Blick zu heben,
da sah sie mich und wurde wieder rot;
nun nahte sie sich dem Altar mit Beben
und nahm nur noch mit Angst das heilge Brot,
und als sie auch verschüttete den Wein,
da jauchzte ich: sie ist auf ewig mein!

Die Glocken hast du noch gepflückt,
die uns den Lenz verkünden,
doch nicht, vom schweren Schnee gedrückt,
in Farben sich entzünden.

Auch hast du dir zum Sonntagsstrauß
die Veilchen noch gewunden
und ihren Duft im Gotteshaus
so süß, wie nie, gefunden.

Ein frischer Maienblumenkranz
war dir ins Haar geflochten,
als dir in deinem letzten Tanz
die zarten Schläfe pochten.

Die Rosen treffen dich schon bleich
im Kreise deiner Schwestern:
Der weißen bist du heute gleich,
der roten glichst du gestern.

Doch kommen sie zur rechten Frist,
um deinen Sarg zu decken,
und was du warst und was du bist,
noch einmal zu erwecken!

Die Nelken blühen mir allein
und können mich nur freuen,
um sie bei hellem Mondenschein
dir auf das Grab zu streuen.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
zum Kirchhof meine Schritte lenke,
und mich so tief, so ganz hinein
in jene selge Zeit versenke,
wie wir zusammen Hand in Hand
hier wandelten in stillem Wehe,
da ist es mir, als ob das Band
noch immer heiter fort bestehe.

Wir gehen fort und immer fort
und schaun die Gräber in der Runde,
du hast für jegliches ein Wort
und sprichst es aus mit sanftem Munde,
du sprichst vom frühen Schlafengehn
und von der Eitelkeit der Erde
und von dem großen Wiedersehn,
das Gott uns nicht versagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
so rufst du aus: wir müssen scheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
wir wußtens längst, und wollens leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
wie einst aus deines Vaters Garten,
wenn er dich heimrief in das Haus,
du aber sprachst, ich solle warten.

Auf deinem Grabe saß ich stumm
in lauer Sommernacht;
die Blumen blühten rings herum,
die schon dein Grab gebracht.
Und still und märchenhaft umfing
ihr Duft mich, süß und warm,
bis ich in sanftem Weh verging,
wie einst in deinem Arm.

Und meine Augen schlossen sich,
vom Schlummer leicht begrüßt;
mir war, als würden sie durch dich
mir leise zugeküßt.
Still auf den Rasen sank ich hin,
der deinen Staub bedeckt,
doch ward zuletzt der innre Sinn
mir wunderbar geweckt.

Was ich geträumt, ich weiß es nicht,
ich ahn es nur noch kaum,
daß du, ein himmlisches Gesicht,
mir nahe warst im Traum.
Doch was dies flüchtge Wiedersehn
in meiner Brust geschafft,
das kann die Seele wohl verstehn,
die glüht in neuer Kraft.

Du hast der Dinge Ziel und Grund
an Gottes Thron durchschaut,
und tatest kühn mir wieder kund,
was dir der Tod vertraut,
und wenn das große Lösungswort
auch mit dem Traum entschwand,
so wirkt es doch im tiefsten fort,
gewaltig, unerkannt!

An Hedwig

1837. (eine holsteinische junge Schauspielerin).

Es war in schöner Frühlingszeit,
als ich dich fand bei Spiel und Scherz,
da drängte all die Lieblichkeit
sich lind, wie nie noch, an mein Herz.

Du selber warst dem Frühling gleich,
der nur verspricht, doch nicht gewährt,
drum ward ich nicht vor Sehnsucht bleich
und von Entzücken nicht verklärt.

Es war der Morgen vor dem Fest,
an dem man nur noch Träume tauscht,
das Weh, das keinen Stachel läßt,
die Freude, welche nicht berauscht.

Wie nur noch grün der Rosenstrauch,
doch auch schon grün die Nessel war,
so glichen sich die Stunden auch,
die uns beglückten, wunderbar.

Nach manchem Tag kam dann der Tag,
der uns, vielleicht auf ewig, schied;
ich trug es, wie mans tragen mag,
wenn man den Frühling scheiden sieht.

Nur selten stieg dein holdes Bild
mir auf in der erstarrten Brust,
doch ward ich einmal weich und mild,
so war ich gleich mir dein bewußt.

Und dieses fühl ich: blick ich einst
von meinem Sterbebett zurück,
so ist, daß du mir noch erscheinst,
mein letzter Wunsch, mein letztes Glück.

Du warst mein Lebensengel, sei
denn du mein Todesengel auch,

dann mischt noch in den Herbst der Mai
den überquellend-vollen Hauch.

Am Morgen, wo der Mensch ersteht
für seinen schweren Tageslauf,
und abends, wenn er schlafen geht,
da schaut er gern zum Himmel auf!

Auf ein altes Mädchen

1835.

Dein Auge glüht nicht mehr, wie einst
und deine Wang ist nicht mehr rot,
und wenn du jetzt vor Sehnsucht weinst,
so gilt es keinem, als dem Tod.
Nichts bist du, als ein Monument,
das, halb verwittert und gering,
nur kaum noch einen Namen nennt,
mit dem ein Leben unterging.

Doch wie hervor die Toten gehn
aus ihrer Gruft in mancher Nacht,
darfst du zuweilen auferstehn
zu altem Glanz und alter Pracht,
wenn tief dich ein Gefühl ergreift,
wie es vielleicht dich einst bewegt,
und dir den Schnee vom Herzen streift,
der längst sich schon darauf gelegt.

Da bist du wieder, wie zuvor,
und was die Mutter einst entzückt,
wodurch du der Gespielen Chor
einst anspruchslos und still beglückt,
das alles ist noch einmal dein,
von einem Wunderstrahl erhellt,
gleichwie vom späten Mondenschein
die rings im Schlaf begrabne Welt.

Mir aber wird es trüb zumut,
mir sagt ein unbekannter Schmerz,

daß tief in dir verschlossen ruht,
was Gott bestimmt hat für mein Herz,
und wills dann hin zu dir mich ziehn,
ach, mit allmächtiger Gewalt,
so muß ich stumm und blutend fliehn,
denn du bist wieder tot und kalt.

Das alte Haus

25. Juni 1834.

Der Maurer schreitet frisch heraus,
er soll dich niederbrechen;
da ist es mir, du altes Haus,
als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr
der Lieb und Eintracht Tempel war,
wie magst du mich zerstören?

Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
und unter frommem Beten
mit seiner schönen, stillen Braut
mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um alles wohl Bescheid,
um jede Lust, um jedes Leid,
was ihnen widerfahren.

Dein Vater ward geboren hier,
in der gebräunten Stube,
die ersten Blicke gab er mir,
der muntre, kräftge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
die gaukeln in der Fenster Schein,
dann erst auf seine Mutter.

Und als er traurig schlich am Stab
nach manchen schönen Jahren,
da hat er schon, wie still ein Grab,
in meinem Schoß erfahren;

in jener Ecke saß er da,
und stumm und händefaltend sah
er sehnlich auf zum Himmel.

Du selbst — doch nein, das sag ich nicht,
ich will von dir nicht sprechen,
hat dieses alles kein Gewicht,
so laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
zerstöre du den Tempel sein,
damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich stehn,
bin fest genug gegründet,
und ob sich mit der Stürme Wehn
ein Wolkenbruch verbündet;
kühn rag ich, wie ein Fels, empor,
und was ich auch an Schmuck verlor,
gewann ichs nicht an Würde?

Und hab ich denn nicht manchen Saal
und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
in alter Pracht noch immer?
Noch jedem hats in mir behagt,
kein Glücklicher hat sich beklagt,
ich sei zu klein gewesen.

Und, wenn es einst zum letzten geht,
und wenn das warme Leben
in deinen Adern stille steht,
wird es dich nicht erheben,
dort, wo dein Vater sterbend lag,
wo deiner Mutter Auge brach,
den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus
mir aber ists, als schritten
die toten Väter all heraus,
um für ihr Haus zu bitten,
und auch in meiner eignen Brust,
wie ruft so manche Kinderlust:
Laß stehn das Haus, laß stehen!

Indessen ist der Mauermann
schon ins Gebälk gestiegen,
er fängt mit Macht zu brechen an,
und Stein und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meister, geh von hier,
gern zahle ich den Taglohn dir,
allein das Haus bleibt stehen.

An H. A. Th. Schacht

in Kopenhagen, Jugendfreund, der Hebbel im Lateinischen unterrichtet hatte.

1834. . . . Denke Dir es einmal — ich bin einundzwanzig Jahr alt und für die Aufgabe meines Lebens ist **nichts** geschehen. Dieses **Nichts** ist hinreichend, mich zu einem **Nichts** zu machen; der langjährige Kampf mit den Verhältnissen hat mich so abgemattet, daß nur eine baldige Hilfe noch Hilfe für mich sein kann; nur noch **ein** Jahr und meine Kraft ist gebrochen, Du weißt dies alles. Meine Seele verliert ihre Spannkraft; die Lage zerstört den Menschen, wenn der Mensch die Lage nicht zerstören kann — es ist gewiß . . .

. . . Wäre ich nur erst aus Wesselburen — Du solltest sehen, ich würde aufblühen, wie Arons Stab . . .

Hamburg

März 1835 bis März 1836.

Amalie Schoppe, deren Fürsprache Hebbel ermöglichte, sich in Hamburg auf das Universitätsstudium vorzubereiten, war eine gutmütige und hilfsbereite Frau, von einer mütterlichen Betriebsamkeit, aber ohne Zartgefühl und Takt, und ihr ziemlich hausbackenes Bildungsphilistertum war mit gewöhnlicher Sentimentalität durchsetzt.

Der zweiundzwanzigjährige, menschlich reife Dichter mußte unter vielen Demütigungen an Freitischen essen und bei dem Primaner F. W. Gravenhorst lateinische Vokabeln auswendig lernen. Aus diesen Lektionen, an denen bald auch ein gewisser Leopold Alberti teilnahm, wurden erklärlicherweise ästhetische Unterhaltungsstunden. Hebbel schloß mit Alberti leidenschaftliche Freundschaft und nahm ihn als Zimmergenossen zu sich in seine Wohnung. Dieser Freund war aber im Grunde ein leerer, unfruchtbarer Mensch, der kalte Reflexionen zu Gefühlen aufbauschte und seine innere Ohnmacht mit großen dichterischen Plänen drapierte. Und wie solche negativen Menschen sich aus einem dunklen Trieb heraus an starke und bedeutende Personen anschließen und sie dennoch mit neidischem Herzen schädigen müssen, so intrigierte Alberti bei der Schoppe gegen Hebbel, und mit Erfolg, bis seine Ränke kurz vor Hebbels endgültiger Abreise von Hamburg ans Licht kamen.

Der einzige tiefe Gewinn des Hamburger Aufenthalts ward für Hebbel die Bekanntschaft mit der Näherin Elise Lensing, bei der die Schoppe ihn eingemietet hatte. Zwar quartierte sie ihn auf Grund eines über Elise verbreiteten, unwahren Klatsches schon nach sechs Wochen wieder aus, er blieb aber mit dieser in treuem Verkehr. Das Mädchen, das zehn Jahre älter war als er und das der äußeren Reize entbehrte, liebte ihn, ohne wiedergeliebt zu werden, mit einer zu jedem Opfer bereiten Hingabe und schenkte dem Einsamen den kostbaren Reichtum eines innigen und großen Frauengemütes mit seiner ganzen Gefühlsmacht und -stetigkeit.

Als Hebbel das Fruchtlose seiner Schülerstudien erkannte, ging er, ohne Maturitätszeugnis, mit den beiden Abiturienten Gravenhorst und O. Rendtorf nach Heidelberg auf die Universität.

An Schacht in Kopenhagen

12. April 1835. . . . Jetzt freut es mich, daß die Sache nicht anders gekommen ist, denn meine hiesige Lage ist meinen Wünschen in höherem Grade entsprechend, als sie es in Kopenhagen jemals hätte sein können. Es ist mir nämlich endlich nach so vielen vergeblichen Versuchen gelungen, daß ich mich ausschließlich den Wissenschaften widmen kann. Ich habe dieses einzig und allein meiner verehrten Freundin, der Frau Doktorin Schoppe, zu verdanken; sie hat sich nach allen Seiten hin auf das eifrigste für mich verwendet und mir die nötigen Gelder verschafft . . .

Tagebuch 23. März 1835. Es ist ein so stiller, freundlicher Abend, daß ich über all die Lieblichkeit fast wie eine auftauende Schneeflocke zerrinne, und solche Augenblicke muß der Mensch wahrnehmen, denn in diesen darf er den Freund zum Spaziergang in seinem Herzen einladen, weil alsdann der innere Frühling nicht mehr knospet, sondern grünt und blüht. So tritt denn herein in das Allerheiligste meiner Seele, was ich selbst kaum so oft, wie der israelische Hohepriester das Allerheiligste seines Tempels, zu betreten wage — — — Ich weiß nicht, ob es dir ebenso geht; wenn ich oft schon den Schlüssel zu meinem Herzen in der Hand habe, so schaudere ich plötzlich zurück, und dann quält es mich, ob es, wie bei jenem Hohenpriester, die allgegenwärtige Gottheit, oder der versteckte Teufel ist, was mich abhält.

Geburtsnachttraum

22. März 1835.

Ich durfte über Nacht im Traum
ein seltsam Fest begehen,
ich habe meine Väter all
um mich vereint gesehen.

Mein Vater führte stumm den Zug,
er lächelte hinüber,
dann aber wandte er sich ab,
ihm ward das Auge trüber.

Es war der letzte, welcher starb,
noch hatt er all die Milde;
der Himmel hatte nichts verschönt
an seinem teuren Bilde.

Großvater nahte nun heran,
der mich zu wiegen pflegte,
eh, wie er mich, ihn selbst der Tod
ins stille Bette legte.

Ich habe ihn sogleich erkannt,
als hätte, wie die Nische
den Heiligen, mein Herz sein Bild
bewahrt in voller Frische.

Sein Auge weilte, wie erstaunt,
auf mir und schien zu fragen:
Bist du dasselbe kleine Kind,
das einst mein Arm getragen?

Großmutter auch, sie nahte sich,
die mildeste der Frauen;
auf meinen Vater schien sie bald
und bald auf mich zu schauen.

Und als sie fand, daß ich ihm glich,
ging in den bleichen Zügen,
als wärs ein neues Leben, auf
das innigste Vergnügen.

Nun trat ein ernster Mann herzu,
den ich nicht mehr erkannte,
doch sah ich, daß er freundlich sich
zu meinem Vater wandte.

Und immer größer ward die Schar
von Männern, welche kamen,
und stehts durchzuckte mirs die Brust:
Du bist von ihrem Samen!

Auch zarter Frauen nahten viel
in Trachten, fremd und eigen;
ein schlummerndes Jahrhundert schien
mit jeder aufzusteigen.

Die sanften Augen waren all
so süß auf mich geheftet,
doch war der lächelnd holde Mund,
zur Rede zu entkräftet.

Vom Turme schlug es dumpf und bang,
sie schieden mit Getümmel;
die Männer deuteten aufs Grab,
die Frauen auf den Himmel.

Das war die Stund, die mich gebar;
nun frag ich mich mit Beben:
Ob sich das Leben und der Tod
im Grabe noch verweben?

Ob, die sich regt in meiner Brust,
die ungestüme Flamme,
die Toten noch im Schlummer stört,
aus deren Blut ich stamme?

Ob sie mir blaß zur Seite gehn,
unmächtig, zu erscheinen,
und lächeln, wenn ich glücklich bin,
und wenn ichs nicht bin, weinen?

Und ob ich selbst dereinst mein Kind,
statt ruhig auszuschlafen,
durch Nacht und Sturm begleiten muß
bis an den letzten Hafen?

Tagebuch 1835. Am gestrigen Tage habe ich Elisens Haus wieder verlassen. Ich habe wohl Ursache, den sechs Wochen, die ich bei ihr verlebt habe, ein kleines Denkmal zu setzen, denn sowie

mir die Güte gleich beim Eintritt entgegenkam, habe ich die Liebe mit fortgenommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir; wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden.

Lustige Erinnerung: Ich habe einmal, weil ich ille, illa, illud nicht behalten konnte, auf der Lombardsbrücke gestanden und geflucht: Gott verdamm mich, wär ich nie nach Hamburg gekommen!

Götter zu entzücken, mag gelingen,
Schweine wirst du nie zum Weinen bringen.

Bevor Hebbel Hamburg endgültig verließ, machte er, von Alberti begleitet, eine Reise nach Wesselburen, um von Mutter und Heimat Abschied zu nehmen.

An Elise Lensing in Hamburg

... Es waren wunderliche Gefühle, mit welchen ich den Wesselburen
dithmarsischen Grund und Boden wieder betrat. Mir war, Februar
als ob ich zu einem alten, fast vergessenen Freunde wieder 1836.
zurückkehrte; ich hatte mich in der Ferne nur der unangenehmen Seiten des Freundes erinnert; wie ich ihm aber wieder ins Auge sah, ging mir das Andenken so mancher seligen Stunde, die mir durch ihn geworden war, im Gedächtnis auf, daß ich mich nun ebenso geneigt fühlte, ihm in der Liebe zuviel zu tun, wie ehemals in der Gleichgültigkeit ...

Heidelberg

April bis September 1836

Obwohl sich Hebbel in Heidelberg vergeblich um die Matrikel bemühte, begann er doch das juristische Studium und belegte bei Thibaut römisches Recht und bei einem Privatdozenten juristische Enzyklopädie. Am studentischen Treiben wenig teilnehmend, lebte er seiner inneren Entwicklung, die auf poetischem Gebiete Gedichte und die Erzählung „Anna" zeitigte. Einen neuen Freund fand er in Emil Rousseau, dem Sohne eines Ansbacher Oberappellationsrates. Der junge Mann, von reinstem und ernstestem geistigen Streben erfüllt, ordnete sich Hebbel mit edler Hingabe voller Verehrung und Bewunderung unter, mit wie schroffer, unnachsichtiger Beurteilung seiner Ansichten und dichterischen Versuche dieser ihm auch zusetzte.

In der Abneigung gegen das gewählte Studium durch ein Gespräch mit Thibaut, der ihm sagte, es stecke etwas anderes als ein Jurist in ihm, bestärkt, vertauschte Hebbel nach einem mit kaum mehr als 120 Mark übersparsam verbrachten Semester Heidelberg mit München, wo er sich eine literarische Existenz zu gründen hoffte.

An Elise Lensing in Hamburg

Ostersonntag 1836. Meine teure, gute Elise! Soeben habe ich von meinem Logis Besitz genommen und fühle jetzt kein anderes Bedürfnis, als Dir zu schreiben. Ich bin so sentimental, wie ein junges Mädchen, welches zum erstenmal empfindet, daß es ein Herz hat; ich könnte mich sogleich auf den Postwagen setzen und nach Hamburg zurückfahren; Berge sind ein schlechter Ersatz für geliebte Menschen . . .

. . . Freilich, so, wie wirs in Hamburg hatten, konnte und durfte es nicht länger bleiben, aber, bei Gott, der Faden ist nur darum abgerissen, um ihn sobald wie möglich fester wieder anzuknüpfen. Du bist nicht die erste in Schönheit und Jugend, aber Du bist in Deiner grenzenlosen Liebe und Hingebung das einzige weibliche Wesen auf Erden, welches mich noch mit Glück und Freude zusammenknüpfen kann . . .

An eine Unbekannte

Die Dämmerung war längst hereingebrochen, 18. April 1836.
ich hatt dich nie gesehn, du tratst heran,
da hat dein Mund manch mildes Wort gesprochen
in heilgem Ernst, der dir mein Herz gewann.
Still, wie du nahtest, hast du dich erhoben
und sanft uns allen gute Nacht gesagt,
dein Bild war tief von Finsternis umwoben,
nach deinem Namen hab ich nicht gefragt.

Nun wird mein Auge nimmer dich erkennen,
wenn du auch einst vorübergehst an mir,
und hör ich dich von fremder Lippe nennen,
so sagt dein Name selbst mir nichts von dir.
Und dennoch wirst du ewig in mir leben,
gleichwie ein Ton lebt in der stillen Luft,
und kann ich Form dir und Gestalt nicht geben,
so reißt auch keine Form dich in die Gruft.

Das Leben hat geheimnisvolle Stunden,
drin tut, selbst herrschend, die Natur sich kund;
da bluten wir und fühlen keine Wunden,
da freun wir uns und freun uns ohne Grund,
vielleicht wird dann zu flüchtigstem Vereine
Verwandtes dem Verwandten nah gerückt,
vielleicht, ich schaudre, jauchze oder weine,
ists dein Empfinden, welches mich durchzückt!

An Elise Lensing

. . . Man spricht soviel vom Fleiß und von der lieben, lieben Geduld; ach Gott, ja, ich hab allen Respekt, aber man weiß wohl, es ist die Art des Vogels, zu fliegen, und er wird sich schwerlich an den Paßgang eines Ackergauls gewöhnen, wenn dieser gleich jeden Abend eine volle Krippe findet . . . 3. Mai 1836.

Quellende, schwellende Nacht
voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
sage, was ist da erwacht!

Herz in der Brust wird beengt,
steigendes, neigendes Leben,
riesenhaft fühle ichs weben,
welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis,
wie dem Kinde die Amme,
und um die dürftige Flamme
ziehst du den schützenden Kreis.

Nachtlied
6. Mai 1836.

Wenn ich mich abends entkleide,
gemachsam, Stück für Stück,
so tragen die müden Gedanken
mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
da zog die Mutter mich aus;
sie legte mich still in die Wiege,
die Winde brausten ums Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
da werdens die Nachbarn tun;
sie senken mich still in die Erde,
dann werd ich lange ruhn.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
wie träum ich oftmals das:
Es wäre eins von beidem,
nur wüßt ich selber nicht was.

Nachtgefühl
31. Mai 1836.

An meine Freunde

„Nächtlicher Gruß" 14. Mai 1836.

In dieser dunkeln Stunde
der rings ergoßnen Nacht
hab ich bei euch die Runde
zu Gruß und Kuß gemacht.
In eines jeden Hause
sprach ich getreulich vor,
bis in des letzten Klause
mein Geist sich ganz verlor.

Nun seid ihr längst versunken
in Schlaf und tiefen Traum,
und schwingt euch ahnungstrunken
hoch über Zeit und Raum.
Leicht glaubt ihr zu erstreben,
was nie die Erde bot,
und habt so doppelt Leben
für einen halben Tod.

Ich aber habe leise
der Pforte mich genaht,
die in die ewgen Kreise
euch aufgetan den Pfad,
und all die stumme Trauer,
die mir das Herz noch schwellt,
umschwebt als letzter Schauer
euch kalt aus dieser Welt.

Tagebuch 1836.

All mein Leben und Streben ist jetzt eigentlich nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenstein. Jene soll nicht darben, wenigstens nicht an Hoffnung — mehr kann ich ihr seit lange schon nicht geben — dieser soll nicht durch hämische Zeugen verunglimpft werden. Sonst, wie sie mich drückt, diese hohle, flache Existenz, wie es mich drückt, für eine Last, der ich erliege, auch noch, damit sie mir bleibt, arbeiten zu müssen!

Wirf nicht immer weg, was du verwirfst! Bist du was, so hängt all dein Tüchtiges oft mit deinem Fehler zusammen, wie der Baum mit seinem Erdreich. Sei dieses so schlecht, wie es wolle: es muß geduldet werden, des Baumes wegen.

An Kirchspielschreiber Voß in Wesselburen

14. Juli 1836. . . . Die tollen Wellen des akademischen Lebens rollen an mir, wie an einem Felsblock, vorüber und reißen mich selten mit sich fort. Dies ist so wenig mein Verdienst, als meine Schuld. Es bedarf des vollen Gefühls unverkümmerter Jugend, des durch keine Verhältnisse getrübten, heiteren Lebensmuts, wenn man sich freudig in einen Kreis hineinstürzen soll, der so wenig mit des Menschen, als mit der Menschheit höchsten Interessen etwas zu tun hat und der, weil Kraft und Vermögen immer ihr Medium suchen, für die Notwendigkeit das Willkürlich-Phantastische supponiert. Ich wollte, daß ichs könnte; aber niemand kommt von der Galeere, wie er sie betrat. All mein Bestreben ist auf poetisches Schaffen und praktisches Wirken gerichtet; was damit nicht nach irgend einer Seite hin zusammenhängt, das ist für mich nicht da. Dennoch bin ich weit entfernt, den Stubenhocker und Sonderling zu machen; im Gegenteil besuche ich wöchentlich einmal die Kneipe und stehe bei den alten Häusern im Kredit eines, wenn auch nicht vielversprechenden, so doch leidlichen Fuchses, dem man seine Eigenheiten nachsehen muß, da er — ich muß mich hier der Kunstausdrücke bedienen — kamelisiert und auerstiert . . .

. . . Genug, Sie sehen, daß das Leben, welches ich hier führe, sich aushalten läßt; sogar an einem Hund, den ich allerdings auch schmerzlich entbehren würde, fehlts mir nicht, denn neulich hat ein Freund[1] mir ein schönes, braunes, wohlgenährtes Tier mit weißen Pfoten und dem appetitlichsten Gesicht geschenkt, so daß mich nun, was für mich einen unendlichen Wert hat, immerwährend, auf Spaziergängen, wie im Zimmer, eine freundliche, tölpelhaft-schmeichlerische Kreatur umgibt . . .

[1] Emil Rousseau.

Im allgemeinen ist die Heidelberger Gegend, dem letzten Punkt des Begriffs nach, trist, wenigstens für mich; denn statt der himmelanstrebenden Berge, die früher die Phantasie auftürmte, drängte sie mir Zwerge entgegen. Eine Ebene, selbst die dithmarsische, hat etwas Unendliches. Tagebuch 1836.

Mitten unter den ungeheuersten Kräften, die ihn umbrausen, mit verbundenen Augen allein zu stehen und doch das lösende Zauberwort auf der Lippe zu fühlen, das ist des Menschen schweres Los. Ein Schiffer in der Sturmnacht auf unbekanntem Gewässer.

Heute abend von Rendtorfs Zimmer am Neckar aus das imposanteste Gewitter beobachtet. Die Wolken türmten sich, anfangs ballenweise, später in ungeheuren, schwarzen, festen Massen hinter dem Heiligenberg auf, dann, wie ein Heer, stiegen sie über das Haupt des Berges empor und ergossen sich nun in Strahlenformen im gewaltigsten, den ganzen Berg unsichtbar machenden, von Blitzen durchkreuzten Regen, der sich wie ein in der Luft befindliches Meer ausnahm; man sah einzelne Wolken fast, wie zusammenbrechend unter der Last, auseinanderfließen; der Neckar verlor seine gewöhnliche Wellenbewegung und trieb sein Wasser wie in Rauch- oder Wolkenfiguren, und gleich nachher stieg in Höhenrauch die zur Erde gekommene Masse wieder als Wolkenknäuel auf und lagerte sich abermals um den Berg.

An Elise Lensing

Es hat mir leid genug getan, liebe, teure Elise, daß ich den halben Sommer von meiner Rückkehr nach Hamburg gefaselt und erst am Schluß des Semesters den einzig vernünftigen Plan gefaßt habe. Ich konnte mir, als ich Dir den letzten Brief schrieb, wohl denken, wie schmerzlich Dich sein Inhalt bewegen würde und nicht ohne ein gewisses beklemmendes Gefühl konnte ich den deinigen, der gestern abend bei mir einging, erbrechen. Habe Dank für Deine Entschlossen- 3. Sept. 1836.

heit, Deine Festigkeit. Ich hätte unmöglich Heiterkeit und Frieden um mich verbreiten können, denn ich brachte sie nicht mit; und auch in der Ferne läßt sich ein freundlich-menschliches Verhältnis denken, was wenigstens durch die Stürme des Augenblicks nicht gestört wird. Ich hoffe von meinem Aufenthalt in München viel; ich werde bei bedeutenden äußeren Anregungen besser, wie bis jetzt, in eine mir zusagende beständige Tätigkeit hineinkommen und schon das wäre ein unermeßlicher Gewinn . . .

. . . Unter allen Beschwerlichkeiten meiner Lage drückt es mich am meisten, daß ich nichts für meine Mutter tun kann; wenn dann ein Mensch, der für nichts, als für sein Vergnügen zu sorgen hat, von Unmöglichkeiten zu schwatzen anfängt, sobald er eine heilige Schuld zahlen soll, so mag michs billig ärgern . . .

Mir ward das Wort gegeben,
daß ichs gebrauche frei,
und zeige, wieviel Leben
drin eingeschlossen sei.
Ich will ihn mutig schwingen,
den geistgen Donnerkeil,
und kann ers mir nicht bringen,
so bringt er andern Heil!

Tagebuch
1836.

München

September 1836 bis März 1839

Die Übersiedelung nach **München** ward Hebbel nur dadurch ermöglicht, daß **Elise Lensing** ihn mit hundert Talern unterstützte. Gemeinsam mit seinem Freunde **Rendtorf** legte er die Reise zu Fuß zurück. Dann begann sein fast dreijähriger Aufenthalt in der ihn anheimelnden Stadt, eine an bitteren Entbehrungen überreiche Zeit. Abgesehen von einem einzigen Sommer, in dem Hebbel warm zu Mittag zu essen pflegte, mußte er, meist auf nur zwanzig Gulden im Monat angewiesen, sich mit Kaffee und Brot behelfen. Ohne Elisens mit rührendster Liebe gebotene, oft mit Widerstreben angenommene Unterstützungen hätte er nicht leben können, fehlte ihm doch jede Fähigkeit zum leichten, feuilletonistischen Produzieren, jeder Journalistenfleiß; die einzige Geldarbeit, zu der er sich unter Seufzen verstehen konnte, seine Korrespondenz für das „Stuttgarter Morgenblatt", brachte kläglich wenig ein.

Durch Vorlesungen bei **Schelling** und **Görres**, hauptsächlich aber durch mannigfachste Lektüre, eifriges Studium der verschiedensten Gebiete, suchte er alles an seiner Bildung Versäumte nachzuholen und sich ein umfassendes Wissen anzueignen. In der beständigen Gefahr, zu verhungern, bewältigte er eine Fülle geistiger Materien, kämpfte er schwerste Kämpfe mit sich und der Welt, immer wieder an seinem Dichterberuf und daran zweifelnd, ob er die Spuren einer im Elend verkümmerten Kindheit, einer in Demütigungen erstickten Jugend jemals würde tilgen können. Von allen Menschheitsfragen bestürmt und gequält, von der Wucht lange gehemmter Entwicklung fortgerissen, litt er an öden Zeiten innerer Dürre und Leere wie unter den immer wieder erneuten Aufschwüngen zu seelischem Rausch und mächtigen Stürmen des Herzens. In solchen Kämpfen stand ihm in unbedingter Treue ein Freund zur Seite: **Rousseau**, der ihm nach München gefolgt war, in unerschütterlichem Glauben an Hebbels Bedeutung und Zukunft, die eigene Individualität dem Überlegenen opfernd. Auch der liebenden „Beppi" (Josepha Schwarz), der Tochter seiner Wirtsleute, sei nicht vergessen, deren Anmut, Hingabe und Originalität ihn in manchen schweren Stunden getröstet hat.

Tagebuch 1837. Auf dem Münster[1] dacht ich nur an Goethe. Ich stand vor der kleinen Tafel, worauf sein Name eingehauen ist. Ich sah ihn, wie er mit seinem Adlerauge hineinschaute in das reiche, herrliche Elsaß, und wie Götz von Berlichingen vor seiner Seele auftauchte und ihn um Erlösung anflehte aus langem Tod zum ewigem Leben. Ich sah ihn unten im Dom, wo die Idee der reinsten, himmelsüßesten Weiblichkeit, des Gretchens, vor ihm aufging. Mir war, als ergösse sich der Strom *seines* Lebens durch *meine* Brust — es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag!

[1] in Straßburg, auf der fröhlichen Fußreise von Heidelberg über Straßburg, Stuttgart, Tübingen, Reutlingen, Ulm nach München. „Das braust und schäumt durch alle Adern, wenn man mit jedem neuen Tag eine neue Welt um sich sieht; eine *schönere* ist garnicht einmal nötig, *schöner* ist *alles*, was nur *anders* ist. Ich habe das Leben eingeatmet wie frische Luft, und ich weiß, daß es etwas in mir hervorbringen wird.“

An Elise

17. Okt. 1836. . . . Sehr gefreut hat es mich, endlich einmal von meinem Bruder einige Zeilen wieder zu sehen; ich hatte mich danach *gesehnt*. Auch gegen ihn habe ich so manches gut zu machen; er ist eine treue und gar nicht *unbedeutende* Natur, und ich bin oft so hart gegen ihn gewesen, daß michs noch in die Seele schneidet. Ach, das ists überhaupt; der ungerechte, wenigstens voreilige oder zu scharfe Schlag, den ich mit jähzorniger Hand erteile, schmerzt andere *einmal* und mich *ewig*, und doch kann ich mich nicht zurückhalten. Ich bin in diesem Punkt ein wahrer Schwächling, sogar darin, daß ichs bekenne.

So muß ich offen gestehen, daß ich selbst in bezug auf Alberti kein ganz reines Gewissen habe. Wenn auch seine Natur nie und nimmer Auswüchse treiben durfte, wie sie Auswüchse getrieben hat; wenn auch nur die bella donna Wolfskirschen ansetzt: ist die Erde *ganz* ohne Schuld? Er hätte sich vielleicht nicht so unwürdig geoffenbart, wenn ich ihn nicht für so würdig gehalten hätte; jener Knappe stahl sich die Rüstung, als ihn einer für einen Ritter ansah. Oft hat es mir schon nah gelegen, einen Zettel, nachstehenden Inhalts;

„Lieber Alberti; es wird Dich überraschen, einen Brief von mir zu erhalten, aber es darf Dich nicht wundern. Schreibe mir über Dein Innerstes; was und wie Du willst, aber — bei allem, was Dir und mir heilig ist — treu, aufrichtig und wahrhaftig!" abzusenden; ich weiß nicht, ob ichs tun soll; ich leg es in Deine Hand; schreib Du mir darüber, Du wirst das Beste erkennen, sieh aber das Beste nicht in dem, was mir am zuträglichsten, sondern in dem, was mein am würdigsten ist. Ich will kein Opfer bringen, aber ein Mensch sein . . .

An Dr. med. Schacht in Wesselburen

. . . Ich lebe jetzt in München, um hier die Antike 19. Okt. 1836.
zu studieren. Sie sind wahr geworden, die Träume meiner frühsten, die Phantasien meiner späteren Jugend; ich bin Künstler und habe so einen schönen Beruf. Der Sirokkowind, der über mein Jünglingsalter seinen Pesthauch ergoß, hat vieles eingetrocknet, aber nichts vergiftet; in Hamburg fing es wieder an, zu blühen und jetzt ergießt sich mir der Strom des geistigen Lebens durch alle Adern, brausend und überschäumend, als wäre er nie gefesselt gewesen. Können wir denn nun auch nicht zusammen sein, wird mich vielleicht der weiteste und Dich ein enger Kreis verschlingen, so werd ich doch all mein Sein in Werken des Gemüts und des Verstandes getreu und wahrhaftig ausprägen und an diesem Abendmahl wirst Du immer willkommenster Gast sein, auch vielleicht, da Du den aufgeschossenen Baum schon im Keim (am herbsten, doch auch am reinsten) geschmeckt hast, nicht ungern erscheinen . . .

Entschuldige sich nur keiner damit, daß er in der langen Tagebuch 1836.
Kette zu unterst stehe; er bildet ein Glied, ob das erste oder das letzte, ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht da stände. Darum zählen sie alle für einen und einer für alle, und die Letzten sind wie die Ersten . . .

Schlafen, schlafen, nichts als schlafen!
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
leisestes Erinnern kaum,
daß ich, wenn des Lebens Fülle
niederklingt in meine Ruh,
nur noch tiefer mich verhülle,
fester zu die Augen tu!

An Elise

29. Nov. 1836. . . . Fester und fester wird das Freundschaftsband zwischen mir und jenem jungen Bayern (Rousseau), von dem ich Dir schon aus Heidelberg geschrieben zu haben vermeine. Er ist noch dort; es hat sich aber eine ziemlich lebhafte Korrespondenz zwischen uns angesponnen, und seine Briefe geben mir Zeugnis, daß sein Sinn, all seines poetischen Strebens ungeachtet, auf das Ewige, das Wahrhaftige, gestellt ist; sie geben mir Hoffnung, daß er Kraft genug haben wird, falls jenes kein erwünschtes Ziel finden sollte, sich zusammen zu fassen und das Leben an einer ihm zugänglicheren Seite zu packen . . .

. . . Mich peinigt nichts, als meine nächste Zukunft, diese aber auch stark. Solange ich in München bin (seit reichlich zwei Monaten), hab ich noch nicht fünfmal warm zu Mittag gegessen, sondern, um nur möglichst lange mit dem Gelde zu reichen, mich beständig mit Brot beholfen. Da gilts denn Kniffe und Schliche, daß die Hausleute nicht hinter die frugale Mahlzeit kommen; es ist — ich habs erfahren — die größte Torheit, sich in deren Augen Blößen zu geben. Bis jetzt gelt ich für einen wohlhabenden Herrn, der sich nichts grämen läßt; man schließt das hauptsächlich daraus, daß ich jeden Mittag Kaffee trinke, was ich muß, wenn ich meine Gesundheit nicht gänzlich ruinieren will. Übrigens befind ich mich bis dato wohl bei der Lebensweise und will dem Himmel danken, wenn er mir soviel gibt, daß

ich sie auch den Sommer hindurch fortsetzen kann. Sehr fehlt mir eine ordentliche Hose; jene weiße, die mir dazu auffallend niederträchtig saß, hat ihrem Ansehen wenig entsprochen; das Zeug hat sich allenthalben selbst durchstochen; jetzt trag ich meine schwarze, die auch bereits gewaltig abgenutzt ist und schwerlich über den Frühling hinaus vorhalten wird. Ach, dieser Frühling! Wie zittre ich vor ihm! Über all diese Dinge sag niemandem, auch Kistings nicht, ein Wort; nur Dir beicht ich meine Not, sonst keinem in der Welt . . .

Aus einem Briefe an Elise: Ich bin körperlich nicht gar wohl und geistig noch weniger; die Cholera wütet in der Stadt, dennoch scheints mir unmöglich, daß ich sterben könne. Ob ein mystisches Gefühl im Menschen liegt, was ihm sagt, ob die ökonomisch-umsichtige Natur ihn schon in ihre Pläne verwendet hat, oder nicht? Tagebuch 1836.

Die im Leben glücklich Gestellten sollten wissen oder bedenken, daß die Not die Fühlfäden des inneren Menschen nicht abstumpft, sondern verfeinert; dann würden sie sich ihrer Stellung nicht so oft überheben; denn gewiß geschieht dies weniger aus Vorbedacht, als aus Dummheit

Aus dem Innersten heraus!

An Elise

. . . Da krabbelt dieser geistige Pöbel die Liliputer Turmleiter, die er Wissenschaft nennt, mit Schneckenfüßen, die noch dazu gichtbrüchig sind, hinan und hält jeden Zoll, den er zurücklegt, für eine Meile, weil er nach seiner Mühe mißt und nicht nach der Länge; sieht er dann über sich in ungemessener Ferne den Adler schweben, so denkt er: du bist freilich nicht völlig so hoch gedrungen, wie der da, aber (hierbei streichelt er die Leiter) du stehst, und auf Holz, und er hat nichts unter sich, als Luft und nichts über sich, als höchstens Wolken; unleugbar bist du im Vorteil. Er könnt noch hinzusetzen: „Fällst du, so fällst du jedenfalls nicht 14. Dez. 1836.

hoch und immer auf den Hintern, also aus dem Stehen ins Sitzen hinein; Aussichten sondergleichen!" Ich denke hauptsächlich an jenen Mohr[1], der als ekelhafte Blattlaus über meine frische Jugend hinkroch und sich als jämmerliches juste milieu zwischen mich und die sogenannte bare, blanke Not, deren Anhauch mich mehr gekräftigt hätte, als das Hocken unter seinem kümmerlichen Regenschirm, hinstellte; o weh, wie hat der Mann mich in meiner tiefsten Menschheit gekränkt: mög ers nimmer empfinden . . .

[1] Der Kirchspielvogt zu Wesselburen.

19. Dez. 1836. . . . Am Weihnachtsabend werd ich bis 12 Uhr nachts Kaffee trinken und ein Phantasiestück schreiben, um 12 Uhr in eine katholische Kirche gehen und die schöne Weihnachtsmusik hören. Redlich und gern werd ich Dein gedenken. Mögest Du an jenem Abend recht klar und innig fühlen, daß wir uns wiedersehen werden, und daß Du in mir ewig Deinen wärmsten Freund haben wirst, der dich an seinem höchsten würdigsten Leben Anteil nehmen läßt und Dir den Blick in die Tiefen seiner Seele frei stellt, dafür denn aber auch wohl verlangen darf, daß Du nimmer von ihm forderst, was er, als all seinem Denken und Empfinden widerstreitend, nicht gewähren kann. Was Deine Zukunft betrifft, so ist sie freilich nicht sicherer, aber jedenfalls ebenso sicher, als die meinige, und wenn ich einst etwas hab, so werd ich gewiß nicht vergessen, daß Du mit mir teiltest, als Du hattest. Dies ist mein Männerwort. Das zwischen uns bestehende Verhältnis ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung, gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja, bei der Lage der Dinge, unvermeidlich; aber noch weniger wollen wirs bedauern, daß er vorüber ist. Wie in der physischen, so gibt es in der höheren Natur — wie wärs bei der Ökonomie, die der Welt als erstes Konstitutionsgesetz zum Grunde liegt, auch anders möglich? — nur eine Anziehungskraft, die Menschen an Menschen kettet; das ist

die Freundschaft; und was man Liebe nennt, ist entweder die Flammenvorläuferin dieser reinen unvergänglichen Vestaglut, oder der schnell aufschlagende und schnell erlöschende abgezogene Spiritus unlauterer Sinne. Die Metamorphosierungsmethode mag, da die edlere Seele dann ihren eigenen Großinquisitor machen und sich Wankelmut, Unbeständigkeit, wenigstens innere Unzulänglichkeit, vorwerfen wird, gar schmerzlich sein; um so mehr wollen wir uns freuen, wenn wir ohne Weg ans Ziel gelangen können. Ahnst Du, daß über mich am Ende etwas Höheres schwebt, so ahne auch das daraus Folgende, daß ich, ganz anders konstruiert, als andere, selbst da recht haben kann, wo die Welt nicht unrecht hat! Keinem Menschen in der Welt schreibe ich Briefe, wie Dir; Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja, noch unklar über manche innere Zustände, bringe ich sie mir selbst dann zu An- und Überschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle — — frage Dich einmal ernsthaft, ob wohl innigere Verbindung möglich ist? Mußt Du aber (und es kann nicht anders sein, oder ich wäre Dir nie gewesen, was ich Dir zu sein glaubte und glaube) die Frage mit Nein beantworten, so erfreue Dich Deines Glücks, wenn Du es Glück nennen willst, das erlangt zu haben, warum sich gar viele schon umsonst beworben und noch bewerben werden, Männer, wie Weiber . . .

Ich habe oft ein Gefühl, als ständen wir Menschen (das heißt jeder einzelne) so unendlich einsam im All da, daß wir nicht einmal einer vom andern das Geringste wüßten, und daß all unsere Freundschaft und Liebe dem Aneinanderfliegen vom Wind zerstreuter Sandkörner gliche. Tagebuch 1836.

Das nächste Ziel mit Lust und Freude und aller Kraft zu verfolgen, ist der einzige Weg, das fernste zu erreichen.

Tagebuch 1836. Am Schlusse dieses 1836. Jahres mag ich mir sagen, daß das heranrückende 1837. mehr, wie irgend ein vorhergegangenes, Entscheidung für mich mit sich führen muß. Äußerlich handelt es sich um Begründung einer Existenz durch literarische Bestrebungen; auch innerlich kann dieser zwischen überflutender Fülle und gräßlicher Leere hin- und her schwankende und gleich dem eines Trunkenbolds auf und ab steigende Zustand nicht lange mehr fortbestehen. Eine Erfahrung von Bedeutung glaube ich über mich selbst im letzten Jahr gemacht zu haben, nämlich die, daß es mir durchaus unmöglich ist, etwas zu schreiben, was sich nicht wirklich mit meinem geistigen Leben aufs innigste verkettet. Ebenfalls fühl ich mich jetzt — das war früher nicht der Fall — vom Innersten heraus zum Dichter bestimmt; irrt ich dennoch darin, so wäre mir mit dem Talent zugleich jede Fähigkeit, das in der Kunst Würdige und Gewichtige zu erkennen, versagt; denn das Zeugnis, mich deslich um den höchsten Maßstab bemüht und diesen streng an die Dokumente meines poetischen Schaffens gelegt zu haben, darf ich mir geben. Die Kunst ist das einzige Medium, wodurch Welt, Leben und Natur Eingang zu mir finden; ich habe in dieser ernsten Stunde nichts zu bitten und zu beten, als daß es mir durch ein zu hartes Schicksal nicht unmöglich gemacht werden möchte, die Kräfte, die ich für sie in meiner Brust vermute, hervorzukehren!

. . . Durch nichts greif ich die Unverletzbarkeit eines Menschen mehr an, als durch meine nichtswürdige, alle Grenzen überschreitende Empfindlichkeit, denn gegen sie kann er sich so wenig schützen, als verteidigen, weil er in ihr Krankheit oder Krankhaftigkeit schonen zu müssen glaubt. Es ist nicht wahr, daß ich durch sie ebensoviel, oder gar mehr leide, als andere; der Mensch fühlt in seinen Fehlern wie in seinen Tugenden nur sein W o l l e n und seine K r a f t, und reißt er die schönsten Blüten von seinem Lebensbaum ab, so dünkt er sich wunder wie groß dabei. Wärs auch wahr, so

entschuldigte es nichts, sondern verdoppelte nur die Sünde. So pflegt mir die alles duldende Josepha des Morgens die Landbötin[1] zu bringen. Heute morgen unterbleibts. Tausend Ursachen kanns haben, die alle nicht in der Macht des armen Mädchens stehen; ich weiß es, sag es mir, dennoch schau ich, sowie sie sich, liebevoll und freundlich, wie immer, an ihrem Fenster blicken läßt, mit einem Gesicht zu ihr hinauf, das sie im tiefsten schmerzen muß. Zuletzt kommt sie mit dem Blatt; die Mutter war auf den Markt gegangen und hatt es aus Versehen eingeschlossen. O Schlaffheit! Selbstzwist! Wie recht hatte Herder, wenn er gegen euch beide unversöhnlich war!

[1] Zeitung „Die bayrische Landbötin".

An Elise

Mit unendlicher Sehnsucht, teuerste Elise, hab ich längst Deinem Brief entgegengesehen. Gestern abend (Sonntag) erwartete ich ihn mit Sicherheit, heut ist er endlich eingetroffen und hat mir einen reichen Augenblick, einen innigen Genuß verschafft. 17. Jan. 1837.

Wenn Du Ursach hast, meinem Dichtertalent Achtung zu zollen, und ich fühle, daß ich die verdiene, so hab ich ungleich mehr Ursach, die reine, sittliche Höhe, auf der Du stehst, zu bewundern, so mußt Du fühlen, daß Dir höchste Achtung niemand versagen darf. Du hast einen Punkt erreicht, den ich mit allen Kräften und bei allem Streben vielleicht nie erreichen, gewiß aber nicht übersteigen werde. Dadurch aber muß ein Zusammenhang, ein Friede in Deine Natur gekommen sein, gegen die alles andere gering ist. Denn das ist das letzte Ziel des Menschen, und daran allein ist seine Beruhigung auf Zeit und Ewigkeit geknüpft, daß er aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen, Gemäßes entwickle, daß er sich selbst ein Bürge sei für die seinem Bedürfnis entsprechenden Verheißungen.

Das Heiligste und Wahrste, was an Verehrung, an Liebe, in meiner Brust liegt, ist Dir zugewandt, ist Dein auf immer. Dein hab ich in der Weihnachts-, in der Neu-

jahrsnacht gedacht, Dein gedenk ich stets, wenn ich mein selbst am würdigsten bin, und unter allem Wünschenswerten, was ich von der Zukunft erwarte, ist mir das Wünschenswerteste, wieder mit Dir zusammen zu leben und, was die Stunde bringt, in Gemeinschaft mit Dir zu genießen, oder zu verscheuchen.

. . . Ach, würde mir dies eine nur vergönnt, meiner Mutter, die in Wahrheit bis jetzt nur von Hörensagen weiß, daß auf Erden eine Sonne scheint, ein ruhiges Alter zu verschaffen! Es gehört bei dieser armen, genügsamen Frau, für die ein warmer Unterrock ein Krönungsmantel und eine Stube, worin sie nicht zugleich wohnen und schlafen muß, das köstlichste Fragment eines Palasts ist, so außerordentlich wenig dazu, daß ichs allein darum dem Schicksal, wenn es mir diesen meinen liebsten und letzten Wunsch vereitelte, nicht vergeben könnte. Schmerzlicheres hat nie einen Menschen getroffen, als Jean Paul der Tod seiner Mutter, die ihn so lange Jahre hindurch mit unermüdlicher Geduld durch ihrer Hände Arbeit ernährt hatte, und die eben da starb, als er sich zum erstenmal imstande sah, einen Teil seiner Schuld an sie abzuzahlen. Wie ers aushielt, begreif ich kaum; doch mocht ihn das Gedächtnis der ihr fort und fort bewiesenen Liebeszeichen trösten . . .

24.—30. Januar 1837. . . . Alles fällt mir gegenwärtig schwer, auch das Verfertigen der Korrespondenzberichte; sowie ich eine Zeile geschrieben habe, fühl ich mich nicht zu der zweiten aufgelegt, sondern dazu, die erste wieder auszustreichen. Wie das enden soll, weiß ich nicht. Dennoch denk ich über meine geistigen Kräfte, wie früher, um nichts geringer; aber alles, was ich an der Welt, am Leben, am Menschen schätzte, verläuft sich mehr und mehr ins Nebelhafte, und der einzelne Mensch wurzelt nur im Gefühl von der Würde der Menschheit, der Zweckmäßigkeit des Lebens, des Reichtums der Welt. Sonst war es Erbitterung, Haß, Verachtung, die in mir aufstiegen, wenn mir ein verderbter Mensch in den Weg kam, oder, wenn

ich an gewisse Sünden der Zeit dachte; jetzt ist es reiner Schmerz, tiefstes, ungemischtestes Weh; mir ist, als hätt ich alles mit getan, und ich fühle mich mit jedem Nackenden nackt. Ach, daß die Natur sich nicht begnügte, Bäume hervorzubringen mit Zweigen, voll Blüten, und Vögel, die sich hineinsetzten! Der Mensch ging über ihre Kräfte. Sie wollte auch einmal wagen; da hat sies nun! Im Menschen liegt nichts Konsequentes; er ist ein Hasardspiel; er wird, wozu die Dinge ihn machen, oder, wenn er ihnen widerstreben will, gar nichts.

Zweimal ist das Leben schön gewesen. Einmal, als Griechenland blühte; doch jener Zustand ist meinem Innersten fremd; ich kann nicht glauben, daß soviel Helles, Frisches, Fertiges, mich glücklich gemacht hätte. Das zweitemal während des Mittelalters. Da gabs soviel, an das man sich klammern konnte. Freilich lauter Irrtum, und Irrtum, der von dem Wahren — das heißt Möglichen und Notwendigen — noch weiter, viel weiter, als unsre jetzigen Irrtümer, abstand. Aber, der Irrtum hat Kolorit und Gestalt und schlingt sich heiter und lustig durch den Reigen des Lebens; die Wahrheit ist unsichtbar, wie ein Gott, und unheimlich, wie ein Gespenst. Wär man doch damals geboren! Schon das ist ein großes Unglück, daß man nicht mehr an den Teufel, und noch weniger an seine Sippschaft glauben kann; der Sturm, der eben jetzt (es ist elf Uhr) draußen sein Wesen treibt, sagt mir nichts, als daß er von den Bergen kommt und die Luft reinigt; hielt ichs für den wilden Jäger, so würd ich nicht mit dieser niederträchtigen Ruhe fortschreiben. Der Aberglaube ist für diese Welt, was (nach christlichen Begriffen) der Glaube für jene. Die Menschheit mag wollen oder nicht, sie muß sich noch einmal wieder ein goldenes Kalb machen, vor dem sie sich beugt. Gute Nacht!

Dein Brief, liebe Elise, ist endlich gekommen und hat auf mich gewirkt, wie immer. Dein ganzes Leben, Deine Art, 12. Febr. 1837.

zu sein, tritt mir daraus entgegen; Leidenschaftlichkeit und Ruhe in buntem Gemisch. So lieb ichs; sich bei Briefen irgend eine Art von Zwang antun, heißt in das Herz Methode bringen und Händedruck und Umarmung nach Regeln betreiben.

Was ich über Dich gesagt, das laß Du Dir nur immer gefallen. Was ich über mich gesagt, muß ich mir auch gefallen lassen. Laß Dich nicht durch die verdächtige Tugend der Demut zu einer Unredlichkeit gegen Dich selbst, gegen Dein Gefühl, wärs auch nur im Ablehnen einer verdienten Anerkennung, verleiten. Demut hat die Welt nicht gebaut, aber Demut — wenn sie möglich wäre — könnte sie zugrunde richten.

Die Natur strebt nach einem Gipfel, und da der Mensch fühlt, daß er dieser Gipfel nicht ist, so muß es ein ihm korrespondierendes höheres Wesen geben, in dem das Weltall zusammenläuft und von dem es eben darum auch ausgeht. Dies Wesen ist Gott. Ich abstrahiere ihn aus meiner eigenen Unzulänglichkeit und aus der Konsequenz der Natur.

Ich beuge mich jedem Höheren und also gewiß dem Höchsten. Aber nur dadurch, daß ich ihn möglichst zu entbehren suche, kann ich mich in ein würdiges Verhältnis zu ihm setzen. Er will nicht die Krücke des Menschen sein, darum hat er ihm Beine gegeben. Fordert das Leben von mir das Unmögliche, so erdrückt es mich entweder, oder — es ist nicht das Unmögliche gewesen. In jedem Fall soll ich alles aufbieten, was an Kraft in mich gelegt ist; diese Kraft macht mich gewiß frei, ist es nicht nach außen, indem sie das Hindernis überwältigt, so ist es nach innen, indem sie die Körperketten zerreißt . . .

April 1837. . . . An welcher Todeskrankheit ich und Gravenhorst in Heidelberg darnieder gelegen wären? Liebes Kind, es gibt nur einen Tod und nur eine Todeskrankheit, und sie lassen sich nicht nennen; aber es ist die, deretwegen Goethes Faust sich dem Teufel verschrieb, die Goethe befähigte und begeisterte, seinen Faust zu schreiben; es ist die, die den Humor erzeugt und die Menschheit (das heißt die wenigen Men-

schen, in denen etwas Weniges vom Menschen ausschlägt und in die Blüte tritt) erwürgt; es ist die, die das Blut zugleich erhitzt und erstarrt; es ist das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen; es ist mit einem Wort die Krankheit, die Du nie begreifen wirst, weil — Du danach fragen konntest. Ob es für diese Krankheit ein Heilmittel gibt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, der Doktor (sei er nun über den Sternen oder im Mittelpunkt meines Ichs), der mich kurieren will, muß zuvor die ganze Welt kurieren, und dann bin ich gleich kuriert. Es ist das Zusammenfließen alles höchsten Elends in einer einzigen Brust; es ist die Empfindlichkeit, daß die Menschen so viel von Schmerzen und doch so wenig vom Schmerz wissen; es ist Erlösungsdrang ohne Hoffnung und darum Qual ohne Ende.

Von diesem Punkt kommen wir so leicht und ohne Umstände auf Religion, als von der Auszehrung auf einen Wunderdoktor. Die Religion der meisten Leute ist nichts weiter, als ein „Sichschlafenlegen" und es ist wirklich zu fürchten, Gott möge sie für ihre Gottesfurcht noch einmal scharf ansehen, denn es ist keine Kunst, zu Bett zu gehen, wenn man müde ist, oder gar — der Fall ist noch häufiger — niemals aufzustehen, und die Natur mit all ihren Unbegreiflichkeiten und den Menschengeist mit all seinen Rheinfällen und Gewittern im Schlaf — das heißt im Glauben — an sich vorüberziehen zu lassen. Es ist wahr, ein Gott, wie ihn der „wahre Christ" sich denkt, paßt so vortrefflich in die große, krause Maschine, wie eine Welle in die Windmühle; aber eben, weil er so ganz erstaunlich gut paßt, möcht ich einen solchen Gott bezweifeln. Es wär doch etwas mehr, als ein Wunder, wenn der menschliche Geist, der durchaus niemals eine Ursach durchdringt, die erste Ursach alles Seins wirklich so weit erfaßte, daß er sich ohne Frechheit herausnehmen dürfte, an sie, auf sein eigenes Zeugnis hin, zu glauben und also jede andere mögliche mit grenzenloser Keckheit zu verneinen; ich sage, es wäre mehr, als ein Wunder, mithin weniger, als eine Möglichkeit . . .

12. Mai 1837. . . . Was Du meine Krankheit nennst, ist zugleich die Quelle meines, wie jedes, höheren Lebens. Für das, was den Menschen Glück heißt, hab ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür gibt es einzelne Stunden, die mich mit einem überschwenglichen Reichtum innerer Fülle überschütten; dann löst sich mir irgend ein Rätsel; ich fühle mich selbst in meiner Würde und meiner Kraft; ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner höchsten Genüsse sind. Anderen Stunden vergönn ichs um so lieber, daß sie mich martern, als ich weiß, daß sie mich, wenn sie mir auch ihren ganzen Inhalt, der so manchen selig macht, bringen wollten, doch nicht erquicken könnten; die Erde hat ihre Rechte, aber, wenn ich auch mit den Wellen kämpfen und ringen muß, so reicht das Haupt doch über sie hinaus und mein Blick erfaßt die ewigen Sterne. Ich lebe (dies ist bei mir seit einem Jahre kein leeres Wort mehr) schon im Weltall, und je inniger ich von der Nichtigkeit alles irdischen Treibens (nur nicht im sogenannten christlichen Sinn) überzeugt werde, je mehr freue ich mich, daß es mir gestattet wird, von einem Grad zum andern nicht, nach dem allgemeinen Schicksal, hinüber zu kriechen, sondern hinüber zu springen . . .

An Frau Amalie Schoppe

die Hebbels Übersiedlung von Wesselburen nach Hamburg ermöglicht hatte.

25. Mai 1837. . . . Ich will meiner Not nichts verdanken, als höchstens meinen Charakter; ich werde meine Geisteskräfte für gering achten, wenn sie, nun sie entwickelt sind, zur Begründung meiner Existenz nicht ausreichen; ich werde, falls ich im Weltmeer untergehen sollte, darin nicht, wie vielleicht früher, einen Privathaß des Schicksals gegen mich sehen, sondern bloß den Beweis, daß ich nicht schwimmen konnte. Sie werden, teure Freundin, die Wahrheit dieser Gefühle nicht darum bezweifeln, weil ich sie zufällig am besten in einer Metapher ausdrücken zu können glaube; ich bin überzeugt, aufs innigste überzeugt, das Leben ist auf die Dauer gegen nie-

manden ungerecht, und wer es so schilt, der verwechselt Gerechtigkeit mit Billigkeit und will sich ein Geschenk als einen Tribut ertrotzen; wehe aber, oder vielmehr pfui dem, der zugrunde geht, weil er nicht beschenkt wird. Ich gebe allerdings zu, daß der Mensch vor Entscheidung des Prozesses, der zwischen dem Leben und einer falsch gestellten hohen Erscheinung mit Bitterkeit und Strenge geführt wird, erkranken kann; ich gebe aber nicht zu, daß solch eine Krankheit heilbar ist, und verlange von dem Kranken, daß er (eben in Betätigung seiner höheren Natur) dies beizeiten fühlen und an ein Sterbebett keinen Arzt fesseln soll. Auch ich bin krank; ich irrte mich, als ich beim Austritt aus der Gifthölle mich, einen Freiheitsrausch mit Gesundheit verwechselnd, den Alten glaubte; ich schreibe Ihnen also nicht so (und dies ist für die Würdigung meines Geständnisses ein wichtiger Punkt), weil ich viel hoffe, sondern nur, weil ich nichts fürchte. Ich bin hypochondrisch im höchsten Grade; mein Leben ist ein tolles Gemengsel von Rausch und ekler Nüchternheit; ich würde, selbst, wenn ich ein Recht hätte, zu hoffen, kaum mehr wünschen können. Als die Aufgabe meines Lebens betrachte ich die Symbolisierung meines Innern, soweit es sich in bedeutenderen Momenten fixiert, durch Schrift und Wort; alles andere, ohne Unterschied, hab ich aufgegeben, und auch dies halte ich nur fest, weil ich mich selbst in meinen Klagen rechtfertigen will . . .

An Elise

. . . Ich bin nicht gegen viele Menschen wahr, ich kanns nicht sein, denn sie würden mich nicht verstehen und (was das Schlimmste wäre) doch zu verstehen glauben; doch mach ich es nicht, wie Moses, der seinen Aussatz hinter dem Schleier für göttlich-blendenden Glanz gab und seine Krankheit anbeten ließ. Aber, gegen Dich bin ich wahr, so wahr, wie gegen mich selbst; man kann es sein gegen einen umfassenden Geist, man muß es sein gegen ein umfassendes Gemüt . . . 18. Juni 1837.

Halb aus dem Schlummer erwacht,
den ich traumlos getrunken,
ach, wie war ich versunken
in die unendliche Nacht!

Tiefes Verdämmern des Seins,
denkend nichts, noch empfindend!
Nichtig mir selber entschwindend,
Schatte mit Schatten zu eins!

Da beschlichs mich so bang,
ob auch, den Bruder verdrängend,
Geist mir und Sinne verengend,
listig der Tod mich umschlang.

Schaudernd dacht ichs und fuhr
auf, und schloß mich ans Leben,
drängte in glühndem Erheben
kühn mich an Gott und Natur.

Siehe, da hab ich gelebt:
Was sonst, zu Tropfen zerflossen,
langsam und karg sich ergossen,
hat mich auf einmal durchbebt.

Oft noch berühre du mich,
Tod, wenn ich in mir zerrinne,
bis ich mich wieder gewinne
durch den Gedanken an dich!

An den Tod
Juni 1887.

Ein Stummer zieht durch die Lande,
Gott hat ihm ein Wort vertraut,
das kann er nicht ergründen,
nur einem darf ers verkünden,
den er noch nicht geschaut.

Ein Tauber zieht durch die Lande,
Gott selber hieß ihn gehn,
dem hat er das Ohr verriegelt,
und jenem die Lippe versiegelt,
bis sie einander sehn.

Dann wird der Stumme reden,
der Taube vernimmt das Wort,
er wird sie gleich entziffern,
die dunkeln göttlichen Chiffern,
dann ziehn sie gen Morgen fort.

Daß sich die beiden finden,
ihr Menschen, betet viel.
Wenn, die jetzt einsam wandern,
treffen einer den andern,
ist alle Welt am Ziel.

Zwei Wanderer
November 1897.

7. Dez. 1837. Gestern, beste Elise, hab ich Deine Sendung erhalten. Brief und Paket sind schon fünf bis sechs Tage hier gewesen; Du hattest auf der Adresse nicht hinzugefügt, daß ich über drei Stiegen wohne. Die Sachen sind köstlich, Rock, Hose, Weste, Binde, mit einem Wort alles, über meine kühnste Erwartung, nicht allein fein und modern, sondern fast brillant; in meinem Leben hab ich solch einen Anzug nicht gehabt. Jetzt bin ich auf zwei Jahre mit Garderobe versehen; meinen alten Rock kann ich für gewöhnlich noch lange tragen; mein Frack ist noch ganz gut und höchstens werd ich in der besseren Jahrszeit einer Sommerhose bedürfen, die sich leicht anschaffen läßt. Einer der größten Sorgen bin ich überhoben; ein guter Rock entscheidet auf der Polizei über die Erteilung der Aufenthaltsbewilligung und vergoldet den Menschen in allen Verhältnissen — dennoch muß ich gestehen, daß ich meinen Wunsch unterdrückt hätte, wenn ich es auch nur hätte ahnen können, daß Du ihn auf eine so glänzende Weise befriedigen würdest. Ich weiß es wohl, Du gibst nicht, um wieder zu empfangen; Du willst durch eine Wohltat nicht fesseln, sondern befreien; aber um so mehr drückt mich mein Unvermögen, Dir meinen Dank zu bezeigen. Ich darf es wahrlich für das größte Glück meines Lebens halten, daß ich mit Dir zusammengekommen bin; Du gewährtest mir in Hamburg, wo mich niemand verstand, Teilnahme, Anregung und Trost; Du standest mir zur Seite in meinen schlimmsten Stunden und riefst meine schönsten — daß ich mich nirgends, als in Deinem Hause wohl befand, weißt Du! — hervor, und Du warst es ebenfalls, die bis jetzt, wie ein freundlicher Genius, in der Ferne alles für mich tat, was für mich getan werden kann. Und ich — kann ich etwas anderes tun, als meinen Mund zum Echo Deines Herzens machen? O, wahrlich, es schmerzt mich im Innersten meiner Seele, daß ich meine heiligste Schuld in der Scheidemünze, deren sich jeder Lump und jeder Schuft bedient, abtragen muß . . .

Und ist ein bloßer Durchgang denn mein Leben, Tagebuch Mai 1838.
durch deinen Tempel, herrliche Natur,
so ward mir doch ein schöner Trieb gegeben,
vom Höchsten zu erforschen jede Spur,
so tränkt mich doch, bin ich auch selbst vergänglich,
ein Quell, der ewig ist und überschwenglich!

Beppi erzählte mir: Als sie klein war, stieg sie, wenn ihre Mutter krank im Bette lag, zu ihr auf dem Schemel hinauf, schaute sie lange an und machte ihr dann mit den Händen die Augen auf! Wie tief rührt mich jeder menschliche Zug, der die Unergründlichkeit, die unschuldige, spielende Tiefsinnigkeit des Lebens ausdrückt, und wie kalt läßt mich jeder Seiltänzersprung der Spekulation!

Gott teilt sich nur dem Gefühl, nicht dem Verstande mit; dieser ist sein Widersacher, weil er ihn nicht erfassen kann. Das weist dem Verstande den Rang an.

Nur das ist Sünde, was so wenig aus einer Leidenschaft als aus der Tugend hervorgeht.

An Elise

. . . Du sprichst davon, Du wolltest Deine Einrichtung 14. Aug. 1838.
verpfänden, um mir Geld senden zu können. Ich beschwöre Dich (o Gott, ich kann Dich aus der Ferne ja nur durch Bitten von übereilten Entschlüssen abhalten) dies nicht zu tun; ich bin noch nicht in so großer Verlegenheit, ich habe Kredit, weil ich so lange richtig bezahlte, und brauche wenig; vom Morgenblatt kann ich, wofern nur mein neulicher großer Bericht abgedruckt wird, soviel erwarten, als ich brauche, um die bisher entstandene Schuld abzutragen; dann hab ich abermals Kredit, und alles wird mir ja wohl nicht schief gehen. Auf keinen Fall würde ich nun noch, da ich Deine verzweiflungsvollen Verhältnisse kenne, einen Heller von Dir annehmen; Du mußt selbst fühlen, daß dies Sünde wäre;

schreibe nur ums Himmels willen nicht einer in diesem Fall lächerlichen Empfindlichkeit einen Anteil an dem allein würdigen Entschluß zu; Du würdest mir im höchsten Grade unrecht tun und Dir selbst weh. Sei überzeugt, meine Gesinnungen gegen Dich haben sich nicht geändert und werden sich nicht ändern; Du bist mir eine Freundin, wie ich nie eine zweite finden **kann**, und wofern ich selbst noch etwas zu hoffen habe, was ich zwar nur in wenig Stunden wage, so wirst auch Du noch dereinst aus Deiner jetzigen zerquetschenden Kümmernis erlöst werden. Also noch einmal: verpfände Deine Sachen nicht, ich brauche kein Geld; könnt ich mir durchaus nicht mehr helfen, so (dies verspreche ich Dir) werd ich mich Dir vertrauen; jetzt nehme ich nicht um den Preis der Welt etwas an . . .

12 Sept. 1838. Ich weiß nicht, liebe Elise, womit ich soviel Liebe verdiene, oder vielmehr, denn das andere ist wohl immer der Fall, ich weiß, daß ich sie **nicht** verdiene. Eine solche Schuld läßt sich nur mit dem Herzen zahlen, aber mein Herz ist längst bankerott; es ist leer und dürftig, wie eine Wüste, durch die nur selten ein frischer Hauch, der erquickende Tropfen bringt, hindurchzieht. Ich schaudere oft, wenn ich mich dort, wo die eigentlichste Quelle des Lebens entspringt, erstarrt fühle; doch, das Tote beklagen und es wiedererwecken, ist leider zweierlei. Freilich habe auch ich hohe Stunden, wo das Eis schmilzt und die himmlischen Gefühle aus ihrem Schlummer erwachen; dann dünke ich mir reich genug, um jedem, und ob es Gott selbst wäre, zu vergelten, was er an mir getan; dann scheine ich mir ein Brunnen, der nur darum aus allen Adern der Erde die holden Gewässer einsaugt, damit er erquicken kann, was ringsum dürstet und schmachtet. Aber, der leiseste Zugwind tötet diesen treibenden Frühling in meiner Brust, und ein solcher Zugwind ist schon der Gedanke: „Heuchler, bist du auch mit der Peitsche hinter das Gefühl her; legst du auch deinem Herzen Kontribution auf?“ Und etwas Wahres ist wohl nicht allein an meiner Empfindung

in solchen Augenblicken, sondern auch an jenen Gedanken. Nur dessen bin ich mich bewußt, daß ich niemals eine Heuchelei irgend einer Art (die sich leider, wenn der Mensch nur aufrichtig sein will, auf tausend geheimen Wegen ins Leben hineinschleicht) wissentlich fortsetze. Ach, es liegt so unendlich viel Zweideutiges in unsrer Natur, und ich bin so zusammengequetscht, daß ich nicht weiß, was ich meinem eignen Ich, und was ich meinen Verhältnissen zurechnen muß. Dies hindert mich eben so oft am Steinigen meiner selbst, wie am Bekränzen und Bekomplimentieren. Der Teufel sage die Wahrheit, wenn er kann, und Gott, wenn er muß, sonst um keinen Preis!

Übrigens, liebe Elise, irrst Du, wenn Du meinst, daß ich wohl immer trübe gestimmt sei. Das ist noch nicht der rechte Schmerz, der ein Aushängeschild im Gesicht hat; der wurzelt nicht im Ganzen, sondern nur im Einzelnen; der wird geheilt. Ich bin ernst und stolz; der König, der die Welt beherrscht, und der Einsiedler, der ihr entsagt und sie verachtet, sehen sich gleich, wie zwei Brüder. Auch kann ich noch immer recht heiter sein und bins jedesmal, wenn die Gelegenheit nur irgend dazu auffordert. Jene Schüchternheit hat sich natürlich verloren; sie gehörte nicht mir, sondern dem tyrannisierten Schreiber an und ist längst in den Fluten des Meeres untergegangen. Über Gegenstände des Empfindens äußerte ich, wie Du weißt, mich früher selten, jetzt nie. Neue Bekanntschaften zu machen, ist mir widerlich. Doch, wozu Dir dies alles schreiben; ist es nicht lächerlich, ein Kollegium über sich selbst zu lesen? Und dennoch sollten wir Menschen lieber etwas mehr eitel erscheinen, um es etwas weniger zu sein; wer über sich selbst spricht, sagt gewiß die Wahrheit, entweder mit Absicht, oder unbewußt.

. . . Meine Buchstaben geraten, wie Du bemerken wirst, nicht zum besten; es kommt daher, weil mein kleines Hündchen, welches, wenn ich schreibe, nicht eher ruht, als bis ichs vor mich auf den Schoß nehme, mir die schreibende Hand und mitunter auch die Feder leckt. Es ist ein allerliebstes Tier-

chen, kastanienbraun mit weißen Pfötchen und weißer Brust, schönen Ohren, glänzenden Augen, und von unbegrenzter Anhänglichkeit. Ich bringe es mit nach Hamburg, Du wirst es gewiß hätscheln; es zieht hier, wenn ich ausgehe, wegen seiner Schönheit und Munterkeit die Aufmerksamkeit aller Damen auf sich.

... Du machst viel zu viel Ansprüche an Dich, beste Elise, und noch mehr glaubst Du, daß ich zu viel Ansprüche mache, wenn Du meinst, erst dann seist Du die wahre Freundin für mich, wenn Du imstande wärest, in das geheimste Adern- und Nervengeflecht meiner Gedichte einzudringen. Das ist durchaus nicht nötig; der Anteil, den eine reine Seele an mir, als Menschen, nimmt, hat in meinen Augen einen viel höheren Wert, als der Anteil, der meinen Hervorbringungen als Tribut dargebracht wird ...

... Ich kenne gottlob die Konstitution meiner Mutter und fürchte nicht, daß die Krankheit Bedeutung hat; ich kann es mir auch gar nicht denken, daß der Himmel mir meine schönste Freude rauben und mir die Hoffnung, ihr das Leben zu verschönern und wert zu machen, vernichten mag. Dennoch bin ich so lange in Angst, bis ich genauere Nachrichten habe, die Du mir, beste Elise, erteilen wirst, sobald Du kannst.

Statt der so sehr ersehnten Nachricht von der Genesung der Mutter kam die ihres Todes. Hatte Hebbel seinen heißen Wunsch nicht mehr verwirklichen können, den Lebensabend seiner Mutter zu verschönen, so hatte Elise deren letzten Jahre durch Weihnachtsgeschenke und andere Gaben, die sie im Auftrage des Sohnes zu überreichen vorgab, glücklicher gemacht. Einen Tag nach der Trauerkunde aus Wesselburen hörte Hebbel von der Erkrankung seines kürzlich zum Doktor promovierten und heimgereisten Freundes Emil Rousseau, und bald darauf von seinem Tode. Das war der herbste Schmerz, der ihn je getroffen. Es zog ihn jetzt mit aller Gewalt zu Elise, dem einzigen Menschen, der ihm geblieben war. Aber da ihm Hamburg keinerlei Aussichten bot, zumal er den Doktortitel noch nicht erlangt hatte und das zur Promovierung erforderliche Geld fehlte, zögerte er seinen Entschluß über den Winter hinaus, entschied sich jedoch schließlich für die Reise nach Hamburg, die er im Frühling des neuen Jahres zu Fuß antrat.

Gestern, liebe Elise, empfing ich den Brief meines Bruders. Ich war schon vor seinem Eintreffen krank, und bin es jetzt in noch höherem Grade. Ich hatte eine schlechte Nacht voll wüsten Schlafs; der Kopf brennt mir fieberisch, und ich bin kaum eines klaren Gedankens fähig. Das Schreiben greift mich an, dennoch darf ich es nicht aufschieben, um so weniger, als sich mein Zustand wohl schwerlich in ein paar Tagen verbessern wird. 17. Sept. 1878.

Der rechte Schmerz um meine Mutter hat mich noch nicht erfaßt. Auch zum Schmerz gehört Kraft, und die meinige liegt in Ohnmacht, mein Herz steht still, mein Geist ist gefesselt. Der rechte Schmerz wird erst kommen, wenn ich wieder ich selbst bin, wenn ich in Erinnerungen aus der Vergangenheit und in Träumen der Zukunft webe. Dann, wenn das Glück mir eine Blüte nach der andern zuwirft, werd ich lächeln und fragen: wozu? Jetzt bin ich selbst halb tot.

Nimm aber Du meinen heißen Dank für alles, was Du für die Entschlafene getan! Du hast ihr doch so manchen Tag zu einem vergoldeten gemacht, und ihr Leben war so dürftig, daß auch noch geringere Kleinigkeiten es ihr versüßen konnten.

Daß sie mir gerade jetzt, wo ich hoffen durfte, sie wiederzusehen und wo mein Schicksal sich endlich entscheiden muß, entrissen ward, macht mir den Verlust doppelt herb. Und dennoch: was bürgt mir denn für die Verbesserung meiner Lage? Ist nicht vielleicht ihr Tod ein Wink der Gottheit, daß ich von der Zukunft nichts erwarten soll? Seis, wie es sei, leichter werd ich von jetzt an alle Widerwärtigkeit ertragen, da sie mich allein trifft. Ich habe, ich bekenne es, nur selten an meine Mutter gedacht; es war mir zu peinlich, mich in ihre trüben Zustände zu verlieren, in die ich keinen Sonnenstrahl fallen lassen konnte; es griff ins Räderwerk meines ohnehin nicht mehr kräftig getriebenen Lebens zu störend ein. Nun macht mir mein Herz Vorwürfe, die ich nicht verdient zu haben glaube. Es tötet den Menschen, wenn er sich nach irgend einer Seite hin oft in seiner Ohnmacht fühlt. Daß die Mutter

sterben würde, schien mir unmöglich; als ich Deinen vorletzten Brief empfing, fühlte ich mich keineswegs stark beunruhigt. Es gibt Geschicke, vor denen man, aller Wandelbarkeit des Irdischen ungeachtet, sicher zu sein glaubt; dahin gehörte für mich dieser frühe Tod meiner Mutter. Von nun an will ich glauben, daß auch ich sterben kann, ein Gedanke, der mir, wie Du weißt, fern blieb, als die Cholera hier rings um mich her unzählige Opfer darniederstreckte . . .

Tagebuch 18. Sept. 1838. Sonntag, den 16. dieses Monats, als ich kaum zu Mittag gegessen hatte, erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, worin er mir anzeigte, daß meine Mutter, Antje Margaretha, geborene Schubart, in der Nacht vom 3. auf den 4. um 2 Uhr gestorben sei. Sie hat ein Alter von 51 Jahren 7 Monaten erreicht und ist, was ich für eine Gnade Gottes erkennen muß, nur vier Tage krank gewesen; vier Tage ganz leidlich, so daß sie noch selbst aufstehen konnte, den fünften sehr bedeutend mit Krämpfen geplagt, die ein Schlagfluß mit dem Leben zugleich (auf sanfte Weise, wie der Arzt sich aussprach) endete. Sie war eine gute Frau, deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigene Natur versponnen scheint: mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrausen gemein, und nicht weniger die Fähigkeit, schnell und ohne weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht) in mir stets ein mißratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichsten Sinne des Worts nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte. Ihr allein verdanke ichs, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter, wie von einem Lieblingsplan sprach, den Bauerjungen spielen

mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte. Gute, rastlos um deine Kinder bemühte Mutter, du warst eine Märtyrin, und ich kann mir nicht das Zeugnis geben, daß ich für die Verbesserung deiner Lage immer so viel getan hätte, als in meinen freilich geringen Kräften stand! Die Möglichkeit deines so frühen Todes ist meinem Geist wohl zuweilen ein Gedanke, doch meinem Herzen nie ein Gefühl gewesen; ich hielt mich in Hinsicht deiner der Zukunft für versichert; ich legte an deine Zustände meinen Maßstab und tat oft nichts, weil ich nicht alles zu tun vermochte. Ich war nicht selten, als ich dir noch näher war, rauh und hart gegen dich; ach, das Herz ist zuweilen ebensogut wahnsinnig, wie der Geist; ich wühlte in deinen Wunden, weil ich sie nicht heilen konnte; deine Wunden waren ein Gegenstand meines Hasses, denn sie ließen mich meine Ohnmacht fühlen. Vergib mir das, was du jetzt in seinem Grunde wahrscheinlich tiefer durchschaust, als ich selbst, und vergib es mir auch, daß ich, verstrickt in die Verworrenheiten meines eigenen Ichs und ungläubig gegen jede Hoffnung, die mir Licht im Innern und einen freien Kreis nach außen verspricht, deinen Tod nicht beklagen, kaum empfinden kann. Diese Unempfindlichkeit ist mir ein neuer Beweis, daß der eigentliche, der vernichtende Tod die menschliche Natur so wenig als Vorstellung noch als Gefühl zu erschüttern vermag, und daß er eben darum auch gar nicht möglich ist; denn alle Möglichkeiten sind in unserm tiefsten Innern vorgebildet und blitzen als Gestalten auf, wenn eine Begebenheit, ein Zufall, an die dunkle Region, wo sie schlummern, streift und rührt. Auch Klagen, auch Tränen werden dir nicht fehlen, wenn ich einmal wieder ich selbst bin, und ewig wird dein stilles, freundliches Bild in aller mütterlichen Heiligkeit vor meiner Seele stehen, lindernd, beschwichtigend, aufmunternd und tröstend. Wenn ich an dich denke, an dein unausgesetztes

Leiden, so wird mir jede Last, die mir das Schicksal auflegt, gegen die deinige leicht dünken; wenn ich mich deiner kümmerlichen Freuden erinnere, die dein Herz dennoch in sanfter Seligkeit auftauen ließen, so werd ich mich nie freudenleer dünken. So wirst du mir noch über das Grab hinaus Mutter sein; du wirst mir vergeben und ich dich nimmer, nimmer vergessen!

An Regierungsrat Rousseau in Ansbach

20. Sept. 1838. Hochwohlgeborener, Hochverehrter Herr Regierungsrat! So erfreulich es mir war, einen Brief von Ihnen zu empfangen, so sehr mußte mich der Inhalt desselben betrüben. Mein Freund schrieb mir zwar, daß er an Kopfweh leide und sich ermattet fühle; doch hielt ich diese Übel für ganz natürliche Folgen seiner letzten Anstrengungen, die sich bald wieder legen würden, keineswegs für Vorboten einer gefährlichen Krankheit. Ihre entgegengesetzte Nachricht beunruhigt mich außerordentlich; ich mußte mir gestern von einem ärztlichen Bekannten sagen lassen, daß gastrische Fieber hier äußerst gefährlich seien, weil sie nicht selten in Nervenfieber ausarteten, und ich weiß, wie reizbar das Nervensystem meines Freundes ist. Was mich einigermaßen tröstete, ist, daß er sich im Schoß der Liebe bei seiner Familie befindet, und daß er dasjenige Lebensziel, welches alle andern Bestrebungen in gewissem Betracht fundamentiert, wenigstens äußerlich unterstützt, auf die rühmlichste Weise erreicht hat. Der menschliche Geist kehrt nun gar zu gern (meine eigene Erfahrung hat es mich vielfach gelehrt) gegen sich selbst das Schwert, womit er, von körperlicher Ohnmacht gebunden, die harte, spröde Welt nicht öffnen kann; er ist ein wahnsinniger Schiffer, der den ungünstigen Wind sich selbst auf die Rechnung setzt, der jede Klippe, statt sie zu umfahren, nieder segeln oder daran scheitern will. In diese Stimmung kann mein Freund jetzt, gottlob, nicht hineingeraten; er hat erlangt, was er erlangen wollte, und den Faden weiter zu spinnen, hatte er keine Zeit; denn nur das Angefangene, was

nicht zu Ende gebracht ward, stiehlt sich als Gespenst in die Träume und Phantasien eines Kranken ein, nicht das noch unergriffen Fernstehende. Ist er aber nun vor inneren Stürmen gesichert, so wird seine gesunde Natur, wie ich zuversichtlich hoffe, dem Fieber schon Trotz bieten.

Was mich selbst betrifft, so habe ich am Sonntag die schmerzlichste Nachricht erhalten, die ich auf Erden erhalten konnte. Meine Mutter ist schon am 4. dieses Monats nach einem sehr kurzen Krankenlager verschieden. Ich habe sie seit dritthalb Jahren nicht gesehen, und ich hatte sie sehr lieb; sie war für mich der Punkt, an den ich alles, was ich von der Zukunft erwartete, anknüpfte. Ich bin von Ihrer freundlichen Teilnahme überzeugt und bitte Sie, meinem teuren Freunde dies Ereignis zu verschweigen. Ich lege für ihn ein paar Zeilen an, die ganz unverfänglichen Inhalts sind, ja eigentlich ohne allen Inhalt. Sie werden selbst ermessen, ob sie ihm übergeben werden können, oder ob sie ihm, ihrer Unbedeutendheit ungeachtet, vorenthalten werden müssen.

Ich sage Ihnen, hochgeehrter Herr, für die Wiederholung Ihrer so zuvorkommenden Einladung meinen herzlichsten Dank, und sehne mich unendlich, die Schriftzüge meines Freundes recht bald wieder zu erblicken. Sollte sein Zustand, was Gott verhüten wollte, sich verschlimmern, so werde ich von Ihrer Güte wohl einer kurzen Benachrichtigung entgegensehen dürfen. Mit der Bitte, mich unbekannterweise Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Fräulein Töchtern empfehlen zu wollen und unter viel tausend Grüßen an den teuren Kranken . . .

An Elise

. . . Um meinen Freund bin ich in der größten Angst. 30. Sept. 1838.
Seine Krankheit ist lebensgefährlich; das gastrische hat sich in einer Nervenfieber verwandelt, und er ist so reizbar, daß dieses Fieber bei ihm einen noch schlimmeren Charakter annehmen muß, als es ohnehin schon hat. Zum Glück befindet er sich bei den Seinigen; wäre er von dem Nervenfieber in München befallen worden, so könnte er kaum genesen.

Erst heute morgen erhielt ich einen Brief von seinem Vater; danach hat er den einundzwanzigsten Tag (an den sich in der Regel eine wichtige Krisis knüpft) glücklich überstanden; das Bewußtsein ist zurückgekehrt und eine Hinneigung zur Besserung bemerkbar; die Gefahr ist aber noch immer sehr groß. Wie dies auf mich wirken muß, kannst Du Dir nur zum Teil denken, da Du meinen Freund nicht kennst. Er schloß sich schon in Heidelberg mit größter Wärme an mich und war die Hauptursache, daß ich nach München ging; seitdem ist er mir im vollsten Maß gewesen, was in solchem Verhältnis ein Mensch dem andern irgend sein kann. Du weißt, ich bin so schwer anzufassen, wie ein Stechapfel, und ich setze gerade das, was mir am wertesten ist, am leichtesten aufs Spiel, um den Gedanken, als könnten mich Rücksichten bestimmen, ja nicht aufkommen zu lassen. Seine Geduld und Langmut, die Sorgfalt, die ihn jeden Dorn, statt ihn abzuhauen, mit Baumwolle umwickeln läßt, sind mir zuweilen selbst ein Gegenstand des Erstaunens gewesen; er ist mir von ganzer Seele ergeben, wie noch niemals ein anderer; seine Teilnahme für mich ist unbegrenzt und fast weiblicher Art. Und sein Blut ist heiß, über jede Kleinigkeit regt er sich auf; in Heidelberg hat er sich (das Zeichen trägt er auf der Wange) wegen einer geringfügigen Ursache geschlagen; wenn er sich also bekämpft, so geschieht es mit Freiheit, und weil er glauben muß, daß an mir dies oder jenes zu schätzen sei, keineswegs aus Mangel an Feuer und Schwungkraft. Freilich ist er auch mir manches schuldig geworden, vorzüglich den wichtigsten Teil seiner poetischen Bildung; was ich ihm in drei Stunden des Gesprächs überlieferte, hätte ihm vielleicht, wenn er es selbst hätte finden sollen, Jahre zu schaffen gemacht. Gott wird mir ihn erhalten; die Bekümmernis um ihn läßt mich fast meine Mutter vergessen; er wäre mir nicht weniger unersetzlich, wie diese.

An Emil Rousseau in Ansbach

30. Sept. 1838. Mein teuerster Rousseau! Wie sehr ich Deinetwegen in Angst gewesen bin, kann ich Dir gar nicht sagen. Mit der

größten Ungeduld sehe ich den Briefen Deines Vaters entgegen, und wenn sie eintreffen, so wage ich sie kaum zu öffnen. Gott sei gelobt, heute erfahre ich, daß Du Dich auf dem Wege der Genesung befindest. Wenn der Himmel mir Dich nur erhält, so will ich ihm die Erfüllung meiner übrigen Wünsche erlassen; ohne Dich wären sie mir ohnehin gleichgültig.

Es sind dies martervolle Wochen für mich gewesen, und dennoch, wenn ich zurückblicke, scheint es mir, als ob ich eigentlich niemals die Hoffnung aufgegeben hätte. Nur dann, wenn ich einen Brief in Händen hielt, zitterte mein Herz. Ich habe eine große Kraft, meinen Schmerz zu verschieben, oder vielmehr mich in einen Zustand der Dumpfheit zu versetzen; doch läuft alles am Ende auf Täuschung hinaus; man macht die Augen vor dem Feind zu, aber man fühlt seine Stöße.

Noch einmal, Gott sei gelobt. Hat er Dich wieder so weit gebracht, so wird er Dich auch weiter bringen. Das ist gar nicht anders möglich, möcht ich sagen. Du hältst das Leben an mehr als einem Faden fest.

Worum ich Dich aber bitte: bedenke jetzt nichts, als Deine Krankheit; nicht Deine Lebenspläne, nicht mich. Wäre ich bei Dir, so wollt ich mein bißchen Witz und Erfindungsgabe auf die Folter spannen, um Dich fortwährend lachen zu machen. Doch, freilich, sobald Du irgend wieder ein Bedürfnis der Unterhaltung fühlst, kannst Du ganz andere Leute kommandieren: den Don Quixotte, den Katzenberger, den Schmelzle und so weiter. Im höchsten Ernst: mach durch diese Bücher Deine Nachkur; das Lachen ist die Elektrizität des Geistes und hat wenigstens mich vor der Cholera bewahrt. Du siehst, wie voreilig ich bin, ich spreche schon von der Nachkur.

Auf keinen Fall laß Dich vor Ablauf von vier bis fünf Wochen auf Briefschreiben ein; jede Zeile von Dir, die ich früher erhielte, würde mich erschrecken. Rückfälle sind gar zu häufig und zu fürchterlich und werden durch die geringste Anstrengung hervorgerufen. Ich dagegen werde Dir fleißig schreiben, sobald ich weiß, daß Du meine Briefe ohne Schaden lesen kannst . . .

5. Okt. 1838. Am gestrigen Morgen erhielt ich die Nachricht, daß mein Freund am 2. dieses Monats früh um 1 Uhr sanft und bewußtlos entschlafen ist. Ich habe kaum Kraft, Dir dies zu schreiben; woher soll ich die Kraft nehmen, es zu ertragen?

Erst jetzt ist die Welt mir öde. Wenn ich aus meinem Fenster sehe und mir denke: er kommt nie mehr vorüber, er winkt nie mehr herein, er öffnet die Tür nicht wieder und fragt mit seiner sanften innigen Stimme, wie geht es Dir? ach, da scheint es mir unmöglich, daß ich fortleben kann. Ich weiß nicht, wohin ich mich vor meinen Gedanken und Erinnerungen flüchten soll; jeder Weg, den ich wandle, zeigt mir sein teures, jetzt in ewige Nacht versunkenes Bild; denn Arm in Arm mit ihm habe ich ihn unzählige Male gemacht; jedes Buch, das ich ergreife, erinnert mich an auf immer vergangene reiche Stunden, deren Honig mich jetzt vergiftet; denn wir haben darüber gesprochen, daran empfunden. Unleidlicher Schmerz ergreift mich, und ich bin erbittert auf mich selbst, daß er zuweilen aussetzt, daß er nicht noch größer und gewaltsamer ist.

O, Elise, das war der beste Mensch, den die Erde je getragen hat. Ich weiß, ein jeder sagt das im Augenblick eines solchen Verlustes, aber ich sage nichts, als was ich immer gefühlt habe. Du kennst mich, Du weißt, wie schwer es mit mir zu leben ist; drittehalb Jahre sind wir Freunde gewesen, zwei Jahre waren wir ununterbrochen zusammen, und niemals, niemals haben wir uns entzweit. An mir lag es nicht, wenn es nicht geschah, aber seine himmlische Sanftmut, seine Kraft, alles, was ihn verletzen mußte, still in sich zu verschließen, seine Großmut, meinem geringen, nichtswürdigen Talent jede Herbheit meines Wesens zu vergeben, ach, alle jene hohen Eigenschaften seines Herzens, die mich ihn jetzt in der Glorie eines Heiligen erblicken lassen, ließen nie einen Zwist aufkommen.

Er war mir alles, was ein Mensch in dem höchsten, würdigsten Verhältnis dem andern sein kann; wehe mir, daß ich mir nicht das gleiche Zeugnis geben darf. Ich konnte mich, elenderweise, nie entschließen, ihn als ganz ebenbürtig zu betrachten; ich mißbrauchte meinen Geist nicht selten, und eben dadurch, daß ich ihn zur unrechten Stunde gebrauchte; ich munterte ihn nicht genugsam auf; ich hob immerwährend den Medusenschild der Wahrheit, und bedachte nicht, daß ich ihren Anblick in früheren Jahren wohl auch nicht hätte ertragen können. Ich war nicht strenger gegen ihn, als gegen mich; doch, ich bin sechsundzwanzig und er war zweiundzwanzig. Wenn ich dies alles bedenke, wenn ich mir vorstelle, wie sehr die innere Verzweiflung, die die Brust jedes Künstlers beklemmt, durch dergleichen in ihm genährt werden mußte, wenn ich mich erinnere, daß mir Gedanken dieserart auch früher schon gekommen sind, daß ich aber desungeachtet in meiner Strenge fortfuhr, da, Elise, möcht ich mich für einen schlechten Kerl halten, und mein Gewissen sagt fast Ja dazu.

Könnte ich ihn aus dem Grabe zurückkaufen: kein Preis wäre mir zu hoch. Aber nichts ist mir geblieben, als die Hoffnung, daß ich von jetzt an, wenn nicht die äußere Unmöglichkeit eingetreten wäre, besser handeln würde, nichts, als ein Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben.

„Schlummre sanft!" Das war der Gruß, mit dem er mich des Abends (ich brachte die Abende meistens mit ihm in seinem Zimmer oder im Freien zu) gewöhnlich entließ. Seine Stimme war so innig, so unendlich weich und mild, mir däucht jetzt, ich habe niemals etwas Süßeres gehört. Dies „Schlummre sanft" klingt mir immerwährend in der Seele fort; ich glaubte es die ganze, letzte Nacht zu hören, es tönte in meinen Schlaf hinein. Ja, schlummre sanft, mein liebster, teuerster, unvergeßlicher Rousseau, schlummre sanft, vergib mir, oder, wenns sein muß, vergiß mich, und bitte Gott, daß er dies verfluchte, harte, starre Herz so zerquetsche, zerdrücke, martre, bis es wieder zu fühlen anfängt, oder zu schlagen aufhört; Dir aber gebe er die Seligkeit des reinsten Daseins und die Kraft,

Deinem Geliebten, Deinen armen Eltern und Geschwistern noch als Geist zu nahen und sie zu trösten.

Ich kann jetzt nicht weiter schreiben.

Nachmittags. Wie undankbar bin ich gegen den Himmel gewesen; ich klagte, ich murrte, und hatte einen solchen Freund! „An mich will ich gar nicht denken, ich habe nichts geleistet, aber Du!" Mehr als einmal hat er das gesagt. Wie glücklich konnte ich ihn machen, wenn ich einmal fröhlich war; welch einen tiefen Anteil nahm er an meinen Schmerzen, meinen Fatalitäten, ja sogar meinen Grillen. Es wäre meine Pflicht gewesen, mich von ihm, wie von aller Welt, zurückzuziehen; in der trüben Atmosphäre, worin ich atme, muß frisches, freies Leben ersticken. Ich habe das zuweilen zu ihm gesagt, dann lächelte er und drückte meine Hand. Ach, er wollte es nicht besser haben, als ich es hatte, er hätte mich in die Hölle hinein begleitet. Uhlands „treuer Kamerad" war sein Lieblingsgedicht; oft zitierte er einige Strophen davon, wenn wir miteinander gingen. Den Gedanken, daß er mehr an meinem, als an seinem Kummer gestorben ist, kann ich nicht los werden. Welch ein Maß von Liebe setzt dies voraus; Liebe, die Mann gegen den Mann trug! Und ich habe ihn gequält, mit ihm gerechtet; was mich hätte beseligen sollen, hat mir oft ein widerwärtiges Gefühl einflößen können. So unsinnig war ich, daß ich zuweilen mit der Quelle dieser Liebe nicht zufrieden war; es verdroß mich, daß sie mehr aus Achtung vor meinem Geist, als aus Neigung zu mir, dem Menschen, entsprang. Ich bin gestraft. Gott hat mir ihn genommen, und mein Leben ist ein dunkles Gemisch aus Reue, Dumpfheit und Sehnsucht. Was ich hatte, wußte ich nicht zu schätzen; es ward mir entrückt und ist nun der einzige Gegenstand meines Verlangens. Für eine Stunde, noch mit ihm verbracht, gebe ich so viel Jahre, als das Schicksal begehrt. Vergönne mir, liebe Elise, daß ich über ihn rede; es erleichtert mich, wenn nicht Gott allein, wenn auch ein Mensch meine Sünden kennt.

Und stelle es Dir in seiner ganzen Entsetzlichkeit einmal

vor. Am 28. August promoviert er mit Ruhm und Glanz; ich mache die Bekanntschaft seines Vaters, der in Geschäftsangelegenheiten hierher kam; wir verleben einige Tage in Freude und Heiterkeit, und voll frischen Jugendmuts, mit dem süßen Gefühl, daß er nun alle Zwangsarbeit hinter sich hat und jetzt sich Aufgaben stellen kann, wie er will, reist er am 2. September, einem Sonnabend, nach Ansbach ab. Ich stand des Morgens in der Frühe um 4 auf und ging noch zu ihm; wie mich das jetzt erfreut, kann ich Dir kaum sagen; wir waren doch noch bis 6 Uhr, wo der Wagen vorfuhr, beisammen. Ich umarme ihn, der in Kraft und Gesundheit blühend vor mir steht; es war unter uns abgemacht, daß ich in 4 Wochen nachkommen sollte; noch ein Handschlag, „Grüße an die Deinigen", und der Wagen rollt fort. Acht Tage später erhalte ich einen Brief von ihm, worin er mir einige Notizen über das Morgenblatt mitteilt; er klagt über Kopfschmerz und starke Ermattung; ich finde das natürlich und denke, es wird schon wieder verschwinden; ich bedaure ihn in meiner Antwort so kühl, wie es bei geringen Unpäßlichkeiten zu geschehen pflegt. Bald darauf zeigt sein Vater mir an, daß Emil mir zurzeit nicht antworten könne, weil er an einem gastrischen Fieber darniederliege, daß er zwar sehr verlange, mich bei sich zu sehen, daß aber die Ärzte die dadurch entstehende Aufregung fürchteten, und daß ich also noch nicht kommen möge. Die Nachricht erschreckt mich freilich, doch hoffe ich das Beste. Ich erhalte einen zweiten Brief; das gastrische Fieber ist ein Nervenfieber geworden. Jetzt packt mich die ungeheuerste Angst; ich weiß mich nicht zu lassen, ich stecke den Brief in die Tasche und gehe aus dem Hause. Im Hofgarten setze ich mich auf eine Bank, ich bete, viele Menschen gehen an mir vorüber; ich halte die Hand vor die Augen und denke: was du nun zuerst siehst, soll dir ein Zeichen sein. Ich öffne die Augen und — stelle Dir mein Grauen vor! — eine in tiefste Trauer gekleidete Dame fällt mir ins Gesicht. Ich kann den Zustand nicht ertragen; es ist nichts! sag ich zu mir selbst; er ist stark und kräftig, es **kann** ja gar nicht sein!

Die Ruhe kehrt wieder zurück. Ich erhalte am letzten Freitag einen dritten Brief; der kritische einundzwanzigste Tag ist überstanden, es bessert sich mit ihm; sein Vater bittet mich, die Ausfertigung des Doktordiploms zu betreiben. Ich habe gar keine Furcht mehr; ich gehe zu dem Dekan, Hofrat Ast, dieser verspricht mir, daß ich das Diplom so schnell, als möglich erhalten soll; mir ist ganz leicht ums Herz. Am Mittwoch (gestern) erhalte ich einen vierten Brief, ich zittre, wie ich den Postboten nur höre; das Siegel ist schwarz; er, dem ich schon wieder ein paar scherzhafte Zeilen (zu seiner Erheiterung) zugesandt hatte, ist tot!

18. Okt. 1838. *Was* ich oben unter häufigen Tränenergüssen (die bei mir seltener sind, als die sie erzeugenden Schmerzen) niedergeschrieben habe, weiß ich nicht mehr; *wie* ich es niederschrieb, weiß ich noch wohl. Mein Freund verdient im vollsten Maße jedes Lob, das ich ihm beilegte; aber ich verdiene nicht den Tadel, den ich im ersten Aufruhr der Gefühle maßlos gegen mich selbst richtete. Es ist keine Sünde, es ist Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kräfte gebraucht; Kraft gegen Kraft; in Gott ist die Ausgleichung. Ich fühle es jetzt nicht bloß, ich *weiß* es, daß ich jenen Tadel nicht verdiene; die Gründe dieses Wissens, zum Teil aus der Sache an und für sich, zum Teil aus den hinterlassenen Briefen und Papieren meines Freundes hervorgehend, kann ich hier nicht weiter auseinandersetzen . . .

An Regierungsrat Rousseau

9. Okt. 1838. . . . Unsere Freundschaft war ein Verhältnis seltener Art. Wir hatten uns nicht zum *Spaziergang* die Hand gegeben, wir waren mit unserm *Herzblut* aneinandergeleimt. Wir drückten nicht vor dem *Ernst* der Welt die Augen zu, um ungestört mit ihren *Blumen* zu tändeln; wir feierten ein Bacchanal des Schmerzes. Wir hatten unsere ganze Zukunft verkreuzt, und so wird er mir selbst da, wo der Mensch doch meistens alleinsteht, im Kreise meiner *Tätigkeit*, bis ans Ende meiner Tage fehlen.

Wohl Wenige werden sich rühmen können, ihn so ganz in allen schönen Eigenschaften seines Herzens und seines Geistes gekannt zu haben, wie ich. Diese himmlische Sanftmut bei der höchsten Energie, diese unbegrenzte Seelengüte bei dem heftigsten Unwillen gegen Heuchelei und Lüge, werden mir ewig unvergeßlich sein. Streben nach Wahrhaftigkeit in Sein und Wirken war das erste, was ich schon bei oberflächlicher Bekanntschaft an ihm schätzen lernte; und dies Streben, welches von jeher nur die Vorzüglichsten auszeichnete, ist doppelt hoch anzuschlagen in einer Zeit, wie die unsrige, die in der Wahrheit einen Basilisken sieht.

Es war kein unüberlegter, vermeidbarer, es war ein nach allen Seiten durchdachter und aus den tiefsten Bedürfnissen seiner Natur hervorgehender Schritt, wenn er sich entschloß, die Jurisprudenz aufzugeben und fortan nur der Literatur und Philosophie zu leben. Er verhehlte sich nicht, daß dies auf den Genuß des Lebens Verzicht leisten heiße; aber er fühlte sich jedes Opfers, jeder Anstrengung fähig; er empfand, daß er — worauf es *vor allem* ankam — selbst dem kargen *Lohn*, der heutzutage im günstigsten Falle solche Bestrebungen krönt, zu *entsagen* vermöge, wenn es ihm nur vergönnt sei, still und schlicht in diesen höchsten Kreisen menschlicher Tätigkeit das Treffliche zu fördern. Er erkannte aber desungeachtet, daß die Notwendigkeit jenes Schritts, eben, weil sie durchaus nur eine innere war, auch von dem besten teilnahmsvollsten Freunde schwer zu erkennen sein werde; er wußte daher das würdige Benehmen des edelsten der Väter, welcher der Empfindung des Sohns mehr vertraute, als dem Achselzucken des unzufriedenen Verstandes, hochzuschätzen und zu verehren.

Er sah in der Kunst, was sie ist: die erste Priesterin am Altar, und er liebte sie mit der Begeisterung, welche die Erkenntnis ihrer Göttlichkeit immer begleiten wird. Er begnügte sich auch hier nicht mit dem Schein, und er würde, wenn ihm das Schicksal eine längere Bahn beschieden hätte, als Dichter gewiß das Bedeutende hervorgebracht haben, *denn er ver-*

langte es von sich selbst, und niemand macht eine Forderung an sein Ich, die es nicht befriedigen kann.

Wohl mögen wir wehklagen und weinen, wenn wir ihn hinweggenommen sehen in dem Moment, wo er das eigentliche Werk seines Lebens beginnen wollte! Aber zugleich müssen wir bedenken, daß nur wir durch diesen dunklen Wendepunkt verloren haben, daß er selbst jedoch kein einziges Samenkorn verlieren kann, und daß seine Ernte in den lichten Sphären, wo die Kraft wächst und der Widerstreit verschwindet, nur um so früher reifen und um so glänzender und reicher ausfallen muß. Es gibt eine doppelte Wirkung, eine äußere und eine innere; jene erprobt sich an der Welt und zerbricht oft an ihrer steinernen Schale, diese ergießt sich, wie ein Feuerstrom, in die Quelle, aus der sie entsprang, in die menschliche Seele, zurück, und sie ist in meinen Augen die eigentlichste Bürgschaft der Verheißung, denn sie wirkt das Wunder, daß der Mensch aus sich selbst die Unsterblichkeit, aus der Zeitlichkeit die Ewigkeit schöpft. Wir aber, wollen wir nicht gern verlieren, wenn wir nur wissen, daß er gewinnt? Nicht tot, nicht begraben wollen wir ihn uns denken, sondern umgürtet mit Engelkraft, umkleidet mit himmlischem Licht; und jener geweihten Stunde, wo er uns armen geknickten und zerquetschten Erdesklaven in verklärter Gestalt entgegentritt; wo er uns sagt, was und wieviel er gewonnen hat, wollen wir uns entgegenfreuen! . . .

An Charlotte Rousseau

in Ansbach, Emils Schwester.

14. Nov. 1838. Verehrtestes Fräulein! — — — Der Tod eines heißgeliebten Menschen ist die eigentliche Weihe für eine höhere Welt, das hab ich in der letzten Zeit aufs innigste empfunden. Man muß auf Erden etwas verlieren, damit man in jenen Sphären etwas zu suchen habe! Und in diesem Sinne darf man wohl sagen: der Schmerz ist der größte Wohltäter, ja der wahre Schöpfer des Menschen . . .

Friedlich bekämpfen
Nacht sich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
wie das zu lösen vermag!
Der mich bedrückte,
schläfst du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
sage, was wars doch, mein Herz?

Freude wie Kummer,
fühl ich, zerrann,
aber den Schlummer
führten sie leise heran.
Und im Entschweben,
immer empor,
kommt mir das Leben
ganz wie ein Schlummerlied vor.

Abendgefühl
17. Oktober 1888.

Jetzt habe ich schon zum zweitenmal von meinem Rousseau geträumt. Er lebte noch, aber ich wußte recht gut, daß er bald sterben würde; ich hatte ihn unendlich lieb und suchte ihm dies auf alle Weise an den Tag zu legen. Ich wüßte nicht, daß ich jemals eine Empfindung von so wunder Süßigkeit (ich finde kein anderes Wort) gehabt hätte. Tagebuch November 1838.

Es ist sehr schlimm, mit äußeren Hindernissen kämpfen und daran die Hälfte der geistigen Mitgift vergeuden zu müssen; am schlimmsten aber ist, daß ein Mensch, der das wußte, nie über sich ins klare kommen, daß er nie wissen kann, ob sein Ich, sein ursprüngliches, unverfälschtes, oder sein verschrobenes Verhältnis zur Welt in ihm wirksam ist, wenn er zuweilen nicht aus noch ein weiß. Dunkelheit über diesen Punkt kann zur Verzweiflung führen; ich wollte mich an jegliche, an die abscheulichste Erscheinung gewöhnen, die aus meinem Innern auftaucht, wenn ich mir sagen dürfte: auch

in solcher Gestalt mußtest du eine Zeitlang einhergehen, wenn du überhaupt existieren solltest; doch der Gedanke: es ist nicht deine eigne Krankheit, es ist fremdes Gift, was dich entstellt, ist fürchterlich, um so fürchterlicher, da er ganz und gar täuschen kann.

Das Gebet des Herrn ist himmlisch. Es ist aus dem innersten Zustande des Menschen, aus seinem schwankenden Verhältnis zwischen eigener Kraft, die angestrengt sein will, und zwischen einer höheren Macht; die durch erhobenes Gefühl herbeigezogen werden muß, geschöpft. Wie hoch, wie göttlich hoch steht der Mensch, wenn er betet: vergib uns, wie wir vergeben unsern Schuldigern; selbständig, frei steht er der Gottheit gegenüber, und öffnet sich mit eigner Hand Himmel oder Hölle. Und wie herrlich ist es, daß diese stolzeste Empfindung nichts gebiert, als den reinsten Seufzer der Demut: führe uns nicht in Versuchung! Man kann sagen: wer dieses Gebet recht betet, wer es innig empfindet, und soweit es die menschliche Ohnmacht gestattet, den Forderungen desselben gemäß lebt, ist schon erhört, muß erhört werden. Das Amen geht unmittelbar aus dem Gebet selbst hervor; so ist es im höchsten Sinne ein Kunstwerk.

Ich will nicht, daß mein Schönes und Treffliches anerkannt werde, ich will nur, daß das Schöne und Treffliche überhaupt anerkannt werde. Findet aber das Schöne und Treffliche überhaupt Eingang, so muß auch das Gute, was von mir ausgeht, eine gute Statt finden, und darum darf ich, ohne Egoist zu sein, es immer mit Schmerz empfinden, wenn etwas, das mir gelingt, nur für mich selbst, nicht auch für andere, existiert. Ich glaube, bescheidener kann und darf keiner denken, der kein Narr ist.

Je tiefer wir in die Natur und ihren Reichtum eindringen, um so größere Ansprüche machen wir an sie. Ehemals waren die Erwachsenen, wie die Kinder; wie hoffnungs-

los sind die Zeiten, wo die Kinder wie die Erwachsenen sind. Warum lernen wir so viel und so schnell!

Du ahnst nicht, liebe Elise, wie unendlich gern ich das Weihnachtsfest bei dir und in Hamburg zubrächte! Gerade dieses Fest, wie jeden anderen Tag, gleichgültig und ungenossen an sich vorübergehen zu lassen, ist so schmerzlich. Das hat wohl jedem Kinde, und auch mir etwas gebracht; dann wurde von den blauen Hirschtellern — so genannt, weil in ihrer Mitte ein Hirsch, den mein Vater gewöhnlich mit Kreide auf den Tisch nachzuzeichnen pflegte, gemalt war — gegessen, es gab einen Mehlbeutel, zuweilen wohl gar mit Rosinen oder Pflaumen gefüllt, später ward guter Tee getrunken, hauptsächlich der lieben Mutter wegen, die ohne Tee nur halb vergnügt sein konnte; bevor das Essen kam, sang der Vater in Gemeinschaft mit mir und meinem Bruder ein geistliches Lied; nachher mußte ich aus der ehrwürdigen dickbäuchigen Postille mit den vielen Holzschnitten, die mich so seltsam-fremdartig begrüßten, das Evangelium und eine Predigt vorlesen; darauf erschien der Nachtwächter mit seiner weitdröhnenden Knarre unter dem Fenster, sang einen Vers und erhielt durch mich oder meinen Bruder den schon längst bereitgehaltenen, nicht selten geborgten Schilling, wofür er ein fröhliches Fest anwünschte; die Eltern waren heiter, auch der Vater, den wir fast das ganze Jahr nicht heiter sahen; die dumpfen, erstickenden Gespräche über die Schwierigkeit, Brot herbeizuschaffen, (lagen doch meistens zwei oder drei köstliche weiße breite Wecken im Schrank!) unterblieben; Scherz und Lachen waren erlaubt, und wir Kinder däuchten uns im Himmel. Dazu am Weihnachtsabend der schöne Gedanke: diese Herrlichkeit dauert zwei volle Tage! Ich bin immer sehr traurig, wenn — was besonders im vorigen Jahre geschah — Weihnachten mir nicht die geringste Freudenblume zuwirft; an wenig andere Feste mach ich ähnliche Prätensionen, von meinem Geburtstag weiß ich z. B. fast nie, wann er ist.

Beppi erzählte, sie sei einmal, als wir uns entzweit hätten, entschlossen gewesen, mich ganz zu verlassen. „Aber da fiel mir auf einmal ein, wie viele zerrissene Strümpfe du hättest, und ich fühlte so ein Mitleid mit dir, daß ich mich gleich anders entschloß."

An Elise

10. Febr. 1839. . . . Es ergreift mich jedesmal stark, wenn ich mich erinnere, daß ich etwas zum letztenmal tue; so gestern, als ich mir Postpapier kaufte, und jetzt, da ich diesen Brief schreibe. Ich sehne mich, Hamburg wiederzusehen und meine Lebensverhältnisse aufzufrischen; aber ich scheide desungeachtet ungern und mit Schmerzen von München. Diese Stadt ist in Deutschland einzig und ohnegleichen; man kann in ihr leben, wie man will; wem es gefällt, der stürzt sich ins rauschende, großstädtische Treiben, und wem dies nicht behagt, der zieht sich in die Einsamkeit zurück; eins ist so gut Mode und anständig, wie das andere. Wenn ich mich hier nicht immer behaglich fühlte, so lag es nur an mir; mit wundem Rücken liegt es sich selbst auf Rosen schlecht, vielleicht schlechter, als mit heilem auf Dornen. Eine bedeutende Lebensperiode knüpft sich für mich an meinen hiesigen Aufenthalt, die bei minderer Vereinsamung wahrscheinlich nicht so bedeutend geworden wäre: hier, wo ich ganz auf mich selbst gestellt war und mir das mir sonst immer von außen aufgedrungene Verhältnis zu meiner Umgebung selbst bilden mußte, hat sich mein Charakter und mein ganzes Wesen in innerster Eigentümlichkeit entwickelt, von der ich nur hoffen will, daß sie nicht gar zu schroff und abstoßend sei. Du weißt nur zu gut, wie wenig ich mir sonst in der Gesellschaft, und Unbekannten gegenüber, Geltung zu verschaffen wußte; Gott sei Dank, jenes Schwanken und Zagen hat sich ganz verloren und ein günstiges Geschick gab mir auch in München Gelegenheit, die Probe zu machen . . .

Tagebuch März 1839. O, wie süß sind die Schmerzen des Abschieds! Wer könnte scheiden, wenn sie nicht wären! Das Herzblut schießt hervor,

wir glauben in Wehmut zu verfließen, uns ist, als sollten wir sterben, und so gehts fort. Fort!

Kein Lebewohl, kein banges Scheiden!
  Viel lieber ein Geschiedensein!
Ertragen kann ich jedes Leiden,
  doch trinken kann ichs nicht wie Wein.

Wir saßen gestern noch beisammen,
  von Trennung wußt ich selbst noch kaum!
Das Herz trieb seine alten Flammen,
  die Seele spann den alten Traum.

Dann rasch ein Kuß vom lieben Munde,
  nicht schmerzgetränkt, nicht angstverkürzt!
Das nenn ich eine Abschiedsstunde,
  die leere Ewigkeiten würzt.

. . . Ich machte einen Spaziergang — den letzten — im Englischen Garten; da entstand in bezug auf das schon vorhandene erste ein zweites Scheidelied:

Das ist ein eitles Wähnen,
  sei nicht so feig, mein Herz!
Gib redlich Tränen um Tränen,
  nimm tapfer Schmerz um Schmerz!

Ich will dich weinen sehen,
  zum ersten und letztenmal;
will selbst nicht widerstehen,
  da löscht sich Qual in Qual.

In diesem bittren Leiden
  hab ich nur darum Mut,
nur darum Kraft zum Scheiden,
  weil es so weh uns tut!

Dann stieg ich den Monopteros[1] hinan und übersah noch einmal den großen Garten und die Stadt. Ich habe dort gebetet, um Segen für München, das mich in seinem Schoß so freundlich aufnahm, und um Segen für mich selbst. „Mach

etwas aus meinem Leben" — rief ich aus — „es sei, was es sei!" Auch für meine liebe Beppi habe ich den Segen des Himmels herabgerufen. Und, da dieses Blatt doch beschlossen werden muß: warum soll ich es nicht mit ihrem Namen beschließen?

[1] Ein von Ludwig I. im Englischen Garten erbauter Aussichtstempel.

Durch Schlaflosigkeit, Schwindel, Kopfschmerzen und Brustbeklemmungen, die ihn in den letzten Monaten infolge schlechter Ernährung und seelischer Erregungen gequält hatten, geschwächt, trat Hebbel seine furchtbare Fußreise an. Beppi begleitete ihn ein Stück, dann nahmen sie unter vielen Tränen Abschied. Hebbel wanderte, von seinem Hündchen begleitet, über Pfaffenhofen, Ingolstadt, Eichstädt, Wasserburg, Roth und Schwabach nach Nürnberg. Nachdem er von Nürnberg bis Fürth seine erste Eisenbahnfahrt gemacht hatte, fuhr er mit dem Postwagen nach Bamberg. Ohne Mantel, kalter oder regnerischer Witterung ausgesetzt, meist gehend, hier und da mit nassen Füßen auf einem Wägelchen sitzend, wobei er immer noch mehr die blutigen Füße seines frierenden Hündchens als sich selber bedauerte, gelangte er schließlich über Koburg, Suhl, Gotha, Mühlhausen, Heiligenstadt nach Göttingen. Dort logierte er bei einem ihm bekannten Studenten, dem später so berühmt gewordenen Rudolf v. Jhering. Bei Regen und Schneegestöber ging es weiter über Eimbeck, Hannover und Celle. Am 23. März traf er in Harburg ein, wo Elise auf ihn wartete. „Beklemmendes Gefühl, als ich die Türme von Hamburg, die mir bei einer Biegung des Weges plötzlich in die Augen sprangen, wieder erblickte; lauter halbe, zerrissene, in sich nichtige und bestandlose Verhältnisse; ein Wolkenheer und nur ein einziger Stern: Elise." „Schmerzlich-süßes Wiedersehen, denn auch wir standen nicht zueinander, wie wir sollten, und schlecht vergalt ich ihr ihre unendliche Liebe, ihre zahllosen Opfer, durch ein dumpfes, lebefaules Wesen."

Zweiter Aufenthalt in Hamburg

31. März 1839 bis 12. Nov. 1842

In Hamburg lernte Hebbel den damals berühmten Dichter Karl Gutzkow kennen, den Hauptvertreter der literarischen Gruppe, die man als das „junge Deutschland" bezeichnet und gegen die Hebbel eine starke Abneigung empfand. Zwischen sich und Gutzkow, in dessen Schriften er manches, was auch ihn selbst bewegte, wenn nicht dichterisch gestaltet, so doch sehr geistvoll umschrieben fand, suchte er ein gutes Einvernehmen herzustellen, das sich freilich nicht als dauerhaft erwies. Außer mit ihm verkehrte Hebbel mit Gutzkows Jünger Ludwig Wihl und, wie schon bei seinem früheren Hamburger Aufenthalt, mit dem Polen Janinski-Jahnens, der, als Schriftsteller zwar den Bedürfnissen des Tages dienend und trotz seines Ehrgeizes eigentlich unfruchtbar, als Mensch ziemlich charakterlos, dennoch wegen seines nie ganz versagenden Empfindens für das poetisch und menschlich Echte dem Dichter zuweilen wertvoll wurde.

Im ersten Sommer brachte eine schwere Lungenentzündung Hebbel dem Tode nahe. Nach seiner Genesung fühlte er dann plötzlich einen Schaffensdrang von bisher nie geahnter Macht und schrieb in kurzer Zeit die Tragödie „Judith", der in den nächsten Jahren „Genoveva" und das Lustspiel „Der Diamant" folgten. 1840 wurde „Judith" in Berlin und Hamburg erfolgreich aufgeführt. Die Beziehungen zu Amalie Schoppe lösten sich in unerquicklichen Zwistigkeiten, der einzige Mensch, den er wahrhaft sein Eigen nennen konnte, war und blieb Elise Lensing. So ist es verständlich, daß Hebbel mit ihr, die ihn mit reichster Liebe liebte, aber auch mit der steten Hoffnung, in ihm endlich Liebe zu wecken, zusammenlebte, ohne sie über seine Gefühle zu täuschen. Im Gegenteil: er bekannte ihr, während sie ein Kind von ihm trug, sofort seine heiß erwachte Leidenschaft für die schöne Emma Schröder, eine Leidenschaft, welche ihn in große innere Kämpfe stürzte, bis ihn lügenhaftes Gerede daran hinderte, sich dem Mädchen zu nähern.

Am 5. November 1840 gebar ihm Elise einen Sohn, der Max genannt wurde.

Jetzt sitze ich wieder in der nämlichen Kammer, in welcher ich vor drei Jahren saß und Vokabeln auswendig Tagebuch 11. April 1839.

lernte. Die Kammer hat sich verändert, wie ich selbst, sie ist größer und stattlicher geworden. Draußen in den Bäumen, die vor dem ehemaligen Hause der Doktorin Schoppe stehen, heult der Wind; die langsame, schnarrende Stimme des Nachtwächters tönt zu mir herüber; auf dem Vorplatz geht mühsam und schwer eine Uhr. Ein wunderlicher Zustand, alt und doch zugleich völlig neu. Mit ganz anderen Aussichten sitze ich hier, wie ehemals. Zwei schöne Zimmer sind für mich bereitet,[1] die ich aber erst nach Verlauf eines Monats beziehen kann. Der kaum entpuppte Schreiber, der es für eine große Ehre hielt, in einen Gymnasiastenverein eingeführt zu werden, wird von den ersten literarischen Berühmtheiten Deutschlands gesucht und respektiert; eine Welt der Wirkung liegt vor mir da. Drei Jahre tun doch außerordentlich viel. Was ich mir in München eigentlich nur einbildete, ist jetzt gewiß: ich kenne keine Verlegenheit mehr, mag ich gegenüberstehen, wem ich will; ich kann mich in alle Wege auf meinen Geist verlassen und darf mich getrost herauswagen, auch ins fremdeste Gebiet hinein; er läßt mich nie im Stich . . .

Tagebuch August 1839. Am 2. Juni 1839 stand der Tod mir zur Seite: ein Aderlaß eine Stunde länger aufgeschoben, und ich starb noch vor 6 Uhr abends unfehlbar an Lungenschlag. Häßliche Krankheitsperiode — gastrisches Fieber mit greulichem Kopfweh; als ich fast wiederhergestellt war, Erkältung in der Nacht; Lungenhautentzündung, furchtbare Schmerzen, minutenlange Unterbrechung des Atemholens; am Sonntag, dem 2. Juni, letzter Aderlaß und Schröpfköpfe; günstige Krisis; acht Tage schwitzen in ungemachtem Bett; unglaubliche Träume; zum Beispiel von einem Garten mit Riesenblumen, worin Kinder sich schaukelten und ich selbst mich verstecken konnte; dummer Zustand zwischen Schlafen und Wachen, wo ich mich selbst als Zweiheit empfand: es war mir nämlich so, als ob mein geistiges Ich für sich existierte, aber doch ganz ungemein von dem heruntergekommenen Körper molestiert ward; der Körper kam mir völlig vor, wie ein überaus unbehilflicher und un-

artiger König mit einem dicken Bauch; ich sagte zu mir selbst, wenn ich mich vergebens umzuwenden suchte: der Alte will nicht und dergleichen. Endlich Erlaubnis zum Aufstehen, was ich anfangs kaum eine Viertelstunde ertragen konnte; erstes Ausgehen; Sitzen im Garten der Doktorin: die kleine Laube, oben der reine, blaue Himmel, ringsum der Blumenduft, der mir wie Atem der Natur erschien . . .

Ich habe mit dem Tod gerungen,
er griff nach mir mit eisger Hand,
er hat mich dennoch nicht bezwungen,
ich hielt ihm festen Mutes Stand;
ich sprach: ich kann und will nicht glauben,
daß Gott mein Leben fordern läßt,
du willst mirs eigenmächtig rauben,
und darum halt ichs männlich fest.

Doch nun, da alle Kräfte quellen,
nun, da in reger Werdelust
die Lebenskeime wieder schwellen,
als würd es Lenz in meiner Brust,
nun, da mir Gott vergönnt, aufs neue
ein Kind zu sein, in mich versenkt,
das, wie voreinst der Mutter Treue,
jetzt Erd und Himmel freundlich tränkt;

Nun fordert mich dies ohnegleiche,
dies heilge Leben selbst heraus,
daß ichs dem Tode überreiche,
wie einen frischen Blütenstrauß,
damit er ihn mit leisem Grüßen,
so duftig und so tauig blank,
still lege zu des Ewgen Füßen
als meiner Seele reinen Dank.

Genesungsgefühl
17. Juni 1839.

An die Jünglinge

22. Juni 1839.

Trinkt des Weines dunkle Kraft,
die euch durch die Seele fließt,
und zu heilger Rechenschaft
sie im Innersten erschließt!
Blickt hinab nun in den Grund,
dem das Leben still entsteigt,
forscht mit Ernst, ob es gesund
jedem Höchsten sich verzweigt.

Geht an einen schaurgen Ort,
denkt an aller Ehren Strauß,
sprecht dann laut das Schöpfungswort,
sprecht das Wort: es werde! aus.
Ja, es werde! spricht auch Gott
und sein Segen senkt sich still,
denn den macht er nicht zum Spott,
der sich selbst vollenden will.

Betet dann, doch betet nur
zu euch selbst, und ihr beschwört
aus der eigenen Natur
einen Geist, der euch erhört.
Leben heißt, tief einsam sein;
in die spröde Knospe drängt
sich kein Tropfe Taus hinein,
eh sie innre Glut zersprengt.

Gott dem Herrn ists ein Triumph,
wenn ihr nicht vor ihm vergeht,
wenn ihr, statt im Staube dumpf
hinzuknieen, herrlich steht,
wenn ihr stolz, dem Baume gleich,
euch nicht unter Blüten bückt,
wenn die Last des Segens euch
erst hinab zur Erde drückt.

Fort den Wein! Wer noch nicht flammt,
ist nicht seines Kusses wert,

und wer selbst vom Feuer stammt,
  steht noch lange glutverklärt.
Euch geziemt nur eine Lust,
  nur ein Gang durch Sturm und Nacht,
der aus eurer dunklen Brust
  einen Sternenhimmel macht.

Heute abend trotz aller Trübseligkeiten doch einmal wieder eine schöne, erhebende Stunde. Ich ging auf den Stintfang. Die stille, schweigende Stunde; die säuselnden Bäume rund umher; die ruhenden Schiffe im Hafen, auf denen hier und da ein Hund bellte und ein Lichtlein brannte; in der Ferne die Lichter an der hannöverschen Grenze, und darüber der ernste Nachthimmel, an dem der Mond, bald von den Wolken bedeckt, bald klar hervortretend, langsam hinwandelte; alles dies machte auf mich einen unsäglich linden, versöhnenden Eindruck, so daß ich mich auf eine Bank setzte und die Hände unwillkürlich zum Gebet faltete . . . Tagebuch 19. Okt. 1839.

Das Mädchen im Kampf mit sich selbst

1.

Schweigend sinkt die Nacht hernieder, Sept. 1839.
  und in tiefster Dunkelheit
löst das Mädchen ihre Glieder
  aus dem engen Sonntagskleid.
Aber ihre Hände irren
  bei den Locken dann und wann,
und um diese zu entwirren,
  zündet sie ihr Lämpchen an.

Schüchtern nun bei seinem Strahle
  schaut sie in des Spiegels Rund
und ihr tut zum erstenmale
  ihrer Schönheit Macht sich kund.
Tief errötend, dennoch zaudernd,
  blickt sie fort und fort hinein;
dann, wie vor sich selbst erschaudernd,
  löscht sie schnell der Lampe Schein.

Leise in sich selbst versinkend
und aus eignen Zaubers Glanz
inniges Genügen trinkend,
ist sie still und selig ganz.
Doch sie will die Lust bezwingen,
weil sie aus ihr selber quillt,
da verklärt dies holde Ringen
mailich süß ihr frommes Bild.

Und sie siehts mit halbem Bangen,
daß, je mehr sie sich verdammt,
ihrs von Stirn und Mund und Wangen
immer sternenhafter flammt.
Gottes eigner Finger leuchtet
golden durch ihr Angesicht,
und sowie ihr Blick sich feuchtet,
löscht ihr Hauch zugleich das Licht.

2.

Doch zu nie erschöpftem Segen
wird dies heilige Empfinden
auch ihr Innerstes erregen
und im Maß der Schönheit binden;

Aug in Aug mit sich im Spiegel,
feite sie sich selbst auf immer;
unzerbrechlich ist das Siegel,
wie auch lockt der Erde Schimmer.

Diese wunderbaren Formen,
die des Leibes Bau ihr schmücken,
werden die verwandten Normen
auch in ihre Seele drücken;

Und so wird ihr innres Leben
all die Harmonie erwidern,
die sie mit geheimem Beben
angeschaut in Leib und Gliedern.

Der Arme, der sich ganz von unten heraufarbeiten muß, wird, wenn wirklich etwas Bedeutendes in ihm liegt, wohl immer undankbar gescholten werden. Denn er hat eine Legion von Wohltätern und begegnet auf jedem Schritt einem, der von ihm verlangt, daß er sich bücken soll; stets krumm zu gehen, ist aber doch keinem Menschen möglich. Tagebuch Oktober 1839.

Man macht es dem Menschen zur Pflicht, daß er versöhnlich sein soll; ich möchte fragen, wie weit er ein Recht dazu hat. Eine wahre, tiefe Verletzung trifft ja nicht den einzelnen bloß als Persönlichkeit, sie trifft ihn zugleich als Repräsentanten der allem Menschlichen zugrundeliegenden Idee, und dieser Idee darf er nichts vergeben. Wie der Versöhnung mit Gott nach christlichen Begriffen die aufrichtige Beichte, und dieser die Erkenntnis der Sünde vorhergehen muß, so gilt dies auch bei Aussöhnung der Individualitäten untereinander. Die Sünde ist eine Todeswunde, die der Mensch sich selbst schlägt und die nur dadurch, daß er sie sieht, geheilt werden kann. Ich darf meinem Feind die Hand nicht eher reichen, als bis die seinige wieder rein ist; wer Vergebung annimmt, ohne sie zu verdienen, frevelt gegen das Herz, wie man in der Sünde gegen den heiligen Geist am Geist frevelt. Dies ist der äußerste Punkt sittlicher Verderbnis, unheilbar, Knochenfraß, Vernichtung. Tagebuch 30. Dez. 1839.

... Elise Lensing (ich schreibe ihren Namen deshalb ganz aus, weil ich mir bewußt bin, ihrer in meinem Tagebuch noch niemals so gedacht zu haben, wie sie es verdient) ist mein guter Genius, Elise ist es, die mich mit Aufopferung ihres ganzen kleinen Vermögens sowohl in Heidelberg als in München auf der Universität erhielt und die dafür keinen anderen Lohn begehrte, als einen nicht gar zu unfreundlichen Brief! O du himmlisches, reines Gemüt, das sich selbst nicht zu schätzen weiß, nur deinetwegen, nur um dich vor einer Lage, die dich ersticken muß, zu sichern, wünsche ich mir eine Zukunft, die mir mehr bringt, als das Stück Brot Tagebuch 31. Dez. 1839.

für meinen eigenen Magen! Ich war so oft hart gegen dich, ich habe dir so manche Träne entpreßt; wenn Gott mir das verzeiht, so brauch ich das übrige nicht zu fürchten. Du bist mir heilig, aber das Heilige reizt ebensooft zur Empörung, als es zur Anbetung zwingt. In deinem Namen schließe ich das Jahr! — Die sieben Nächte, die sie in meiner Krankheit bei mir wachte!

An Elise.

Du fuhrst in deinem Traume
auf blankem See dahin;
sanft trugen dich die Wogen,
zum blauen Himmelsbogen
sahst du empor in frommem Sinn.

Da senkte aus der Höhe
ein lichter Engel sich,
und, die ein Westhauch schwellte,
die goldne Harfe stellte
er still und lächelnd hin vor dich.

Du wandtest dich mit Zagen:
Die Harfe schlug ich nie!
„O, schlage sie nur immer!"
Nun tatest dus und nimmer
entquoll ihr schönre Melodie.

Und ihre Töne lösten
dein innerlichstes Sein;
die Himmelstore sprangen
schon auf, dich zu empfangen,
da hieltest du in Demut ein.

Göttlicher Frühlingstag. Gang über den Wall. Sonnenhelle. Gebet! Tagebuch 9. Febr. 1840.

Elise ist krank, ich fürchte, sehr krank! Ich kann mich über so viel Schönes, das diese Zeit mir brachte, nicht freuen, solange dies dauert. Gott! Sie ist die Letzte, die mir die Welt erträglich macht! Und ich hab so viel, so unendlich viel gegen sie gut zu machen! Der Gedanke — ich will ihn nicht denken — er könnte mich vernichten! Es ist fürchterlich, daß man so innig miteinander verflochten sein und doch allein sterben kann! Gnade, Gnade! Tagebuch 8. März 1840.

Wie glücklich könnt ich jetzt sein, wenn Elise nicht so krank wäre! Meine Judith erregt allenthalben, und in den verschiedensten Kreisen Enthusiasmus. Heute abend bei Lotz[1] sagte mir Töpfer[2]: sie hätte ihm tagelang in den Knochen gelegen und ihm das Selbstschaffen unmöglich gemacht; seit langen Jahren sei das die erste Erscheinung, die ihn im tiefsten aufgeregt habe. Er las mehrere Szenen daraus; wunderschön! — Ach, Gott wird doch nicht alle Knospen aus meiner Seele hervorlocken, um sie dann auf einmal zu ersticken! Nein, meine teuerste, geliebteste Freundin muß wieder gesund werden. Tagebuch 19. März 1840.

[1] Redakteur. [2] Dramatiker.

Ich will die lenkende Macht nicht beleidigen, aber ich fürchte, jene alte Erfahrung, die ich so oft machte, wird sich aufs neue bestätigen. Die Hoffnungen werden in meiner Seele bis auf den höchsten Grad gesteigert, um sich dann auf einmal in Luft aufzulösen. Was soll ich anfangen, wenn auch die Judith ohne Erfolg bleibt! Elise hat nichts mehr, und ich habe die Qual, daß ich ihr Weniges zum größten Teil aufgebraucht habe, ohne ihr Ersatz leisten zu können. O! Tagebuch 18. April 1840.

Wenn ein begangener Fehler einen neuen, bisher verschlossenen Pflichtkreis öffnet, so ist er gerechtfertigt. Ein Mädchen, das Mutter wird. Tagebuch März 1840.

Der Jungfrau Bild,
im Arm das Kind,
blickt sanft und mild
durch Nacht und Wind.
Ein armes Mägdlein kniet davor,
sie schaut nur dann und wann empor,
doch wenn das Lämpchen Funken sprüht,
so sieht man, wie sie glüht.

Die Lampe geht
auf einmal aus!
Ihr Atem steht,
sie schwankt nach Haus.
Die Jungfrau kann ihr nicht verzeihn,
die Mutter wird sie benedein,
stellt sie der Heilgen übers Jahr
mit ihrem Kind sich dar.

Sie fühlts, und spricht:
Du reine Magd,
dir gleich ich nicht,
doch unverzagt!
Dir, Mutter, die der Sohn erkannt,
die unterm Kreuz noch bei ihm stand,
dir will ich gleichen für und für,
und dann vergibst du mir!

Virgo et Mater.

Aus Dithmarschen sandte ich an die Redaktion der „Neuen Pariser Modeblätter“ mehrere Gedichte. Sie nahmen dieselben auf, und sprachen sich in Ihrem Blatt über diese Gedichte auf eine, dem damals sehr jungen Verfasser schmeichelnde Weise aus. Ich wiederholte von Zeit zu Zeit meine Sendungen. Was von mir einging, wurde abgedruckt, war also willkommen. Bald erhielt ich von Ihnen einen Brief, worin Sie mir über meine Produktionen mehr Freundliches sagten, als sie in ihrer embryonischen Gestalt verdienen mochten; Sie ersuchten mich zugleich, meine Sendungen nicht länger an die Redaktion, sondern an Sie selbst zu adressieren. So knüpfte sich zwischen Ihnen und mir nach und nach ohne vorhergegangene persönliche Bekanntschaft ein Verhältnis an; Sie boten dazu die Hand, ich habe es nicht zudringlich gesucht. 25. Mai 1840.

Meine Lage in Dithmarschen war eine solche, die mir die geistige, und vornehmlich die dichterische Entwicklung unmöglich machte. Trotzdem, daß sie mich entsetzlich drückte, ergab ich mich nicht der poetischen Schwelgerei, sondern kam jeder meiner schweren Obliegenheiten treulich nach. Sie haben das Zeugnis meines Prinzipals in Händen gehabt, und wissen, daß der gewissenhafte Mann mir nicht die gewöhnliche, sondern die ausgezeichnetste Pflichterfüllung bestätigte. Meine Stellung war bürgerlich gesichert; ich konnte, um mich Ihres verletzenden Ausdrucks zu bedienen, ohne Sie bestehen, und bei dem allgemeinen Vertrauen, das man mir in öffentlichen Geschäften bewies, bei der Aufmerksamkeit, die ich noch ganz in der letzten Zeit durch einen publizistischen Aufsatz erregte, durfte ich auch für die Zukunft auf eine ehrenvolle Existenz rechnen. Aber es kam mir vor, als wenn der Aktenstaub in mir einen Dichter erstickte, und da es unbezweifelbar ein Unglück ist, wenn der Mensch seine höchsten Kräfte zum Dünger der niedrigen hergeben muß, so hatte ich ein Recht mich unglücklich zu fühlen.

Unbekannt mit der Welt, nur mit meinem Schmerz vertraut, nichts besitzend, als meine Hoffnungen, oft verzweifelnd

an meinem innersten Selbst, von niemandem verstanden, im Hause des Prinzipals unter erniedrigender Behandlung erliegend: war es ein Wunder, wenn ich, wie ein Sterbender, in die Luft griff? wenn ich nach Spinnewebsfäden haschte, um mich daran zu halten?

Ein Ereignis war es für mich in jener Zeit, daß ich Uhlands Gedichte durch einen Zufall kennen lernte; sie führten mich ein in das Geheimnis der Kunst, und schlossen mich mir selbst auf, sie beschäftigten meinen Geist und erquickten und ernährten mein Gemüt. Uhland habe ich meine Selbsterhaltung zu danken, daher rührt die grenzenlose Verehrung, die ich für ihn hege und die ich, wie ich kann, öffentlich und im stillen an den Tag lege. An Uhland wandte ich mich im Jahr 1832 mit dem naiven Ansuchen, mir aus meiner Lage herauszuhelfen; er antwortete mir edel und männlich, ließ die ihm mitgeteilten Gedichte, die, wie sie mir jetzt nichts mehr sein können, ihm damals noch weniger etwas sein konnten, als Zeugnisse meines Innern gelten, und gab mir einen Rat, der, wenn ich ihn verstanden und befolgt hätte, mich vor empörenden Beleidigungen geschützt haben würde. Mit dem nämlichen Ansinnen näherte ich mich späterhin dem Dänen Oehlenschläger, als einer meiner Freunde die Akademie zu Kopenhagen bezog. Auch dieser Schritt blieb erfolglos, und nun vertraute ich mich Ihnen.

Sie kamen mir menschlich und freundlich entgegen, und gaben mir Versprechungen, die ich, so fern auch die Erfüllung lag, noch jetzt gern als w a h r e W o h l t a t e n anerkenne, da sie mir eine Perspektive eröffneten, und ich nun über meine Kerkermauer doch wenigstens hinwegsah. Jene Zeit, wo ich, fortwährend in Dithmarschen verharrend, realiter nichts von Ihnen empfing, dagegen aber von Ihnen in so mancher Zuschrift getröstet und ermuntert wurde, war diejenige, wo ich Ihnen in Wahrheit dankbar verpflichtet ward; denn das feste Vertrauen auf die Zukunft, das Sie in mir weckten und stärkten, befreit die Jugend, die noch keine Grenzen kennt, von der Gegenwart.

Inzwischen waren Sie tätig für mich, lange ohne Erfolg irgend einer Art. Endlich meldeten Sie mir, Sie hätten Aussichten zum Studieren für mich, und teilten mir das Tatsächliche, daß das Fräulein Jenisch, jetzige Frau Gräfin von Redern, 100 Taler hergeben wolle, und daß außerdem noch ein paar Beiträge aus Tönning, sowie aus Hamburg, zu erwarten stünden, mit. Ich atmete frei auf, mein Prinzipal schüttelte den Kopf und bemerkte: es gehört zum Studieren viel, sehr viel, und das Fräulein Jenisch verheiratet sich. Ich hörte nicht auf diese Äußerung, sah wohl gar etwas ganz anderes darin, als darin lag, entschloß mich ohne Zögern, das mir gebotene Handgeld des Glücks anzunehmen, leistete auf meine Stelle Verzicht, und kam nach Hamburg.

Ich war zweiundzwanzig Jahr alt, hatte äußerlich und innerlich viel erlebt, und durfte mich selbständig fühlen. Welcher Art aber waren die Verhältnisse, in die ich jetzt eintrat? Jeder Unparteiische, der sie prüft, wird bekennen, daß sie sehr trübe waren. Den Bedientenitisch in Wesselburen vertauschte ich mit den Freitischen bei allerlei Leuten; den schlechten Tisch also mit dem Gnadentisch. Auf einer Schulbank, wo Knaben saßen, mußte ich, da ich mich Ihren Anordnungen nicht widersetzen durfte, mir einen Platz gefallen lassen, um Dinge zu treiben, die, wenn ich sie nicht auf Gravenhorsts, meines Freundes und Lehrers, diktatorischen Imperativ beiseite geworfen hätte, mir das gründlichere Studium des Lateins, worauf doch zunächst alles ankam, unmöglich gemacht haben würden; als ich indes die Mathematik aufgab, machte der Mann, dessen Stunden ich notgedrungen versäumte, mir auch den Tisch bei sich unleidlich. Ein andrer meiner Gönner, in dem Sie mir einen Ihrer erprobten vieljährigen Hausfreunde vorstellten, ward plötzlich als S— berüchtigt, so daß ich sein Haus mit Abscheu und Ekel fliehen mußte. Ein Dritter, Wilhelm Hocker, mir früher als rein und hochbegabt angepriesen, war aus Ihrer Gunst gefallen; desungeachtet bestimmten Sie mich, von ihm die versprochnen 10 Taler, sowie einen Tisch bei seinen Eltern anzunehmen, und mich

einem Menschen, dessen Bild Sie auf der einen Seite nicht nachteilig genug auszumalen wußten, auf der andern zu verpflichten. So in den meisten Stücken das Widersinnige, was Mut, Lust und Erfolg aufhob und mich zu Menschen, die ich nicht kennen konnte, und die sich nachher als kleinlich, oder, wie der angeführte S—, als verächtlich auswiesen, in die bedenklichste aller Stellungen brachte, in die unfreie des für Armseligkeiten zu Dank Verschuldeten. Zu meinem Oberaufseher war der Herr Doktor Schmalz bestellt; dieser behandelte mich, wie der Großalmosenier einen armen Seminaristen, was ich dem vielbeschäftigten, würdigen Geistlichen, der mich nicht kannte, und sich die Zeit, mich kennen zu lernen, vielleicht nicht nehmen durfte, nicht verdenke und noch weniger nachtrage, was ich aber doch aufs schmerzlichste empfand. Außerdem muteten Sie mir zu, daß ich, der Sparsamkeit wegen, die paar Tropfen Milch, die ich täglich brauchte, in eigener Person über die Straße holen, und auch wohl jezuweilen einen kleinen Eßwarenrest mitnehmen mußte, und für Hochmut wurde es mir ausgelegt, wenn ich diese Indelikatessen, durch die ich vor der ganzen Nachbarschaft zum Bettler gestempelt worden wäre, wenn Sie nicht schon vor meiner Ankunft mich dem Stadtdeich durch mehrere bei Ihnen aus- und eingehende Personen als solchen angekündigt hätten, auch nur mit einer Miene zurückzuweisen wagte. Dieses alles ist tatsächlich, ja stadtkundig; Raisonnements will ich mir nicht erlauben, aber ich will jedes Herz fragen, ob ein Mensch, und noch dazu einer, in dem das stets mit unendlicher Sensibilität verbundene dichterische Talent vorwaltet, sich in einer gleichen, oder auch ähnlichen Lage wohl fühlen kann? Daß ich mich aber nicht wohl fühlte, war in Ihren Augen ein Verbrechen; dies ist ebenfalls tatsächlich. Ein Teil des Drückenden und Erstickenden lag in den Umständen und war als ein unumgänglich Notwendiges, wenn auch nicht leicht, so doch leichter zu tragen; der größere Teil ging von Ihrer Willkür aus, und wäre bei einiger Rücksicht von Ihrer Seite zu vermeiden gewesen . . .

. . . Sie haben mir durch das Vorbereitungsjahr geholfen, aber nicht weiter; an meinem eigentlichen Studieren haben Sie, was dennoch die ganze Welt zu glauben scheint, keinen Anteil . . .

. . . Ich schränkte mich auf der Universität sehr ein, doch bei aller Einschränkung brauchte ich Geld, und, den Umständen nach, viel Geld, denn niemand studiert für nichts, und kein Studierender, welcher der Geringschätzung seiner Kommilitonen entgehen will, kann sich ganz in einen Winkel stecken und sich auch nur alle sogenannten überflüssigen Ausgaben vom Leibe halten; wer weiß, was es heißt, von Seinesgleichen über die Achsel angesehen zu werden, der wird sich lieber das Essen entziehen, als bei öffentlichen Gelegenheiten hinter andern zurückstehen. Ich kannte jetzt die Menschen, ich wußte, daß sie für Erbärmlichkeiten einen unendlichen Dank verlangen, und daß sie dem Bedürftigen die Kette, an der er eben schmachtet, nur abnehmen, um ihn an eine andere, die sie selbst in der Hand halten, zu fesseln; ich faßte daher gleich bei meinem Abgang den festen Entschluß, lieber aus der Welt zu gehen, als mich noch irgend jemanden um Lumpereien zu verpflichten . . .

. . . Woher nahm ich nun aber das Unentbehrlichste, wie machte ich es möglich, anständig zu wohnen, mich anständig zu kleiden, und überhaupt zu leben? Sie haben soviel geforscht, welch ein Verhältnis zwischen mir und dem Fräulein Lensing bestehe; erfahren Sie es jetzt: es war das Verhältnis eines Menschen zu seinem Schutzgeist! Dieses Frauenzimmer, deren Seelenadel und Herzensgüte wenigstens in meinem Leben ohne Beispiel geblieben sind, und deren Bekanntschaft ich allerdings Ihnen verdanke, reichte mir, als ich in Heidelberg nur noch das Äußerste vor mir sah, aus eigner Bewegung die Hand; sie schoß mir nach und nach, alles in eins gerechnet, eine Summe von 500 Reichstalern vor; ja, sie tat, um mein Gemüt von seiner drückendsten Sorge zu befreien, noch mehr, sie unterstützte meine Mutter; sandte ihr, was ich wußte, halbjährlich

die Miete, und erfreute sie, was ich nicht wußte, außerdem noch mit Geld- und sonstigen Geschenken, die sie ihr in meinem Namen, und als ob sie nur die Vermittlerin wäre, zufließen ließ. Sie war, was wohl kaum der Bemerkung bedarf, über das Ungewisse meiner Zukunft und über die Unsicherheit der Wiedererstattung keinen Augenblick im Zweifel, aber sie hatte keine andre Sorge als die, meinen Ablehnungen zu begegnen, und sie stellte mir, (in einem Brief, den ich ewig als ein Heiligtum aufbewahren werde) keine andre Bedingung, als die des strengsten Stillschweigens; sie ließ es ruhig und ungerügt hingegen, wenn in ihrer Anwesenheit sogar bestimmte Personen als diejenigen bezeichnet wurden, die mich auf der Universität erhielten, und auch ich habe, ihrem Beispiel gemäß, jene Bedingung aufs äußerste unverbrüchlich gehalten; jetzt aber ist es meine heilige Pflicht, den Schleier zu lüften, hinter dem sich bisher meine größte und edelste Wohltäterin verbarg, jetzt, da die Anmaßung sich an ihre Stelle zu drängen droht, jetzt, da Sie — als ob ich nicht seit 1836 ohne Sie bestanden wäre — mir zu schreiben wagen: „ich konnte immer ohne Sie bestehen, Sie können es jetzt!" . . .

. . . Mich wird nicht leicht jemand, der alle Grenzen überschreitet, verleiten, es ihm nachzutun, und so sein Betragen nachträglich durch das meinige in gewissem Sinn zu rechtfertigen und zu vermenschlichen; so sehr Sie meine Mäßigung auch auf die Probe setzten, so war ich dennoch glücklich, sie festzuhalten. Doch, meine Selbstbeherrschung, die andre entwaffnet und zur Besinnung gebracht haben würde, schien Sie nur noch mehr zu erbittern, und nachdem ich Ihre aufs äußerste getriebenen formellen Ungebührlichkeiten still hatte hingehen lassen, entschlossen Sie sich zu einem moralischen Mordversuch und sandten mir am 4. Mai zu Mittag in Antwort auf meine vorgedachte Zuschrift einen Brief, den Sie lieber mit Knallsilber, als mit Ihren bösen Worten hätten anfüllen mögen.

Am unglücklichsten ist der Mensch, wenn er durch seine

geistigen Kräfte und Anlagen mit dem Höchsten zusammenhängt und durch seine Lebensstellung mit dem Niedrigsten verknüpft wird. Wenn es ihm auch nach und nach durch die geistige Ausdehnung gelingt, seine Fesseln zu sprengen, so geht ihm doch die reine Freude am Dasein verloren und aus seinem Wesen entwickelt sich etwas Herbes, Bitteres, worin andere eine Krankheit, aber keine Sünde sehen sollten. Ein solcher Mensch sieht sich, trotz des ihm an- und eingeborenen Stolzes zur Zeit seiner Entwicklung gezwungen, ohne Wahl von jedermann, der eben will, sich Verpflichtungen auflegen zu lassen, und gerät hierdurch in einen unausgleichbaren Zwiespalt mit sich selbst, indem er, der all sein Denken und Sinnen auf das Geistige gerichtet hat, und der, was man zuweilen gar an ihm rühmt, die irdischen Dinge nicht selten viel zu gering schätzt, dennoch für eine unbedeutende Geldunterstützung oder für einen mit Scham und Qual besuchten Tisch eine ewige Dankbarkeit bezeigen soll. Wie der Baum unmittelbar durch sein Grünen und Blühen für empfangenen Regen und Sonnenschein den Dank abträgt, so sollte auch der Mensch, dem man seines Geistes wegen Hilfe und Beistand leistet, durch Früchte des Geistes seiner Erkenntlichkeit hierfür genug tun können; doch diese naturgemäße Art der Kompensation gefällt den wenigsten Wohltätern, und zu einer anderen, zur Erwiderung einer Empfehlung durch eine Gegenempfehlung und so weiter, findet sich die Gelegenheit, so heiß sie der Verpflichtete auch ersehnen mag, nicht immer schnell genug. Der Wohltäter, nicht erkennend, daß jeder Mensch in seinem Wohltun stets nur die Erledigung seiner persönlichen Dankespflicht gegen den höchsten Wohltäter, gegen Gott, der ihm gnädig das fröhliche Geben und dem Bruder das harte Nehmen zuteilte, sehen sollte, macht nun gar leicht ungehörige Ansprüche, die er, wie sich von selbst versteht, für höchst gerechte hält; der Verpflichtete hinwiederum kann sich nicht überzeugen, daß eine Wohltat, und wäre es die größte, seine menschliche Freiheit aufheben und ihn zum Sklaven eines fremden Willens machen könne, er behauptet

mit Würde seine heiligen Rechte, und hofft, daß die Zukunft ihm einen Anlaß zur Betätigung seiner Dankbarkeit darbieten wird . . .

An Elise

19. Juli 1840. Advokat Schütze war da, etwas Pedant, starr, dem aber zur rechten Zeit durchs Reden der Hals zugeht. Zugleich Fräulein Emma Schröder, die mir gefiel, wie noch selten ein Mädchen. Seit dem Tag, daß ich dies liebliche Wesen sah, bin ich, wie im Rausch, voll im Herzen, wie im Kopf. Du wirst Dich dessen freuen, wenn ich Dir sage, daß ich dem innerlichen Ersticken nah war. Die Welt drängte auf mich ein, wie ein zusammenfallendes Gewölbe; es war ein Flüchten ins Tiefste hinein, ein Schlüpfen und Verstecken in den verborgensten Winkel. Jetzt bin ich wieder frei, und es kommt etwas aus mir heraus. Wer einer ist, wie ich, der hat eigene Lebensbedingungen; er kann nun einmal nicht eine Schemaexistenz führen, er muß nach oben und nach unten greifen und wird freilich oft ein Menschenfresser. Gott hat das so eingerichtet. Auch Deine Gesundheit wurde getrunken. Ich brachte die Schröder zu Hause. Gönnst Du es mir? Gewiß!

Tagebuch 20. Juli 1840. Gestern war ich glücklich, strömend-voll. Emma Schröder, welch ein liebliches Mädchen! Die Rose, die sie mir schenkte, berauscht mich noch mit ihrem Duft.

25. Juli 1840. Zum Arbeiten komm ich noch immer nicht. Emma möcht ich alle Tage sehen, dann würd ich sprudeln. Es ist doch wahr, Liebe ist etwas anderes als Freundschaft, und es ist auch wahr, Liebe knüpft sich an Schönheit und Jugend. Schlimm genug, das Ewige ans Vergänglichste, das Wahrste, Tiefste, Innerlichste an das, was oft täuscht. Aber niemand verändert die Welt und die Menschennatur, und nichts muß man schmerzlicher bezahlen, als wenn man im Zustand der Dürre und Leere sich ins Gefühl hineinlügt. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß alle meine Verhältnisse so manches enthalten, was sie nicht enthalten sollten. Gewiß liegt die Schuld größtenteils

an mir; aber gewiß würde ich auch die Schuld unendlich vergrößern, wenn ich, um mir und anderen ein vorübergehendes Weh zu ersparen, nach gemachter einschneidender Erfahrung nicht den Mut hätte, auf das, was in seiner jetzigen Gestalt nicht fortbestehen kann, hinzudeuten. Die Welt ist so groß, so groß, mein Herz ist so unergründlich tief, ein Frevel, eine selbstmörderische Sünde wäre es, wollt ich mir jene absperren und dieses unter Schloß und Riegel legen. Jeder Schacht, woraus gediegenes Gold hervorkommt, ist zugleich ein Abgrund, worin man den Hals brechen kann, aber soll man ihn darum verschütten? Vergib mir, Elise, aber bedenk auch, daß dies alles wahr ist. Das Verhältnis in München muß ich aufheben, es geht nicht länger. Das mit Dir ist und bleibt ein schönes, denn Du bist edel, bist sicher in Deinem Herzen. Wenn ich ein anderes anknüpfe — auch das geht vorüber und die Zeit kommt, wo ich mit Gleichgültigkeit darauf zurückblicke. Aber, ein Tropfen Kühlung für die unendliche Glut, ein Trunk, der mir alle Sinne schwellt, ist das nicht göttlicher Gewinn? Emma hat mir eine Rose gegeben, sie ist verwelkt und liegt in meinem Schreibtisch, aber sie duftet mir köstlicher, wie ein ganzes Beet. Was ist doch die Liebe! Die Welt drängt sich ins Mädchen zusammen, ihre glühende Lippe ist der Zentralpunkt aller möglichen und denkbaren Wonne und der Mensch ist ganz Durst. Ich hätte sie küssen können, warum hab ichs nicht getan? Aus Furcht, aus Verlegenheit unterblieb es nicht, die waren mir fern; ich ließ es, glaub ich, weil ich konnte, weil ich — — Hör auf!

Gestern abend erhielt ich von Emma ein Briefchen. Ich 27. Juli 1840.
hatte ihr Gedichte und die Judith geschickt. Wie selig hat es mich gemacht! Meine Adern wollten springen, ich konnte mich erst um 1 Uhr zur Ruhe legen. Ich freue mich, daß ich noch solcher Gefühlsaufregung fähig bin . . .

Die Edelsten leiden den meisten Schmerz. Auch der Schmerz wählt den besten Boden.

Seele, vergiß nicht die Toten!
Seele, vergiß sie nicht,
Sieh, sie umschweben dich,
schaudernd, verlassen,
und in den heiligen Gluten,
die den Armen die Liebe schürt,
atmen sie auf und erwarmen,
und genießen zum letztenmal
ihr verglimmendes Leben.
Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!
Sieh, sie umschweben dich,
schaudernd, verlassen,
und wenn du dich erkaltend
ihnen verschließest, erstarren sie
bis hinein in das Tiefste.
Dann ergreift sie der Sturm der Nacht,
dem sie, zusammengekrampft in sich,
trotzten im Schoße der Liebe,
und er jagt sie mit Ungestüm
durch die endlose Wüste hin,
wo nicht Leben mehr ist, nur Kampf
losgelassener Kräfte
um erneuertes Sein!
Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Requiem
15. August 1840

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
wie von göttlichem Segen schwer,
säuselt aus ewiger Ferne daher.
. . . .

Was da lebte,
was aus engem Kreise
auf ins Weitste strebte,
sanft und leise
sank es in sich selbst zurück
und quillt auf in unbewußtem Glück.
. . . .

Und von allen Sternen nieder
strömt ein wunderbarer Segen,
daß die müden Kräfte wieder
sich in neuer Frische regen,
und aus seinen Finsternissen
tritt der Herr, so weit er kann,
und die Fäden, die zerrissen,
knüpft er alle wieder an.

Die Weihe der Nacht
16. August 1840.

Tagebuch 3. Sept. 1840. Gestern abend um 9 Uhr ist Elise abgereist. Nachbarn vor den Türen. Lauwarmer Abend ohne Kühlung. Ihr Wunsch, daß es regnen möge. Das betrachtend vor ihr stehende Hänschen. Warten auf den Wagen; Sitzen auf Treppen und Bänken. Ich begleitete sie. Sie brachte die Sachen ins Haus; dann kam sie wieder heraus und ging noch eine kleine Strecke mit mir. Wenn ich daran denke, was bevorsteht, so will das Herz mir brechen. O Gott, wenn du auf mein Gebet jemals gehört hast, so halte deine Hand über sie! Nie, nie habe ich ihresgleichen gesehen. Sie hat einen Adel des Herzens, der allen Adel des Geistes übertrifft. Auch keine Spur von Egoismus. Ach, wenn ich sie oft quälte, sie satanisch im Tiefsten verletzte — immer sprangen nur schönere Funken aus ihrer Seele hervor, so daß ich mitten im leidenschaftlichen Frevel vor ihrem Lächeln, ihren Tränen oft plötzlich erstarrte, als ob ich einen Engel gegeißelt hätte, der sich nur dadurch rächen mag, daß er seine herrliche Natur zeigt. Sie ist ein Brunnen unerschöpflicher Liebe. Womit ich es verdient habe, daß ein solches Wesen sich mir in seinem Tiefsten ergeben hat, weiß ich nicht. O Gott, halt über sie deine segnende, schützende Hand! Laß sie gesund in ihre Kammer, wovon sie mit so schwerem Herzen Abschied nahm, zurückkehren! Ich finde keine Worte für mein Gefühl, ich kann nur beten wie ein Kind. Wie stachs mir durchs Herz, als sie gestern mittag sagte: iß noch ein paar Bohnen! und dann zu weinen anfing und ausrief: ich kann nicht davor, ich denke, wenn das unsre letzte Mahlzeit wäre!

An Elise

3. Sept. 1840. Mein ganzes Herz, jeder meiner Gedanken, war gestern abend, als ich zu Hause kam, bei dir; ich hörte deine Seufzer, deine Empfindungen drangen mir in meine Brust, deine Gedanken vermischten sich mit den meinigen; es trieb mich, dir aus voller Seele zu schreiben, was ich dachte und fühlte. Aber ich konnte nicht, ich fand eine Korrektur vor, und als ich diese gemacht hatte, fühlte ich mich so erschöpft, daß ich mich wider Willen dem Schlaf überlassen mußte. Ich schlief fest und

träumte von einer schönen Schlange, die mir nicht, wie diese Tiere doch im Wachen tun, Abscheu einflößte, sondern Wohlgefallen; ein gutes Zeichen! Auch mit dir führte der Traum mich zusammen, doch weiß ich nicht mehr, wie. Heute morgen ist mir noch ganz so, wie gestern abend, mein Herz ist zugleich erhoben und in Wehmut aufgelöst, alle Quellen des Lebens und der Poesie rauschen auf in Leid und Lust; arbeiten kann und will ich nicht, so wenig, wie einer, dem unerwartet und plötzlich ein himmlisches Sakrament gereicht wird, seinen Beruf, und wärs auch noch so nötig, versehen kann und mag. Ich möchte den ganzen Tag vor dir auf den Knien liegen und dich um Vergebung bitten, daß ich dich so oft gequält, im Tiefsten verletzt, bitter geschmäht habe. O, es ist oft eine solche Verwirrung in meiner Natur, daß mein besseres Ich ängstlich und schüchtern zwischen diesen chaotischen Strömen von Blut und Leidenschaft, die durcheinanderstürzen, umherirrt; der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herrn über mich gemacht haben, und ganz bis ins Innerste zurückgedrängt, sitzt meine Seele, wie ein Kind, das vor Tränen und Schauder nicht zu reden vermag und nur stumm die Hände faltet, und erst, wenn der Sturm sich gelegt hat, wieder zum Vorschein kommt. Das kommt von der Erinnerung an frühere Jahre, die ich noch nicht ganz los bin, von dem Druck der Gegenwart, von der Furcht vor der Zukunft; auch wohl, weil der Geist oft, wie Jakob, mit Gott ringen muß und dabei in eine Untiefe hineingerät. Ach, wenn ich mich so im einzelnen betrachte, in diesem und dem, was ich getan habe, mein Bild zu erkennen suche, so scheint mir alles eitel Stück- und Fetzenwerk; aber doch glaube ich, wenn ich nicht in gar zu verzweifelten Zuständen bin, daß sich in dem Ganzen auch Spuren des Besseren finden lassen. Wie hoch stehst du über mir, du, die du so ganz Liebe bist, du, bei der ich von dem Fluch und der Schande unseres ganzen Geschlechts, dem Egoismus, nie etwas entdeckte, nie auch nur so viel, als nötig ist, den Menschen im Kampf mit der feindlichen, nichtswürdigen Welt zusammenzuhalten! Niemals, das

glaube mir, habe ich dich verkannt, in meinem Wahnsinn habe ich dich wohl zuweilen boshaft und gegen mein besseres Wissen und Wollen bespritzt und beschmutzt, aber gleich darauf habe ich auch immer wieder dein edles Bild mit inneren Tränen (äußere sind mir versagt) reingewaschen. Ach, es ist schändlich genug, daß wir uns, trotz des Ekels, den wir an uns empfinden, trotzdem, daß wir uns in unseren besten Stunden steinigen möchten, selbst lieben müssen; daß wir uns selbst lieben müssen, obgleich dies bedingt, daß wir das Bessere hassen müssen. Aber wohl dem, der, wie du, auf Kosten seines äußeren Friedens, dies schlechte Grundgesetz der Existenz bricht, um so recht den inneren zu gewinnen. Es ist heraus aus meinem Herzen, das Beste, was darin war, nun will ich schließen; ich fühle mich matt, wie einer, der sein Blut verlor; nimms hin, teuerstes Wesen, was dir gehört! Der Segen dessen, in dem wir alle, nach den schönen Worten des Apostels, leben, weben und sind, sei mit Dir! Ewiglich, ewiglich Dein F.

Tagebuch Sept. 1840. Nur durch die Liebe kann der Mensch von sich selbst befreit werden.

Es ist ein schöner, herrlicher Herbstmorgen; golden liegt der Sonnenschein mir auf dem Papier, draußen kühler Wind, der daran mahnt, daß man die Früchte abnehmen soll, innen behagliche Wärme. Gott ist unverdientermaßen unendlich gnädig gegen mich, und wohl will es sich ziemen, daß ich dies in meinem Tagebuch, worin so viele Klagen und Ausbrüche der Verzweiflung stehen, einmal mit freudiger Seele ausspreche. Der einzige Wunsch meiner Jugend, derjenige, in dem ich nur lebte, war, daß ich ein Dichter werden möchte. Ich bin einer geworden, und jetzt erkenne ich, was das heißt. Höhere Naturen können nur dann, wenn ihnen das schöpferische Talent verliehen ist, zum vollen Ausdruck, ja zum vollen Gefühl ihres Daseins kommen, und dies ist doch das höchste, das einzige Glück . . .

Welch ein Tag! Gott lasse mich so den zweiten nicht erleben! Heute, am 5. November 1840, einem Donnerstag und Bußtag, wurde mir mein Sohn geboren. Aber, was hat die arme Mutter ausgehalten! Gott, nimm sie in deinen heiligen Schutz! Unmenschlich. Noch höre ich ihr Geschrei, sehe ihre verstörten Blicke. Instrumente wurden angewandt. Das Kind kam zehn Minuten nach 2 Uhr. Ich bin matt und angegriffen. . . . Was ich im Nebenzimmer empfand, weiß Gott. Der Knabe ist ganz mein Ebenbild: Nase, Kinn, Augen, wie ich, sogar langes, blondes Haar, außerordentlich stark und groß, kräftig in jeder seiner Bewegungen. O, es ist doch auch ein schönes Gefühl, Vater zu sein, müßte mans nur nicht so teuer erkaufen. Dennoch möcht ich mich in diesem Augenblick nicht mit meinen Wünschen zwischen den Ewigen und das Neugeborene stellen. Nur Segen! Und nicht ganz wie ich . . . 5. Nov. 1840.

„Die junge Mutter.“ April 1841.

Sie hat ein Kind geboren,
zu höchster Lust im tiefsten Leid,
und ist nun ganz verloren
in seine stumme Lieblichkeit.

Es blüht zwei kurze Tage,
so daß sies eben küssen mag,
und ohne Laut und Klage
neigt es sein Haupt am dritten Tag.

Und wie es still erblaßte,
so trägt sie still den heilgen Schmerz,
und eh sies ganz noch faßte,
daß es dahin ist, bricht ihr Herz.

Der mit dem Lilienstengel
sonst tritt aus einem finstern Tor,
er ging, der Todesengel,
aus ihrem eignen Schoß hervor.

Unergründlicher Schmerz!
  Knirscht ich in vorigen Stunden:
  Jetzt, mit noch blutenden Wunden,
segnet und preist dich mein Herz.

Alles Leben ist Raub;
  Funken, die Sonnen entstammen,
  lodern, das All zu durchflammen,
da verschluckt sie der Staub.

Nun ein heiliger Krieg!
  Höchste und tiefste Gewalten
  drängen in allen Gestalten!
Trotze, so bleibt dir der Sieg.

Tatst du in Qual und in Angst
  erst genug für dein Leben,
  werden sie selbst dich erheben,
wie du es hoffst und verlangst.

Greife ins All nun hinein!
  Wie du gekämpft und geduldet
  sind dir die Götter verschuldet,
nimm dir, denn alles ist dein!

Nun versagen sie nichts,
  als den letzten der Sterne,
  der dich in dämmernder Ferne
knüpft an den Urquell des Lichts.

Ihm entlocke den Blitz,
  der dich, dein Irdsches verzehrend,
  und dich mit Feuer verklärend,
löst für den ewigen Sitz!

September 1841.

Die Weihnachtstage habe ich bei ihr, die ich nicht zu nennen brauche, wieder schön verlebt. Sie hat mir einen prächtigen Schal geschenkt, außerdem noch gestickte Schuhe, eine feine Geldbörse und, was mich immer tief in meine Kinderzeit zurückversetzt — nicht, weil ich es damals hatte, sondern weil es mir fehlte — Nüsse, Kuchen und Äpfel. Ich bin Gott unendlich dankbar für jeden frohen Tag, den wir in Freude und Heiterkeit miteinander verbringen. Am ersten Weihnachtstag trug ich das Lustspiel auf die Post. Sei er, ohne dessen Segen die Kraft selbst keine Kraft mehr ist, dem Werke günstig! 27. Dez. 1841.

In Dithmarschen hat mich keiner gekannt. Wenn ein Mensch im Sumpf liegt und dem Ertrinken nahe ist, kann ihn niemand kennen lernen. Januar 1842.

Mein kleiner Max ist krank und nicht unbedeutend. Dies ist es, was ich schon so lange gefürchtet habe. Nichts schneidet mehr in mein innerstes Wesen ein, als Krankheiten meiner Lieben. Unendlichmal lieber will ich selbst krank sein. Februar 1842.

Ich las Elise heute einige Gesänge aus der Odyssee vor. Wie wird ihre Seele durch alles Echte und Große, aber auch nur durch dieses, ergriffen! Was Gott mir auch alles entziehen mag, in ihr hat er mir mehr gegeben, als ich je verdienen kann. Aber er selbst sei mein Zeuge, auch nur ihretwegen wünsch ich das übrige.

Dachte gestern abend mit Innigkeit an einzelne schöne Stunden meiner Jugend, wo der Geist sich zuerst selbst ahnte und sich auf den ersten Blüten, die er trieb, selig wiegte. O wonniges Schwellen der Traube, in dich mischt sich noch kein einziger Schauder vor der Kelter! Du bildest dir ein, daß Sonne und Erde dich nur deiner selbst wegen so freundlich ernähren, und doch bist du nur da, um andere zu berauschen!

Wie Hebbel vorausgesehen hatte, wurden die Hamburger Verhältnisse unerträglich. Er hatte, außer Elise, keinen einzigen wahren Freund, und die Honorare für seine Mitarbeiterschaft an Gutzkows „Telegraphen" und für „Judith" und „Genoveva", die, ebenso wie die „Gedichte", bei Campe erschienen, sicherten ihm und den Seinen nicht die Existenz. Als die Aufregungen des großen Hamburger Brandes, 1842, seine innere Ruhe vollends zerrüttet hatten, entschloß er sich, nach Kopenhagen zu reisen, um sich beim dänischen König um ein Stipendium zu bewerben.

Tagebuch 29. Juli 1842. Heute hatte ich einen Besuch von Uhland. Gestern mittag sah ich seinen Namen in der Fremdenliste mitten zwischen so viel anderen gleichgültigen Namen; es durchzuckte mich elektrisch, und ich machte mich auf der Stelle auf nach seinem Hotel, traf ihn aber nicht mehr zu Hause und ließ ihm einen schriftlichen Gruß nebst meinen Gedichten zurück. Heute morgen wiederholte ich meinen Besuch zur rechten Zeit und traf seine Frau, er war schon auf der Bibliothek. Heute nachmittag kam er zu mir, freilich nur auf einen Augenblick, da der Wagen mit seinen Damen vor dem Hause hielt. Er war sehr herzlich und liebevoll, als ob wir alte Freunde wären, nicht starr und kalt, wie die meisten ihn finden, und wie ich ihn 1836 auch fand.[1] Äußerst anspruchslos, schwer im Reden, aber auf eine naive, rührende Weise.

[1] Auf der Wanderung von Heidelberg nach München in Tübingen.

8. Sept. 1842. Alles, was mit der Reise nach Kopenhagen in Verbindung steht, glückt mir über die Maßen gut, so daß ich nicht fürchte, mich in der Hauptsache zu täuschen. So sehr bin ich noch bei keinem einzigen Unternehmen begünstigt worden; die Gnade Gottes waltet sichtbar über mich, nun will ich auch nicht wieder kleingläubig mäkeln und meistern, sondern mich dem Wellenschlag des Lebens mit freudigem Vertrauen überlassen. Die Empfehlungsbriefe von Moltke[1] waren auf den ersten Wink da. Das Geld aus Ansbach[2] desgleichen. Heute war ich bei Campe — auch er erklärte sich auf der Stelle zu dem Vorschuß von 20 Louisdors bereit und auf eine so noble, seiner bisherigen so ganz entgegengesetzte Art,

daß ich ihm dafür ebenso verpflichtet bin, wie für die Anleihe selbst. Bedeutungsvoll in jeder Beziehung wird die Reise für mich werden. Ich hoffe, sie soll mir äußerlich zu einer Existenz verhelfen und auch innerlich die letzte Hand an mich legen. . . . Der Dichter in mir hat seine Bildung erlangt, aber der Mensch ist noch weit zurück.

¹ Den Grafen Moltke hatte er in einer Gesellschaft kennen gelernt.
² Regierungsrat Rousseau streckte ihm das Reisegeld vor, das Honorar für „Genoveva" überließ Hebbel Elise.

Max schlief früher ohne Singen ein, jetzt tut er es nicht 20. Sept. 1842.
mehr. Als ich Elise heut abend scherzhaft fragte, warum sie sich diese neue Mühe auferlegt habe, antwortete sie: das andere hätte ihr so unnatürlich geschienen, alle Kinder würden von ihren Müttern eingesungen, und wenn sie so in der finstern Kammer an seinem Bett stünde, er ihre Hand in der seinigen festhaltend und sie erst im tiefen Schlaf loslassend, so habe sie ein Muttergefühl, süßer, wie je.

Ich mache mich also zur Abreise bereit. Über die Zwecke 20. Okt. 1842.
und Absichten, die mir vorschweben, mag ich mir gar keine Rechenschaft geben. Eine Professur? . . . Ein Reisestipendium? Das Glück müßte sehr viel für mich tun, wenn ich ein solches davontragen sollte . . .

Heute abend ist Max getauft. Mit verdrehten Augen 21. Okt. 1842.
hielt der Pfaffe eine miserable Rede; wäre ich nicht als Vater zu ernsten Gefühlen angeregt gewesen, ich hätte gewiß über diese Blumenlese aus dem poetischen Garten von Anno 1770 gelacht. Gottlob, daß die Sache hinter mir liegt!

Kopenhagen: 14.11.42 b. 27.4.43 und Hamburg: 28.4.43 b. 9.9.43

Zunächst mußte Hebbel in Kopenhagen, bevor er zu Christian VIII. gelangte, antichambrieren: er stellte sich verschiedenen Herren des Hofes, der Regierung und der Kanzlei vor, wurde weiterempfohlen, spielte bei Diners, zu denen man ihn einlud, infolge seiner gesellschaftlichen Ungeschicklichkeit eine unglückliche Rolle und hatte es endlich erreicht, den Hofmarschall zu sprechen, der ihm am 13. Dezember eine Audienz beim Könige verschaffte. Der Erfolg der Audienz war völlig unbestimmt, wenn der Dichter auch durch sein charaktervolles Auftreten auf den kunstsinnigen Fürsten ersichtlich Eindruck gemacht hatte.

Die Bekanntschaft mit dem Dichter Adam Öhlenschläger brachte Zuversicht in Hebbels ungewisse und bedrückte Stimmung. Der gute Mann kam ihm freundschaftlich entgegen und wurde in einem Briefe an den König sein warmer Fürsprecher. Durch Öhlenschläger lernte Hebbel den Bildhauer Thorwaldsen kennen; der Eindruck dieser Persönlichkeit und ihrer Schöpfungen war für ihn ein tiefgreifendes Ereignis. Inzwischen hatte sich Hebbel auch überzeugen können, daß seine Dichtungen unter der künstlerischen und literarischen Jugend der dänischen Hauptstadt bekannt geworden und nicht ohne Wirkung geblieben waren.

Die zweite Audienz Hebbels beim Könige fiel durch Öhlenschlägers Schreiben sehr günstig aus, der König erklärte sich bereit, den Dichter zu unterstützen. Während Hebbel noch Monate auf das Ergebnis warten mußte, fiel ihn ein langwieriges rheumatisches Leiden an. Endlich erhielt er die Nachricht, daß ihm der König ein Reisestipendium von 600 Reichstalern (1440 Mark) jährlich auf zwei Jahre bewilligt habe. Erlösten Herzens schrieb er die Freudenbotschaft der treuen Elise, mit der er sich während der Kopenhagener Zeit ganz besonders innig verbunden fühlte, und reiste einige Wochen später nach Hamburg zurück.

An Elise

11. Dez. 1842. Briefe geraten am besten, wenn man sie tagebuchmäßig schreibt. Gestern abend führte ich wieder ein Heldenstück aus und kaufte ein Brot; ich war durch die Lektüre zweier Dramen von Friedrich Halm sehr lustig gestimmt und wollte Dir noch schreiben, aber mein Zimmer war kalt, und weil

ich einen kleinen Schnupfen habe, so wage ich nicht, sitzenzubleiben. Eben sah ich aus dem Fenster und erblickte mir schräg gegenüber einen allerliebsten kleinen Blondkopf, der von hinten mit seinem Rücken niederwallenden Locken dem Märchen so ähnelte, daß ich ihn zu sehen glaubte. Gewiß werde ich nun öfter, wie bisher, zu meinen Nachbarn hinüberschauen. Über Nacht träumte ich schauerlich und süß. Ich und Du schaukelten etwas, es war stürmisch und finster, der Wind strich eiskalt durch die Haare und Du sangest mit heller Stimme ein ganz wunderschönes Lied. Sonntag-Abend. Heute nachmittag um 5 Uhr, als ich eben ins Athenäum gehen wollte, erhielt ich ein Billet von Levetzou, des Inhalts, daß der König mich morgen empfangen wolle, und daß ich mich demnach um 10 im Vorgemach desselben einfinden möge. Es rollte mir kein Blutstropfe schneller, als ich die Nachricht empfing, und ich glaube nicht, daß ich morgen befangener sein werde, wie heute. Ich gehe zu einem Mann, den ich allein treffe, nicht in einer großen Gesellschaft; es kommt auf Worte an, nicht auf Verbeugungen. Für kein gutes Zeichen halte ichs, daß ich auf den allgemeinen Audienztag beschieden, nicht besonders berufen bin. Nun will ich mich schlafen legen! Morgen mittag ausführlich die ganze Unterhaltung, ihr Resultat schon jetzt! Doch nein, ich will meinen Genius nicht reizen! — Die Rücksicht auf meinen Genius hat nichts ge- 13. Dez. 1842.
holfen, das Resultat — doch, ich will ausführlich erzählen und nicht mit dem Letzten zuerst kommen. Um 10 Uhr verfügte ich mich an den vorgeschriebenen Ort. Ein ungeheuer großes Zimmer war von Menschen aus allen Ständen gedrängt voll. Rote Soldaten, Generale und Gemeine; blasse Theologen; feiste Beamte; kummervolle Bürger; Etatsräte, die unter der Last ihrer Orden erlagen; Bettler, die ihre Lumpen kaum zusammenhalten konnten; genug, ein tolles verworrenes Gemisch. Ich ging, solange noch Platz dazu vorhanden war, im Hintergrund auf und nieder; mir war, als ob ich in der Komödie sei und selbst eine kleine Rolle übernommen habe. Der Hofmarschall Levetzou erschien, ich machte ihm meine

Verbeugung, er ersuchte mich, ihm zu folgen und steuerte durch die Menge, die ihm ehrfurchtsvoll auswich; ich, wie die Jolle dem stolzen Jachtschiff hinterdrein. An der Tür, die ins Allerheiligste führte, stellte er mich dem Adjutanten du jour vor, der meinen Namen anschrieb; eine Unterhaltung mit mir erlaubte die kammerherrliche Vornehmigkeit nicht, doch erhielt ich hin und wieder einen gnädigen Blick. Ich besah mir mit Muße seine Uniform, besonders gefiel mir der goldene Schlüssel auf dem Rockschoß, dies höchste Ziel menschlicher Bestrebungen. Einmal flüsterten Seine Exzellenz mir zu: es ist jeder zu bedauern, der hier warten muß, es ist aber derjenige noch mehr zu bedauern, der sie alle sprechen soll! Über diesen mir vor der ganzen großen Versammlung gegebenen Huldbeweis hätte ich außer mir selbst geraten und in stummem Entzücken zerfließen sollen; da ich aber unverschämt genug war, die Äußerung als eine Aufforderung zur Konversation zu betrachten und etwas darauf zu erwidern, so zogen Seine Exzellenz sich wieder von mir zurück. Die Uhr war halb elf, die Tür des Kabinetts ging auf und der Hofmarschall trat mit den Akten, die er mitgebracht hatte, ein. Feierliche Pause. Endlich ist der Küchenzettel in Ordnung, die Exzellenz tritt wieder heraus und eilt mit amtseifrigem Gesicht zum Wagen; der Wagen rollt fort, die Pferde müssen galoppieren; Seine Majestät haben ein neues Gericht befohlen, das im Winter schwer aufzutreiben ist. Der Adjutant du jour winkt einem General, der General tritt ein. Noch ein General. Nun komme ich. Ich weiß das schon. Nicht etwa, weil ich empfohlen bin, noch weniger, weil ich ein Dichter bin, nur weil ich ein Fremder bin. Ich halte mich bereit und wundere mich über mein Herz, das oft so unruhig schlug, wenn ich Julius Campe um ein Darlehn ansprechen sollte, und das jetzt so gleichmäßig Takt hält, als ob ich einen König im Wachsfigurenkabinett, nicht einen wirklichen zu sehen ginge. Woher diese Ruhe? Der zweite General bleibt lange, wir haben noch so viel Zeit, uns diese Frage zu beantworten. Daher: Erstlich, weil man gewisse Dinge — ich meine das

kleinliche Treiben an den Höfen — ganz in der Nähe sehen muß, um sie in ihrer totalen Hohlheit und Nichtigkeit zu durchschauen und nicht bloß durch den Gedanken, sondern auch durch das Gefühl darübergestellt zu werden; zweitens, weil ein einziger Blick auf die Versammlung mich belehrt hat, daß ein König, der mich mit so vielen zugleich zu sich ruft, mich in nichts vor den übrigen Hunderten, die sich zum Thron drängen, distinguiert, und weil ich demnach erkenne, daß es sich nicht mehr darum handelt, einen Fetzen des Glücksmantels, um den sich alle reißen, an mich zu bringen, sondern nur darum, meine Mannesehre und Dichterwürde zu bewahren. Der General tritt heraus, der Adjutant winkt mir, ich trete ein. Ein unscheinbares kleines Zimmer, der König steht in der Mitte desselben; er trägt Uniform und Degen und ist dick, sein Gesicht, en face gesehen, ist etwas verschwommen, en profil betrachtet, zeigt es imponierende Züge. Ich bleibe an der Tür stehen und verbeuge mich, er tritt auf mich zu und fragt „Ihr Name?" Ich nenne ihn und trete weiter vor. Er: „Sie haben mir Ihre Werke gesandt." Ich: Ich war so frei, Eurer Majestät meine Dichtungen vorlegen zu lassen. Er: „Es ist mir sehr angenehm gewesen, dieselben kennen zu lernen." Er schweigt und sieht mich erwartungsvoll an. Ich: Ich bin allerdings nicht ohne Pläne und Wünsche nach Kopenhagen gekommen. Er: „Und diese bestehen in —?" Ich: Nur unter einer Bedingung kann ich sie aussprechen, nur dann, wenn die dichterischen Arbeiten, die ich Eurer Majestät vorlegen ließ, auf Eure Majestät einen anderen, als den ganz gewöhnlichen Eindruck gemacht haben, denn wäre dies nicht der Fall, so würde ich den Hunderten und aber Hunderten, die sich zum Thron drängen, nur noch eine Null hinzufügen, und das möcht ich nicht; denn dazu bin ich, wenn nicht zu stolz, so doch zu klug. Ohne Zweifel haben Eure Majestät noch nicht Muße gefunden, meine Sachen anzusehen. Er: „Wenn ich sie noch nicht ganz gelesen habe, so kann ich es ja noch tun." Diese Antwort nahm ich wahr, um zu prüfen, ob meine Schriften oder meine Persönlichkeit ein wirkliches Interesse bei ihm

erregt hätten; er hat sich, wie Wienbarg mir sagte, von Gardthausen vorlesen lassen, ich erwiderte daher: Mein nächster Wunsch ist, Eurer Majestät meine Judith vorlesen zu dürfen. Er: „Ich kann sie ja auch allein lesen." Ich — wußte genug und verbeugte mich. Er: „Worin bestehen denn Ihre Wünsche?" Ich: Eure Majestät haben für Kunst und Wissenschaft manches getan, die dänische Regierung hat sich dadurch überhaupt immer ausgezeichnet, und einige Ihrer Vorfahren haben sich namentlich in der deutschen Literatur ein höchst ruhmwürdiges Andenken gestiftet. — Dies waren allgemeine Reden, es sollten keine andere sein, ich wollte ausweichen. Er: „Ja, aber nennen Sie mir die Richtung Ihrer Pläne und Wünsche!" Ich: Als ich aus Deutschland abreiste, hörte ich, daß in Kiel der Lehrstuhl der Ästhetik und deutschen Literatur wieder besetzt werden solle; dieser Professur fühle ich mich gewachsen. Er: „Das ist noch sehr ungewiß." Ich: So hörte ich bereits, auch vernahm ich, daß Eure Majestät für den Fall der Wiederbesetzung schon bestimmte Absichten hätten; da will es sich denn geziemen, daß ich zurücktrete. Dagegen möchte ich bei Eurer Majestät die Erlaubnis nachsuchen, in Kiel als Privatdozent lesen zu dürfen. Er: „Bedarf es dazu meiner Erlaubnis?" Ich: In meinem Fall allerdings. Ich habe erstlich nur im Ausland studiert und in Anlaß ganz besonderer Verhältnisse die Landesuniversität allganz nicht besucht. Er: „Ist das denn gesetzlich vorgeschrieben?" Ich: Ja. Er: „Das wird aber nicht viel bedeuten." Ich: Wenn Eure Majestät es sagen, so bedeutet es gar nichts mehr. Aber noch eins. Ich bin in Kiel nicht examiniert. Er: „So können Sie sich ja nur examinieren lassen." Ich: Das ist, wenn man die Universität vier Jahre hinter sich hat, immer eine schwierige Sache und bei meinem exklusiven Studien- und Lebensgange so gut, wie unmöglich. Er: „Wenn die Gesetze es aber verlangen —" Ich: Eure Majestät wissen ohne Zweifel, wie es in den Examen hergeht. Man mag mich mit Schimpf und Schanden vom akademischen Lehrstuhl wieder verjagen, wenn ich nicht in einer Frist von ein bis zwei Jahren

durch ein wissenschaftliches Werk vor dem öffentlichen foro meine Kompetenz, die Ästhetik vorzutragen, und meine Befähigung, sie zu erweitern, darlege. Ich habe der Wissenschaft einige neue Begriffe zu vindizieren, und es sei mir erlaubt, dies zu sagen; ich bin aber nicht imstande, ein mikrologisches Examen zu bestehen und werde mich dem nicht aussetzen. Er: „Warum sollte die Universität Ihnen ein solches nicht erlassen? Ich begreife, daß Ihnen ein Studentenexamen zuwider sein muß. Disputieren Sie! Ein Disputaz — —" Ich (ihn unterbrechend): Kostet viel Geld, und ich bin nicht der Mann, der viel Geld hat. Er: „Wenden Sie sich an die Herren von der Kanzlei. Reichen Sie ein Gesuch ein! (nun ohne Übergang) Ihre Judith kann aber nicht gespielt werden. Ich habe mit dem Theaterdirektor darüber gesprochen. Es geht nicht an. (Dies war sein Ausdruck; verhört habe ich nicht, wie der König aber dazu gekommen sein sollte, mit dem Theaterdirektor über die Aufführbarkeit meines Stücks zu sprechen, ist und bleibt mir unbegreiflich.) Ich: Ich bitte Eure Majestät um Vergebung, aber dieser Ausspruch ist längst durch die Tat widerlegt worden; die Judith ist in Berlin und in Hamburg gespielt. Er: „Es stehen aber doch greuliche Sachen darin." Ich: Eure Majestät meinen, es stehen starke, ungewöhnliche Dinge darin, solche, die man im konventionellen Sinn indezente nennt. Er: „Ja, ja!" Ich: Die sind bei der Aufführung weggeblieben. Er: „Sehen Sie? Die sind weggeblieben, das konnte ich als Leser aber nicht wissen." Ich: Freilich nicht. Er: „Es ist überhaupt wohl Zweierlei, ein Stück zum Lesen und ein Stück zum Spielen zu schreiben!" Ich: Eigentlich nicht, aber so wie die Zeiten sind, allerdings. — Eine Pause entstand, und um der bekannten Handbewegung zuvorzukommen, verbeugte ich mich und ging. — Hier ist die ganze Unterredung; der Evangelist Lucas, wenn er anwesend gewesen wäre, hätte sie nicht treuer wiedergeben können, denn nie in meinem Leben war ich so völlig Herr meiner selbst, so ganz Reflexion, möcht ich sagen, wie in jenem Moment. Ich sagte Dir dies übrigens schon in Ham-

burg voraus, denn ich hatte den Instinkt davon. Vielleicht hätte ich nicht so viel Ruhe gehabt, wenn ich das Spiel nicht aus den obengedachten Gründen von vornherein verloren gegeben hätte. Dem König fiel mein Benehmen auf, ich sah es, ob es aber angenehm oder unangenehm auf ihn wirkte, wüßte ich nicht zu sagen. Jedenfalls ist es besser, ein eckiges Etwas gewesen zu sein, als ein rundes Nichts. —

18. Dez. 1842. Das einzige, worum ich mich mit Schicklichkeit bewerben kann, ist ein Reisestipendium; eine Pension kann der König wohl aus eigener Bewegung bewilligen, aber man kann doch als junger Mann nicht darum supplizieren. Auch Oehlenschläger fand, daß ich, ohne mir im geringsten etwas zu vergeben, um ein Reisestipendium bitten könne; er meinte, ich solle gleich ein Gesuch aufsetzen, er würde es dringend empfehlen, und er sei, wie mir auch sehr wohlbekannt ist, dem König nicht gleichgültig . . .

1. Jan. 1843. Hätte ich einen Freund gehabt, der, statt mich immerwährend aufzuhetzen und mich zu übereilten Schritten zu verleiten, meine Leidenschaften, wenn sie zu wild aufloderten, auszulöschen gesucht hätte, wie viel besser würde es um mich stehen! Ich kann sagen, daß ich Janens drei Jahre meines Lebens völlig geopfert habe; geopfert, indem ich seiner Grillen wegen Menschen, die mir mit Herzlichkeit und Anerkennung entgegentraten, zurückstieß; geopfert, indem ich im beständigen einseitigen Umgang mit ihm den Tod, Fäulnis und Verwesung, einsog. Ich tat es, weil ich ihn nicht fallen lassen konnte und wollte, solange er selbst nur noch den geringsten Trieb verriet, sich geistig frisch zu erhalten, oder, als diese Periode vorüber war, sich wieder aufzuraffen. Zuletzt jedoch wurde es völlig unerträglich; er spottete aller Gesetze des Lebens, meine Freundschaft war ihm wie ein Napf, in den hinein man sich erbricht, mein Umgang regte ihn nur noch zum Gähnen und zum Anekdotenerzählen an. Du weißt, was ich in diesem Verhältnis gelitten habe. Ich kann meinem

Freund im Kampf beistehen, ich kann ihm ein Grab mit meinen Nägeln aufwühlen, wenns sein muß, ich kann mich mit ihm zugleich erschießen, aber ich kann nicht neben ihm verfaulen, und so weit soll er, wenn nicht mich, so doch die Freundschaft achten, daß er dies nicht verlangt. Ich habe hierin gewiß recht. Wer so störend in mein Leben eingreift, daß er mir das Weiterleben unmöglich macht, wer es mit Verdruß ansieht und es auf alle Weise zu hindern sucht, wenn ich neue Verhältnisse, die mich auffrischen und ermuntern können, anknüpfe, wer sich selbst aufgegeben hat und nun von mir fordert, daß auch ich mich aufgeben soll, den kann ich, da ich wohl weiß, daß es nicht absichtlich, sondern unbewußt geschieht, tief beklagen, aber ich kann mich ihm nicht fügen; der Gesunde kann vom Kranken, der junge Soldat kann von dem auf allen Gebieten zurückgeschlagenen Invaliden nicht Vorschrift und Gesetz annehmen. Es ist mir dies ein sehr schmerzlicher Punkt, und ich werde mit der höchsten Schonung verfahren . . .

Heute morgen schickte mir Oehlenschläger durch seinen Bedienten die Empfehlung. Sie ist dänisch abgefaßt und lautet übersetzt ungefähr folgendermaßen: „Allergnädigster König! — Der deutsche Dichter Doktor Hebbel, welcher sich diesen Winter hier aufhält und Eure Majestät um ein Reisestipendium ersucht, hat mich gebeten, dieses Gesuch mit einer alleruntertänigsten Empfehlung zu begleiten, welche ich ihm mit Freuden und von ganzem Herzen gebe. Herr Hebbel ist gewiß ein Dichter mit seltenen Talenten, mit echtem Genie. Dieses Zeugnis haben ihm auch bereits viele Kunstrichter gegeben, sowohl für seine Tragödien Judith und Genoveva, wie für seine lyrischen Gedichte. Sollte er in den angeführten Dramen noch allzu stark zu dem Gewaltsamen hingerissen sein, so zeigen doch diese Werke zugleich den gesunden kräftigen Keim zur reifen Schönheit und Meisterschaft in künftigen Arbeiten. Es würde daher jammerschade sein, wenn dies schöne Talent nicht gedeihen und bei seinem Fürsten Hilfe und 22. Jan. 1843.

Unterstützung finden sollte. Glücklicherweise ist Hebbel ein Untertan Christians des Achten, und wird daher Beistand und Pflege gewiß so wenig entbehren, wie seine dänischen Brüder im Apollo diesseits der Ostsee. Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige, daß sie deutsche Dichter unterstützten, welche das große Germanien Not leiden ließ; Klopstock in dem reichen Hamburg, Claudius in Wandsbeck, dankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben; der große Schiller in Weimar dänischen Adligen die nötige Hilfe und Trost in seiner Krankheit. Aber Hebbel ist als Dithmarscher ein unter dem Szepter Eurer Majestät geborner Untertan und hofft daher mit dem freudigen Mut eines Sohnes, daß sein Landesvater, der königliche Freund der Poesie, zum Wohl seiner und zum Gedeihen seiner Kunst etwas tun wird. — Alleruntertänigst Adam Oehlenschläger." Bist Du zufrieden? Sag es mir! Oehlenschläger meint, ich muß den König jedenfalls selbst sprechen. Morgen das Weitere.

Dieser Tag ist der glücklichste, den ich bis jetzt in Kopenhagen erlebt habe. Wärst Du doch bei mir, teuerstes Wesen! Wie lange dauert es nun, daß Du erfährst, was sich ereignet hat! Laß Dir erzählen! Ich ging heute morgen wieder zum König, machte aber zuvor dem Hofmarschall meine Aufwartung. Ich ward nicht vor ihn gelassen, das konnte ich denken, aber ich war nun doch bei ihm gewesen. Als er ins Vorgemach des Königs eintrat, machte ich ihm eine Verbeugung; er trat auf mich zu und entschuldigte sich, daß er mich nicht angenommen habe, er sei eben mit Ankleiden beschäftigt gewesen. Ich ersuchte ihn, mir noch einmal Audienz zu verschaffen; er stellte mich sogleich dem Adjutanten vor, und als er aus dem Kabinett des Königs kam, sagte er mir, er habe dem König gesagt, daß ich dort sei und der König werde mich sehen. Nun mußte ich freilich noch von 11 bis 2 Uhr warten und war der Allerletzte, der Zutritt erhielt, aber ich kam doch zum Ziel, während fünfzig bis sechzig andere Personen auf nächsten Montag bestellt wurden. Die Audienz war kurz, aber, wenn ein königliches Wort ein Wort ist,

gewiß folgenreicher, wie die erste. Der König war sehr freundlich, als ich eintrat und rief mir zu: „Nun? wie stehts mit Ihrer Angelegenheit?“ Ich: Die habe ich aufgegeben, dagegen wage ich, Eurer Majestät ein Gesuch um ein Reisestipendium zu überreichen. Er (immer freundlich): „Zu welchem Zweck wollen Sie denn reisen?“ Ich: Eure Majestät werden aus einer Empfehlung, die mir Oehlenschläger gegeben hat, vielleicht das Nähere ersehen. Er (nachdem er die Empfehlung gelesen hatte): „Die ist höchst vorteilhaft. Nun, das wird sich tun lassen. Aber augenblicklich kann ich die Entscheidung nicht gut abgeben.“ Ich: Das ist auch durchaus nicht nötig. Ich bleibe den Winter hier. Er: „Es wollen freilich viele reisen. Es handelt sich darum, auf wie lange Zeit Ihnen das Stipendium bewilligt werden kann.“ Ich: Wenn ich nur über einige Jahre hinaus bin, so werde ich ganz anders dastehen. Er: „Dann haben Sie Namen und Ruf!“ Ich: Wenigstens so viel, um von meiner Arbeit leben zu können! Er (mich mit einer Handbewegung entlassend): „Nun, gern werde ich unterstützen!“ — Dies ist nicht alles, aber es ist viel. Nun muß ich die nötigen Visiten machen, Ich werde auch die unangenehmste nicht scheuen. Als ich, in hohem Grade erfreut, zu Hause kam, brachte mir der Briefbote einen Brief von Campe. Der ist freundlicher, wie er mir je geschrieben. Den Roman nimmt er, zahlt 40 Louisdors und ist erbötig, das ganze Honorar vorauszugeben; ich müsse ohne Sorge sein, um arbeiten zu können. Das ist doch höchst ehrenhaft. Nun kann ich für Dich und mich mit Ruhe in die Zukunft des nächsten Jahres schauen. Gott sei Dank! Ich bin vor Freude und Wehmut dem Weinen nah gewesen, denn ich habe die letzten Monate mehr Angst gelitten, als ich Dich merken ließ. Nun will ich ruhig aufatmen und schaffen. Über den neuen Plan mit der Reisebeschreibung äußerst Campe sich so: „Drei Werke verlegte ich von Ihnen, das vierte und fünfte ist im Anzug. Sie schließen sich fest an mich — soll ich es etwa nicht erwidern? Noch ist an Ihnen kein Gewinn zu machen, aber die Zukunft bietet Aussichten, nicht allein für

mich, auch für Sie. Sie kennen meine Ansichten; in solchen Voraussetzungen ist ja keine Frage nötig — es versteht sich von selbst, daß ich dasjenige drucke, was Sie mit Ihrem Namen der Literatur zu übergeben sich gedrungen fühlen!" Was will ich mehr? Kann ich mehr Bereitwilligkeit und Liberalität verlangen . . .

. . . Meine Seele ist voll Frieden und Dank gegen den Allgütigen. Küsse mir den Ma mit seinen süßen Augen und den kleinen rührenden Armen, womit er um sich strebt. Je besser es mir geht, mit um so größerer Liebe und Innigkeit denke ich an ihn; aber wenn ich mich dem Ertrinken nahefühle, ist es mir ein furchtbarer Gedanke, auch noch ein anderes Wesen mit in den Abgrund zu reißen.

An König Christian VIII. von Dänemark

Januar 1843. Eurer Königlichen Majestät wage ich mich in tiefster Untertänigkeit mit der Bitte um ein Reisestipendium zu nahen. Der Wunsch, mich als Dichter weiterentwickeln und zugleich zu meiner Zukunft einen Grundstein legen zu können, drängt mich zu diesem Schritt; das Vertrauen, welches Eure Königliche Majestät mir eingeflößt haben, gibt mir Mut zu demselben. Ich bin zwar kein Däne, sondern ein Dithmarscher, aber ich weiß, daß Eure Königliche Majestät zwischen den Untertanen des Königreichs und der übrigen Landesteile in keiner Beziehung einen Unterschied machen, und ich glaube mich deshalb zuversichtlich der Hoffnung ergeben zu dürfen, daß mir, da ich so gut ein Landeskind bin, wie die übrigen jungen Talente, denen vom Thron herab aufmunternde Förderung zuteil wurde, und da ich, was die Begabung betrifft, denselben nach der mir bereits gewordenen öffentlichen Anerkennung in nichts nachstehe, ein Königlicher Huldbeweis nicht versagt werden wird. Ein mäßiges Reisestipendium, für drei Jahre bewilligt, würde meiner Gegenwart, und dadurch zugleich meiner ganzen Zukunft, eine freundlichere Gestaltung geben; ich würde mich, wenn ich es erhielte, in meiner geistigen Entwicklung nicht durch tödliche Sorgen ge-

hemmt oder durch die Not zu Unterhaltungsschreibereien gezwungen sehen; ich würde Muße finden, meine Ideen auszuführen, und die Dissonanzen, die in meinen ersten Arbeiten noch vorkommen mögen, zu lösen; ich würde nicht weniger Zeit und Gelegenheit erhalten, mich in Deutschland nach einem, meinen Kräften und der Richtung meines Geistes angemessenen Wirkungskreis umzutun. Ich kam nach Kopenhagen, weil mir in Hamburg bekannt geworden war, daß in Kiel der Lehrstuhl der Ästhetik und deutschen Literatur wieder besetzt werden solle, und weil ich mich um diese Professur, der ich mich gewachsen fühlte, zu bewerben gedachte; ich vernahm aber bald, und hatte die Ehre, es allerhöchst-unmittelbar durch Eure Königliche Majestät bestätigen zu hören, daß die Wiederbesetzung noch äußerst zweifelhaft sei. Anfänglich faßte ich nun den Entschluß, mich um die licentia legendi bei der Universität Kiel zu bewerben, aber die über die dortigen Verhältnisse von mir eingezogenen Erkundigungen haben mich überzeugt, daß sich in Kiel als Privatdozent nur ein solcher Gelehrter halten kann, der bereits Subsistenzmittel besitzt und sie nicht erst durch seine Vorlesungen verschaffen soll, indem die Frequenz der Universität nicht so stark ist, daß ein ästhetisches Kollegium auf eine hinreichende Anzahl von Zuhörern rechnen dürfte; ich habe diesen Entschluß daher aufgeben müssen. Meine Jugend ist eine hartgeprüfte gewesen; erst spät bin ich zum Studieren gekommen; volle sechsundeinhalb Jahre habe ich bei einem dithmarsischen Kirchspielvogt als Schreiber zugebracht, und, da der Tag den Geschäften gehörte, nur nachts für meine wissenschaftliche Ausbildung tätig sein können. Eure Königliche Majestät geruhen vielleicht in das beigefügte Zeugnis meines damaligen Prinzipals einen Blick zu werfen, nicht, um daraus zu entnehmen, daß ich in jener Zeit meine Pflicht getan habe, was sich ja von selbst versteht, sondern nur um die Überzeugung zu gewinnen, daß ich, dem das Leben von früh auf so schwer gemacht wurde, jetzt, wo ich ins Mannesalter eingetreten bin und eines Anhaltspunkts bedarf, einige Förderung verdiene. Über meine

dichterischen Leistungen erlaube ich mir, indem ich mich hinsichtlich Deutschlands auf die in den geachtetsten Journalen, sowie in mehreren Literaturgeschichten abgegebenen öffentlichen Stimmen berufe, das Urteil eines Mannes, den Eure Königliche Majestät schätzen und in dem Dänemark den Repräsentanten seiner modernen Literatur anerkennt, nämlich Oehlenschlägers, beizuschließen. Dänemark hat — ich erinnere nur an Klopstock und Schiller — den deutschen Genius mehr als einmal einer bedrückten Lage entrissen, und ihn in den Stand gesetzt, Werke hervorzubringen, die nur in einer sorgenfreien Atmosphäre gedeihen; auch ich hoffe, daß Eure Königliche Majestät mich keine Fehlbitte tun lassen, sondern mich durch allergnädigste Bewilligung eines Reisestipendiums in den Stand setzen werden, meine dichterische Ausbildung zu vollenden.

An Elise

1. Febr. 1843. . . . Die Kopenhagnerinnen nehmen sich sehr gut aus, und besonders hat das dänische Nationalgesicht, das heißt das weibliche, für mich etwas Wunderbares, das nicht zu meiner Seele, aber gewaltig zu meiner Phantasie spricht. Ich darf Dich hiervon unterhalten, denn Du weißt, daß der Dichter redet, nicht der Mensch. Die scharf gezackten stolzen Züge erinnern mich an Korallen, wie sie tief unten im Meeresgrunde wachsen; der blasse klare Teint scheint, wie ein Grenzdamm, die rote Lebensblume nach innen gedrängt zu haben, um sie frisch und unvergänglich zu erhalten, aber auf den roten Lippen knospet sie in ihrer Fülle doch hervor, wie wohl eine einzelne naive Kirsche die unter dem Blätterschmuck des Baums verborgenen still gereiften Schwestern an den lüsternen Knaben verrät; das Auge dagegen, nicht blau und nicht grau, hat einen seltsamen trockenen Glanz, es scheint darauf zu deuten, daß das Zauberwesen, dem es angehört, sich zuweilen in die Flut niedertauchen muß, wenn die Luft, die scharfe, schneidende, es nicht auszehren soll. Man sieht solche echt-dänische Gesichter, die mich in frühster Jugend

schon aus einer alten Chronik angeschaut haben, hier übrigens sehr selten, die meisten Weiber sind hübsch auf deutsche Weise, wenn ich aber eins erblicke, so fühle ich mich wirklich in eine phantastische, nächtliche Welt entrückt und der versiegelte Brunnen der Poesie sucht den Bann zu sprengen . . .

Gebet

6. Febr. 1843.

Die du, über die Sterne weg,
mit der geleerten Schale
aufschwebst, um sie am ewgen Born
eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
noch verloren am Rande,
und der einzige Tropfen genügt,
eine himmlische Seele,
die hier unten in Schmerz erstarrt,
wieder in Wonne zu lösen.
Ach! sie weint dir süßeren Dank,
als die anderen alle,
die du glücklich und reich gemacht;
laß ihn fallen, den Tropfen!

An Elise

. . . Dein Brief hat mich innig erquickt, er war so schön, 27. Febr. 1843. so voll von stammelnder Poesie (möchte ich sagen), daß ich einer tiefen Dichterseele ins Auge zu schauen glaubte, die nur darum nicht singt, weil sie ihr Innerstes durch Blicke auszudrücken vermag. Du hast eine ganze Handvoll Perlen gesammelt und sie in meine Brust hinabgeworfen. Was sind alle Schnörkeleien gegen Deine einfach-schönen Darstellungen und Schilderungen. Ganz allerliebst fand ich Dein kleines Männchen; käme es doch, wie freundlich wollte ich es willkommen heißen! Vor allem aber sind Deine Träume (ich meine die früheren) im höchsten Sinne dichterisch, so daß ich

den einen ja auch nur ganz einfach in die Judith hineinzusetzen brauchte; es ist kein wüstes, phantastisches Durcheinander, sondern jeder ist in sich abgeschlossen und bringt seinen goldenen Rahmen gleich mit. Von keinem Menschen in der Welt würde ich als Dichter das Geringste entlehnen oder borgen; denn je älter ich werde, je mehr lerne ich den hohen Wert der ursprünglichen Erfindung schätzen, je klarer sehe ich ein, daß darin, und nur darin, die eigentliche vis liegt; Du jedoch bist ausgenommen, Deine Edelsteine und Kleinodien werde ich immer gern, ja mit Stolz, in das Gold meiner Form fassen, und warum? weil Du durchaus mit zu meinem Wesen gehörst, weil zwischen uns gar keine Grenzen bestehen. Ob ich Dich glücklich machen, ob ich Dir für so vieles, was Deine Liebe und Dein über die gewöhnliche negative Weibertugend so hoch erhabener Edelmut mir opferte, Ersatz bieten kann, weiß ich nicht; aber dies weiß ich, daß mir im Pantheon der Geister ein Denkmal gewiß ist, und darauf soll wenig von mir, aber viel von dem Wesen zu lesen sein, das ich nicht bloß am innigsten geliebt, sondern auch am meisten verehrt habe. Ich sollte dies in einem Brief an Dich nicht aussprechen, ich will es aber, und Du mußt es mir verzeihen!

. . . Das tiefste Bedürfnis meiner Natur ist, zu verehren und zu bewundern; die Stunden, die ich bei dem herrlichen Alten[1] zubringe, sind voll andächtiger Wollust, man genießt und wird zugleich aufgelöst, aber nur, um was Besseres zu werden. Denn der letzte Eindruck der Kunst ist immer ein tief-sittlicher, ein maßgebietender und klärender; nur dann ist er es nicht, wenn sie es darauf anlegt, denn dann (ich meine, wenn sie die Elemente nicht in ihrer Gärung hinzustellen wagt und uns, statt der tobenden See, die sie mit ihrem Öl besänftigen soll, nur prahlerisch ihr Öl selbst vorzeigt) erstickt sie das Leben im Keim und verfährt, wie etwa eine unkluge Polizei verfahren würde, die die Embryonen würgte, um den Räubern und Mördern, die darunter sein könnten, den Eingang in die bürgerliche Gesellschaft zu ver-

schließen, oder, noch besser, wie ein feiger Duellant, der dem Gegner vor Beginn des Kampfs ein Opiat beibringt und ihm nun im schlaftrunkenen, ohnmächtigen Zustand auf den Leib rückt . . .

. . . Ehe ich es vergesse: Ihr werdet mein Märchen doch nicht schon in Wamms und Hosen stecken? Das wünsche ich nicht. Ich muß ihn wiedersehen, wie ich ihn verlassen habe. Die Hosen löschen das Poetische aus. Laß ihn ja sein Röckchen behalten. Mir gegenüber sitzt oft ein blondes Kind am Fenster. Jedesmal, wenn ich es erblicke, rufe ich den Segen Gottes auf das unsrige herab.

[1] Thorwaldsen.

. . . Die Schachtel und ihr Inhalt haben mir so viele 23. März 1843.
Freude gemacht, als unter den Umständen, worin ich sie erhielt, nur irgend möglich war. Wäre sie an meinem Geburtstag eingelaufen, so würde ich wie ein Kind gejubelt haben. Aber sie blieb aus, Dein Brief blieb aus und die fürchterlichsten Gedanken stellten sich bei mir ein. Ich dachte, und mit Recht: wenn sie dir zu deinem Geburtstag nicht einmal ein paar Zeilen schickt, muß was vorgefallen sein! Nie in meinem Leben habe ich eine Angst erlitten, wie die vier Tage Freitag, Sonnabend, Sonntag und Montag . . .

. . . Krank zu sein in der Fremde ist eine harte Prüfung. 26. März 1843.
Welche Tage und Nächte! Mein Arzt ist wieder hier gewesen, er hat mir Tropfen verordnet, aber ich kann sie nicht nehmen, denn sie greifen mir den Magen fürchterlich an und ich bekomme Fieber danach. Ich bin auf seinen Rat zweimal in die freie Luft geführt worden, gestern und vorgestern; Herr Möller[1] führte oder vielmehr schleppte mich. Es hat mir nicht geschadet, aber auch nicht genützt. Keine Nacht Schlaf! Schmerz in den geschwollenen Füßen! Immer Schwitzen! Keine Wäsche! Heute zum Beispiel gehe ich ohne Hemd und es ist nicht das erstemal . . .

[1] Peter Ludwig Möller, ein dänischer Dichter, der sich Hebbel verehrend genähert hatte.

4. April 1843. Viktoria! Meine allerteuerste Elise!

Wenig, aber herzlich! Das war die Devise der Tasse, aus der ich den ersten Kaffee bei Dir trank.

Wenig, aber mehr, wie je! Das sei die Devise dieses Briefs. Gott hat mir in seiner Gnade heute ein Pfand für die Zukunft gegeben, das dreißigste Jahr, der neue Lebensabschnitt, beginnt unter den herrlichsten Auspizien. Der Rheumatismus war wirklich, wie ich Dir schrieb, der Wermut, nun haben wir auch den Honig.

Heute nachmittag um 5 Uhr brachte mir der alte herrliche Oehlenschläger einen Brief von Collin an ihn, des Inhalts:

„Seine Majestät, der König, haben Hebbel allergnädigst ein Reisestipendium von 600 Reichstalern jährlich auf zwei Jahre bewilligt!"

Oehlenschläger las mir das Billet mit Tränen in den Augen vor, seine Freude ist so groß, wie die meinige.

Ich habe Gott aus tiefster Seele gedankt und zugleich beschämt die Hände vors Gesicht gehalten.

Der einzige Schmerz, der sich in diese Freude mischt, ist, daß ich Dir die Nachricht nicht über die Nordsee zurufen kann. Was möglich ist, soll wenigstens geschehen, dieser Brief geht gleich morgen zur Post . . .

. . . Tu auf Dein Herz und laß den lieben Gott einziehen, beleidige ihn nicht durch übertriebene Sorge um mich, sei fest überzeugt, daß es mir — obgleich langsam, langsam, wie die Östreicher marschieren — von Tage zu Tage besser gehen wird, freue Dich, aber mäßige Dich den ersten Augenblick und verlange kein Mitgefühl von Menschen, die, wenn sie von Geld hören, gleich zu rechnen anfangen. Ich bin so heiter, so still-vergnügt, wie ein Kind, sei Du es auch! Auf Deinen Brief freue ich mich sehr!

Tagebuch 4. April 1843. Heute ist ein großer, wichtiger Wendepunkt meines Lebens, denn ich weiß jetzt mit Bestimmtheit, wenn auch noch nicht offiziell, daß der König mir auf zwei Jahre ein Reisestipendium von 600 Reichstalern jährlich ausgesetzt hat,

und — sollte mans begreifen? — ich wäre fast zu Bett gegangen, ohne diesen großen, entscheidenden Tag auch nur mit einer Silbe in meinem Tagebuch anzuzeichnen. Nun, ewiger Vater über den Wolken, der du den ohnmächtigen Hader des blöden Kranken nicht angesehen, sondern mir in Gnaden die Brücke zur Zukunft gebaut und mir ein schönes Pfand des Gelingens gegeben hast, ich fühle die Größe deiner Gnade und die Schwere der Pflichten, die sie mir auflegt, und ich werde redlich ringen und streben. Der alte herrliche Oehlenschläger brachte mir mit Tränen in den Augen die Nachricht — ihm bin ich unter den Menschen den meisten Dank schuldig! Könnt ich es doch dir, teuerste Elise, aus meiner Krankenstube über den Ozean zurufen! Möchte ein Traum dir es ins Ohr flüstern und deiner Seele zugleich ein Zeichen der Beglaubigung geben, daß du ihn auch noch am Tage festhieltest! Ich bin doch so matt, daß das Schreiben mich angreift!

An Elise

Meine teuerste Elise! Meinen innigsten Dank für die schöne Leibwäsche, die Du mir gesendet hast. Ich beklage das ohne Zweifel bedeutende Porto, aber die Hemden und die warme wollene Hose kommen mir trefflich zustatten . . . 18. April 1843.

. . . Zwei sorgenfreie Jahre habe ich vor mir, es gilt, diese auf die rechte Weise zu nützen. Dem Genuß werde ich mich nicht überlassen dürfen, im Winkel auf dem Lotterbett wird die schöne Zeit bald verträumt und das Erwachen ist Verzweiflung. Ich muß frisch in die Welt hinaus und mir tausend Dinge erwerben, die mir fehlen. Oehlenschläger meint, wenn ich nur wirklich reiste, so würde ich sehr leicht auch noch ein drittes Jahr die 600 Reichstaler erhalten; das sei ihm, das sei auch anderen gelungen. Später erlangte ich dann bei erhöhter Ausbildung und Erweiterung meiner Kenntnisse gewiß auch in Kiel oder Kopenhagen eine Professur, denn die dänische Regierung läßt keinen wieder fallen, mit dem sie sich befaßt hat, so wie ein Gärtner den Baum, den er einmal begossen hat, auch zum zweitenmal begießt. Freilich

kommt es darauf an, den König und die einflußreichen Herren in guter Stimmung zu erhalten.

Ich habe nun viele Pläne, denke an Paris und Italien. Das besprechen wir mündlich. Daß ich an einen langen Aufenthalt in Hamburg nicht denken darf, wirst Du selbst finden. Ich befrage nicht mein Herz und meine Neigung, sondern meinen Verstand . . .

. . . Ich könnte nun so fröhlich, so glücklich sein, aber dieser Teufel von Rheumatismus läßt mich nicht von der Kette los. Alles, was ich über meine Abreise von hier geschrieben habe, ist daher unbestimmt und drückt bloß meine Wünsche aus. Denn was soll ich armer invalider Mensch machen; das Herz zieht mich fort, aber die elenden Glieder halten mich zurück. Wirklich, es hält schwer, geduldig zu bleiben. Es sind nun bald neun Wochen. Vom Ausgehen sollte es besser werden, aber weit entfernt, die greulichsten Schmerzen kehren zurück, sobald ich die Füße gebraucht habe . . .

Tagebuch Mai 1843. Den 27. April, abends 6 Uhr, reiste ich mit dem Dampfschiff Christian VIII. von Kopenhagen ab. Die Sonne vergoldete die Stadt, die mir ewig teuer sein wird. Wir hatten die herrlichste Reise von der Welt. Das Schiff schwamm dahin, wie auf einem Spiegel, auch keine Spur von Seekrankheit. Am nächsten Morgen um halb 11 Uhr schon in Kiel, wo mich die wärmste Luft begrüßte, die ich wie Medizin einatmete; blühende Bäume. Abends nach 9 Uhr in Hamburg; Elise auf der Post.

Den Sommer verbrachte Hebbel noch in Hamburg, von Vorkehrungen für die Reise und Elisens heißem Wunsch, die Gegenwart des Geliebten nicht so bald zu verlieren, und ihn womöglich zum Bleiben zu veranlassen, zurückgehalten. Im September erst reiste er nach Paris ab.

Tagebuch Hamburg 29. Aug. 1843. Gestern sah ich Emma Schröder wieder. Nicht ohne Wehmut, denn dieses Mädchen, das ausgezeichnetste, das ich kennen lernte, neigte sich mir vor Jahren in Liebe entgegen,

und wenn sich nicht nichtswürdige Dinge zwischen sie und mich gestellt hätten, so würde ich das höchste Glück der Erde auch einmal gekostet haben, und das hätte mein Leben vielleicht in der innersten Wurzel wieder aufgefrischt. Das sollte nicht sein; der Neid eines alten Weibes wußte uns auseinanderzubringen, ja, er wußte noch mehr zu tun, er wußte ihr Bild in meiner Seele zu verdunkeln, indem er ihr Reden über mich und Elise in den Mund legte, die sich mit einem edlen jungfräulichen Gemüt nicht vertrugen. Sie hat sich gestern gegen Elise ausgesprochen, alles ist Lüge und Verleumdung, und mir tut es unendlich wohl, daß ich nun doch wenigstens ihr Bild gerettet habe. Eine Erscheinung von wunderbarem Liebreiz, dämmernd wie der Sternenhimmel in einer duftigen Nacht!

Bildung ist ein durchaus relativer Begriff. Gebildet ist jeder, der das hat, was er für seinen Lebenskreis braucht. Was darüber, das ist vom Übel. August 1843.

Sept. 1843.

Nicht darf der Staub noch klagen,
der glühend und bewußt
die ganze Welt getragen
in eigner enger Brust;
worin ich mich versenke,
das wird mit mir zu eins,
ich bin, wenn ich ihn denke,
wie Gott, der Quell des Seins.

Paris

14. September 1843 bis
26. September 1844.

Über Havre und Rouen reiste er nach **Paris** und zog zunächst auf den törichten Rat eines Bekannten in den Vorort **St. Germain en Laye**, wo er mehrere Wochen, von der so dürstend ersehnten Großstadt abgeschnitten, in müßiger Einsamkeit und Langeweile verlebte. Kaum war er im Oktober nach Paris übergesiedelt, als ihm Elise schrieb, sein Sohn Max sei an einer Gehirnentzündung gestorben. Hebbel steigerte seinen furchtbaren Schmerz durch grausame Selbstanklagen, indessen Elise, für alle Trostversuche des Freundes unzugänglich, sich in stets erneuerten Qualen verzehrte, denn sie fühlte sich um den Inhalt ihres Lebens, um das einzige Gut, das ihr durch den Mann, der ihre Liebe nicht erwidern konnte, wahrhaft zuteil geworden war, betrogen. „Ich bin nicht besser," so lautet eine Aufzeichnung von ihrer Hand, „als so viele zärtliche Mütter, die ihr liebes Kind geben müssen, aber sie stehen nicht so allein wie ich — an mein Kind wollt ich mich ketten mit grenzenloser Liebe, er sollte es fühlen, würde es fühlen und dafür mich lieben und darum auch gut werden und bleiben, er sollte ein festes Band werden, so dacht ich — andere Mütter haben Kinder, bekommen eines wieder und mit ihm ist Freude da — ich mit meinem eine neue Schande, neue Qualen und Wirren." Sie erwartete nämlich wieder ein Kind, Hebbel hieß es willkommen und suchte die Angst der schwer Geprüften zu verscheuchen. Der zweite Sohn wurde im Mai 1844 geboren und erhielt den Namen **Ernst**.

Die in den ersten Schmerzen um den Tod seines Max an Elise gerichtete Aufforderung, sie solle sofort nach Paris kommen, nahm Hebbel nach einiger Überlegung zurück, denn sein Geld hätte nicht im entferntesten ausgereicht, sie beide zu ernähren, mußte er doch selber eine so ärmliche Wirtschaft führen wie nur je zuvor. Noch unter dem Eindruck der Todeskunde vollendete er sein in Kopenhagen begonnenes und in Hamburg fortgesetztes bürgerliches Trauerspiel „**Maria Magdalena**".

In Paris lernte er Heinrich **Heine** kennen. Wenn sich die beiden Männer gemäß ihrer allzugroßen Verschiedenheit auch nicht näher traten, so war ihre Begegnung doch ein gegenseitiges Grüßen zweier bedeutender Geister, die sich erkannten. Ferner verkehrte Hebbel mit Arnold **Ruge**, dem Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher", und mit Dr. Felix **Bamberg**, der ihm ein treuer Freund

wurde und der später seine Tagebücher und seinen Briefwechsel herausgegeben hat. Von Paris aus bemühte er sich endlich auch bei der Universität in Erlangen erfolgreich um seine Promotion, konnte aber wegen seines augenblicklichen Geldmangels das Doktordiplom erst zwei Jahre später einlösen.

Trotz aller inneren und äußeren Nöte und Wirrnisse war sein französischer Aufenthalt in mancher Beziehung eine glücklichere Zeit. Das große Treiben der Weltstadt mit rauschendem Verkehr und bunten Volksfesten, der rasche Wechsel von Eindrücken in Straßen und Museen, ein historischer Boden — dessen bedurfte sein rasch und gewaltig arbeitender Geist und seine mächtige und nie zu sättigende Phantasie zu ihrer vollen Elastizität.

„Götter, ich fordere nicht viel! Ich will die Muschel bewohnen, aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ozean rollt.“

An Elise

. . . Nun standen wir auf einmal vor der Notre Dame de Paris. Ein wahrhaft mittelalterliches Gebäude, schwarz, finster, schnörkelhaft, das ungefähr wie eine Krähe aussieht, die sich verspätet hat und die mit blinden Augen in den rings umher aufgeblühten Mai hineinstiert. Nicht weit davon ist der in der Geschichte der Revolution so berühmte Justizpalast, den Robespierre zu Gefängnissen einrichten ließ. Jetzt werden die Assisen darin gehalten. Diesen benachbart das Gefängnis, worin Marie Antoinette weinte, bis sie ihre schönen Augen zugleich mit dem Kopf einbüßte. Hierauf kamen wir zur Kirche der heiligen Genoveva. Wir gingen hinein und sahen das Grab der Heiligen, das durfte ich unmöglich versäumen. Nun waren wir am Ziel, wir standen vor dem Pantheon. Welch ein Gebäude! Einen solchen Eindruck hat noch kein Werk der Architektur auf mich gemacht. Es verdient allein eine Reise nach Paris; wenn einer hierher käme, sich unmittelbar nach dem Pantheon fahren ließe, und nachdem er ein Bild von diesem in den Schrein seiner Seele aufgenommen hätte, wieder abreiste, er würde belohnt sein! Von außen treten dem Auge die einfachsten, edelsten Verhältnisse entgegen; Säulen wie Eichen, Wände wie geglättete Felsen. Im Innern ein ungeheures, heiter-stilles Oval; die Kämpfe

6. Okt. 1843.

sind abgetan, die Kraft ist erprobt, hier darf die Größe in ungestörtem Frieden sich selbst genießen. In der Mitte, wo eine Säulengruppe in dem großen Oval ein kleineres abschneidet, sind Tafeln angebracht, auf denen die Namen der in der Julirevolution Gefallenen verzeichnet stehen; oben erblickt man vier Fresken: die Göttinnen des Todes, des Vaterlandes, der Freiheit und des Ruhms, letztere, wie sie Napoleon umarmt. Ganz oben die Apotheose Ludwigs des Sechzehnten, die man glücklicherweise nicht deutlich genug sieht, die also auch nicht stört, was sie sonst bei dem nichtigen Gegenstand leicht könnte. Im Hintergrund steht eine kolossale Statue der Göttin des Ruhms, die die Spitze der Kuppel zieren soll. Nun wurden wir in die Gewölbe hinabgeführt, die, nicht ganz finster und nicht ganz hell, jene Dämmerung, worin man sich die Schatten der Abgeschiedenen immer unwillkürlich denkt, ergreifend vergegenwärtigen. Rechts beim Eintritt ruht Jean Jacques Rousseau, links Voltaire. Dann kommt das Monument des Baumeisters, dem der Platz wohl zu gönnen ist. Hierauf eine Masse untergeordneter militärischer oder Senatoren-Berühmtheiten; Kork auf den Wellen der Zeit. Nun unterbrach der Kastellan die ernste Stimmung, in der ich mich befand, durch — ein Echo, das wir bewundern sollten, dann sollten wir den Rückweg antreten. Ich fragte nach Mirabeuau. „Der ist nicht mehr zu sehen!" Mirabeau nicht mehr zu sehen? Ich erstaunte. Der Kastellan führte uns jetzt an den Ort, wo seine Asche ruht. Der Name war überpinselt, man konnte ihn nicht mehr lesen! Denke Dir! Ich würde den Zeitungen dies Faktum nicht geglaubt haben, aber ich habe es gesehen. Das ist Louis Philipp! Nun bestiegen wir die Kuppel, bis in die höchste Spitze. Eine göttliche Aussicht! Hierauf gingen wir in den Jardin des pantes. Dort sah ich eine Zeder vom Libanon, zwei Giraffen, zwei Elefanten, Kamele, Renntiere, Bären, Löwen, Adler, genug alles, was aus dem Tierreich interessieren kann. Besonders imponierte mir der große Elefant; das ist kein Tier, sondern ein Chaos von vielen Tieren. Jetzt

machten wir uns auf den Rückweg. Unterwegs sah ich noch das Stadthaus, wo Robespierre sich zu erschießen suchte, den Greveplatz, wo die Guillotine gewirtschaftet, den speziellen Ort an der Seine, wo sie gestanden hat. Das war doch wohl genug für einen Tag? Dies war aber auch der erste Tag, den ich wirklich in Paris verlebte. Es ist eine fabelhafte Mannigfaltigkeit . . .

Meine allerteuerste Elise! Gestern mittag, als ich um 1 Uhr sorglos von einem Spaziergang zu Hause kam, fand ich Deinen Brief vor. Ich freute mich, als er so dick war. Wie ward mir zu Mute, als ich ihn öffnete und nur einen Blick hineintat! Es war mir nicht möglich, ich konnte ihn nicht lesen. Ich setzte mich augenblicklich nieder und schrieb Dir im ungeheuersten Schmerz einige Zeilen. Ich wußte nicht, was ich schrieb, ich sah es nicht, vor meinen strömenden Tränen konnte ich meine eigenen Buchstaben nicht sehen. Ich schrieb Dir nichts weiter, als die drei Worte: ich komme, Gott tröste Dich! Ich siegelte das Blatt ein und eilte damit auf die Post. Aber sie war schon geschlossen, ich mußte meinen Brief wieder zurücktragen. Es ist gut, daß Du dies Blatt nicht erhältst. 23 Okt. 1843.

Ich sage Dir nichts davon, welch einen Tag ich verlebt habe. Ich irrte durch die Straßen der Stadt, ich sah die Steine an und freute mich, daß sie stumm sind. Erst spät, um 5 Uhr, hatte ich die Kraft, Deinen Brief zu lesen. Wohl kannst Du denken, daß es nicht in einer Folge geschah. Was ein Vater bei dem Tode seines Sohnes empfinden kann, das habe ich empfunden, das empfinde ich. Ich habe in die Luft gegriffen nach Deiner Hand, aber ich habe nicht das Bewußtsein in mir gehabt, sie zu erfassen, ich fühlte mich allein, schrecklich allein. O mein Max, mein holdes, lächelndes Kind! So bist Du dahin? Eins hast Du nun vor mir voraus: Dir kann kein Sohn sterben! Laß mir nur Deine Mutter! Umschwebe sie, flüstre ihr zu, daß ich sie jetzt nötiger brauche, als Du!

Nein, ich hatte keine Ahnung, nicht die geringste. Nur Sonnabendabend zwischen 8 und 9 Uhr überkam mich auf

einmal eine tiefe Angst, meine Knie fingen an, zu schlottern, es überlief mich kalt. War das die Wirkung Deines Briefes, der sich Paris näherte? Oder war es — ich denke mir das Entsetzlichste, ich mag es nicht schreiben! Wenn Gott einen Funken Erbarmen für mich hat, so muß ich mich täuschen.

Ja, Elise, ich zittre jetzt für Dich. Die übermenschliche Kraft, die Du in und nach der Krankheit aufgeboten hast, die mich selbst in Deinem Brief noch mit Schaudern erfüllt, läßt mich im Geist vor einem Verlust zittern, gegen den selbst dieser verschwindet. Wenn ich noch eine Antwort auf diesen meinen Brief von Dir erhalte, und wenn Du mir schreiben kannst, daß Du gesund bist, so will ich meine Hände falten und sprechen: Gott hat mir meinen höchsten Wunsch gewährt, er ist mir nichts mehr schuldig.

O, erhalte Dich mir! Auf meinen Knien flehe ich Dich an: bekämpfe Deinen Schmerz! Wenn Du es nicht tust, so bereitest Du mir ein Weh, welches das Deinige noch übertrifft. Dies bedenke! Du bist das einzige Band, das mich an das Leben noch fesselt, nicht das Leben hat Wert für mich, nur das Band. Du weißt, wie ich in Kopenhagen litt, als Dein Brief nur drei Tage ausblieb. Danach nimm das Maß für das, was ich jetzt leide. Aber fürchte nicht für meine Gesundheit; die wird dadurch nicht angegriffen, ich werde nur innerlich immer mehr getrübt!

Liebste, Teuerste, Einzige, wie kannst Du Fußbäder nehmen! Es ist ja das höchste Glück, und Du willst es als Unglück begrüßen? Ich würde aufjauchzen, wenn ich — schreckliches Wenn ich! — noch einen Brief von Dir erhalte, und Du mir Deine Ahnung darin bestätigst.

. . . Ich zweifle nicht, daß er an der Gehirnentzündung gestorben ist, suche den Grund aber nicht in äußeren Dingen, sondern in seiner zu rasch vorschreitenden geistigen Entwicklung. Ach, der Grund gilt nun gleich. Sezieren haben sie ihn wollen und haben geglaubt, ich würde es gestatten? Die Hunde! Mit einer Ohrfeige hätte ich auf eine solche Frage geantwortet. Dank, Dank Deiner Mutter, Deinem Vater,

allen, allen! Was mit Geld zu erstatten ist, das erstatte ich. Wenn nur Du mir bleibst, ist mir um die Zukunft nicht bange!

Du hast Dich abgequält, mir sogar meinen Brief zu beantworten. Teuerste! Einzige! Das wenigstens hättest Du Dir ersparen sollen! Um Gottes willen keine Fußbäder mehr! Du bist meine Frau, sobald Du willst. Wer Deinen Brief liest, muß sagen: so schreibt nur das reinste, edelste Wesen! Demjenigen meiner Freunde, den ich am höchsten achte, werde ich einen Blick in das Heiligtum verstatten. Keinem sonst . . .

Mein Max, mein holdes, lächelndes Engelkind mit seinen tiefen blauen Augen, seinen süßen blonden Locken, ist tot. Sonntag, den 22., mittags um 1 Uhr erhielt ich die Nachricht. Da liegt seine kleine Locke vor mir, die ich schon nach Kopenhagen mitnahm und die ich seither — es stehe hier! — noch nie betrachtete; sie ist das einzige, was mir von ihm übrig blieb. O, wenn ich mir das denke, daß dies Kind, das keiner — mich selbst, den Vater, den großen Dichter ausgenommen, es stehe auch hier! — ohne Freude und Entzücken betrachten konnte, so schön, so anmutig war es, daß dies Kind nun verwesen und sich von Würmern fressen lassen muß, so möcht ich selbst ein Wurm werden, um mitzuessen, um als scheusäliges Tier meinen Anteil dahinzunehmen, den ich als Mensch, als Vater verschmähte. Ich könnte diese Locke hinunterschlingen, ich könnte noch Ärgeres tun, ich könnte sie verbrennen, weil ich sie nicht verdiene! O mein Max, umschwebe mich nicht, auch keine Minute, bleibe bei deiner Mutter, tröste sie, lindere ihren Schmerz durch deine geisterhafte Nähe, wenn du es vermagst, nur nicht meinen, nicht meinen! „Ich habe mich versteckt, sucht mich, der wird mich nie wieder finden, der mich nicht genug geliebt hat!" Das ist der Trost, der aus der Ewigkeit zu mir herüberklingt. Ich sehe dich, Kind, süßes aufquellendes Leben, wie du mittags an deinem kleinen Tisch saßest und mir zunicktest und sagtest: ich mag auch Wein! und wartetest, ob ich einen Tropfen für dich übrig ließe. Tagebuch 24. Okt. 1843.

Und das Gesicht, das süße, süße Gesicht! O Gott, o Gott! Du stelltest den Engel vor meine Tür, und er lächelte mich an und sagte: willst du mich? Ich nickte nicht ja, aber er kehrte doch bei mir ein, er dachte: sieh mich nur erst recht an, dann wirst du mich schon behalten, mich nicht wieder lassen wollen. Aber ich hatte selten einen anderen Gedanken, als den: wie soll ich ihn ernähren, und in meiner unmännlichen Verzagtheit war ich stumpf und dumpf gegen das Glück, das sich um mich herum bewegte, das ich nur in die Arme zu schließen brauchte, um einen Schatz für alle Zeiten zu haben. Da rief Gott ihn wieder ab, und er ging doch nicht gern, denn er hatte eine Mutter, die ihm zum Ersatz für den Vater zweimal Mutter war. Nun helfen keine Klagen, keine Schmerzen, keine Tränen! O, es ist wahr, ich zittere vor der Zukunft, ich weiß nicht, woher ich den Bissen Brot nehmen soll, dessen ich bedarf; ich habe eine größere Angst, als der Bettler am Wege, denn ich fürchte das zu werden, was er schon ist. Aber ich hätte mich auf das Ärgste gefaßt machen, ich hätte den Entschluß fassen sollen, das Kind mit Betteln durchzubringen und ihm den Bettelstab, als Erbteil, zu hinterlassen, dann hätt ich meine Pflicht getan, dann braucht ich mich nicht vor jedem Arbeitsmann, der mir im Schweiß seines Angesichts begegnet, zu schämen, dann könnt ich jetzt ruhig sein und sprechen: der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gepriesen! Und wie oft war ich hart, grausam gegen das Kind, wenn es mir in meinen finstern Stimmungen in seiner rührenden unschuldigen Lebenslust entgegentrat! O, daß ich nie geboren wäre! Der Seufzer kommt mir aus tiefster Brust! Und nicht einmal den kleinen Trost hab ich, daß er leicht gestorben ist, daß er seine Seele spielend ausgehaucht hat! Er hat furchtbar gelitten, acht Tage lang, an der Gehirnentzündung, gequält von zwei privilegierten Mördern, deren einer, Doktor Krämer, die Mutter sogar einmal, als sie in Person zu ihm eilt, und er noch nicht mit der Toilette fertig ist, in ihrer Todesangst empörend angefahren hat! Und nun, in meinem tiefen Weh,

in meiner durch kein Bewußtsein erfüllter Pflicht und bewiesener reiner Menschlichkeit gelinderten Verzweiflung muß ich einen noch härteren Schlag fürchten! Was hat Elise ausgehalten! Welch einen Brief hat sie mir geschrieben! So schreibt kein Held! Diese Fassung flößt mir Entsetzen ein! Gott, Gott! Du hättest ihr das Kind lassen sollen, als du sahst, was sie litt, was sie tat, was sie ertrug! Hätte sies durchgebracht, so wollt ich hoffen; kann und wird sies jetzt überwinden? Wenn ein Funke Erbarmens für mich übrig ist, wenn alle Geschöpfe versorgt sind, und es blieb noch ein Rest, so muß ich mich täuschen! Ich bin solange, bis ich wieder einen Brief aus Hamburg erhalte, wie einer, der mit dem Kopf auf dem Block liegt — fünf Tage läuft mein eigner Brief, fünf Tage die Antwort, also zehn solcher Tage stehen mir bevor, und dann werd ich ersehen, ob das Haupt mir abgeschlagen wird oder ob ich es wieder aufrichten darf. Am 2. Oktober starb mein Max; vor vier Jahren starb an demselben Tage mein Freund Rousseau. Du hast recht, Elise, September,[1] Oktober, das sind für mich verhängnisvolle Monate! Erst am 22. Oktober, nachdem er längst zur Erde bestattet war, erfuhr ichs. Ich hatte nicht die geringste Ahnung gehabt, und weil ich erst von St. Germain nach Paris hineinziehen mußte und also die Adresse veränderte, konnte Elise mir nicht eher schreiben. O Gott, fröhlich war ich in der Zeit nicht, aber ich arbeitete doch, ich dichtete an meinem Trauerspiel; ich tat mir vielleicht in demselben Augenblick auf eine gelungene Szene etwas zugute und freute mich, als das Kind mit dem Tode kämpfte. Schrecklich! Ja, ich erinnere mich, den Abend des 1. Oktobers war ich auf einem Ball und sah den Cancan tanzen! Freilich gefiel mir nicht der Tanz, aber doch die Musik! Einmal haben sie dem Kind mein Bild gereicht, da hat das Süße es mit Lebhaftigkeit erfaßt und es an seine heißen Lippen gedrückt und geküßt und wieder geküßt. Ach, alle Liebe der Mutter wohnte in ihm, ich hab es wohl gemerkt. Und auch das hat nicht in der Ferne

[1] Im September war seine Mutter gestorben.

auf mich gewirkt. Nein, Elise, es gibt keine Ahnung. Darf das ein Trost, ein kleiner Trost in meiner Angst um dich sein? O du teures, liebevolles Kind! Könnte ich wenigstens dein Bild in mir hervorrufen! Ich kanns nicht, ich habs nie gekonnt. Allmächtiger Gott, sie! sie! Ginge sie auch dahin, und ich könnte nicht wieder gut machen, was ich an ihr verbrochen habe, könnte ihr nicht wenigstens meinen Namen geben, wenn ich denn nichts anderes zu geben habe, dann wollt ich, der Schmerz um sie sengte mir den Geist bis auf den letzten Gedanken aus dem Gehirn, und ich müßte Gras fressen, wie ein Tier. Die Donner rollen über mir — mir ist, als ob ich schon getroffen bin, indem ich erst getroffen zu werden zittere. Und da geht der Bamberg an mir hin und her und spricht: Fassen Sie sich, bedenken Sie, was Sie sich und der Welt schuldig sind! Mir! Mich in allen Tiefen aufzuwühlen und mich zu zernagen, solange der letzte Zahn noch nicht verstumpft ist. Der Welt! Ein Mensch zu sein, nicht ein solcher, der sich durch das, was man Kraft und Talent nennt, über die einfach-ewigen sittlichen Gesetze hinauszuschrauben sucht, sondern ein solcher, der sich dahin stellt, wo ihm alle Messer mitten durch die Brust schneiden. O, ich bilde mir nicht ein, daß ich durch meinen Schmerz etwas abbüßen kann. Aber ich werde mir auch nie einreden lassen, das Gefühllosigkeit Kraft ist, und daß man Fassung hat, wenn man seine Tränen im Glase auffängt und nachzählt und spricht: es ist genug, nun schone deine Augen, denke daran, daß du blind werden kannst und dann eines Führers bedarfst, der Welt also eine Last aufbürdest, indem sie den Führer hergeben muß. Hör auf!

An Elise

25. Okt. 1843. O Elise, Du hast dies Glück doch wenigstens genossen! Aber ich! Dem die Angst vor der Zukunft die Freude an der Gegenwart fast immer trübt! Denke Dir, wie mich dieser Schlag getroffen hat. Ich sage Dir: Rousseaus Tod war nichts dagegen. Da hast Du das Maß. Später, später über diese

Tage! Jetzt wäre es Mord an Dir, an mir selbst! Herausziehen kann man das Schwert nicht wieder. Warum es umkehren in der Wunde!

O, warum reichen die Gedanken der Menschen so weit und doch nicht weit genug! Warum hinaus über die Stunde und doch nicht in die Ewigkeit hinein! Auf das Leben dieses Kindes habe ich sicherer gerechnet, als auf mein eignes.

Und nun das Zittern, das Bangen um Dich! Mögest Du über den Toten den Lebendigen nicht vergessen! Der Tag, an dem ich wieder einen Brief von Dir erhalte, wird mir der heiligste meines Lebens sein! Daß Du dies jetzt fühltest, daß Du mir schriebest, ohne erst meine Antwort abzuwarten! Doch, es gibt keine Ahnung. Wir wissen es nun! Und in diesem Augenblick ist es ein Trost für mich!

Mach Dir nur, wenn Du diesen Brief empfängst, keine Sorge um mein Physisches. Darin bin ich anders organisiert, wie viele. Bei mir führen Körper und Geist eine getrennte Wirtschaft. Ich kann essen und trinken, ich kann sogar einigermaßen schlafen; aber ich fühle den Schmerz bis zur Vernichtung, ich fühle ihn bis zu dem Punkt, wo er die arme Menschenseele wieder selbst von sich befreit, indem er größer wird, als sie und ihr das Bewußtsein raubt, was sie ist und daß sie ist. Ich folge Doktor Bambergs freundschaftlichen Bemühungen um mich, ich gehe mit ihm in die Galerien und durch die Straßen, aber es ist doch nicht viel anders, als ob man aus Gefälligkeit die Augen schließt, um andere glauben zu machen, daß man schlafe. Dies alles ist eben so natürlich bei mir, als die entgegengesetzte Erscheinung, daß ich in Krankheiten, die bei den meisten alle Geistesfunktionen aufheben, mit einer fast noch größeren Lebhaftigkeit, wie in gesunden Zuständen, Ideen entwickle und darstelle; mein Geist nimmt wenig Notiz vom Leib, mein Leib wenig vom Geist.

Teuerste Elise, bei Dir ist es anders, aber zwinge Dich zum Essen und Trinken, zum Schlafen! Man kanns, man kann sich ins Öde, Dumpfe hineindrängen, wo nicht der innere Mensch aufatmet, aber doch der äußere sich stärkt. Tus um

meinetwillen! Auch ich mach es so! Deinen Brief kann ich nicht ansehen, oder die Tränen springen mir aus den Augen und mein Herz krampft sich, und das ist immer noch süßer, als das wüste Brüten über dem Nichts, aber ebendeshalb habe ich ihn weggeschlossen. Nimm Bücher zur Hand! Stelle die Gegenstände, die Dich zu lebhaft erinnern, beiseite! Und vor allem: gedenke mein, vergiß nicht, daß Du, wenn Du dem Schmerz über das Kind zu sehr nachhängst, mir einen Schmerz bereiten kannst, der alles, was mich sonst treffen könnte, übersteigt. Denn das ist im Leben das Entsetzlichste, daß eben das, was die Quelle unsrer Seligkeit ist, die Quelle einer ewigen Qual werden kann! Und das willst Du mir doch gewiß nicht werden!

O, hätte ich erst wieder einen Brief von Dir! Um mich ängstige Dich nicht! Und am wenigsten dann, wenn Du weißt, daß ich mich um Dich nicht mehr zu ängstigen brauche.

Welchen Entschluß wirst Du fassen? Berücksichtige, auf den Knien beschwöre ich Dich, nichts, als Dich selbst und Deine Gesundheit. Eine Seereise wird kaum möglich sein! Zu Lande? Wenn es irgend geht! Es koste, was es wolle, wir müssen uns aufs schnellste sehen! Nach Berlin? Zerstreuen würde auch das Dich. Oder soll ich nach Hamburg zurückkehren? Nur einen Wink! Ließe es sich einrichten, so wäre es für Dich immer am heilsamsten, nach Paris zu kommen. Nur, noch einmal: bedenke Deine Gesundheit und tu nichts ohne den Rat unserer Freunde. Zur See, ist wohl kaum denkbar; jedenfalls in der ersten Kajüte, der Unterschied ist ohnehin sehr gering, und die Bequemlichkeiten sind bedeutend größer. Kämst Du, so würdest Du vielleicht meine Briefe und den Homer mitbringen können; mehr von Büchern ja nicht. Wir würden uns sogleich verheiraten und uns als Neuverehelichte in den Hamburger Nachrichten empfehlen. Zum Frühjahr gingen wir dann von Paris nach Berlin, woselbst ich meine neue Tragödie — sie ist bis auf zwei Szenen vollendet — zur Darstellung einreichen und, wenn ich in Person anwesend wäre, gewiß auch aufs Theater bringen würde, denn die zwei Szenen werden mir

ja wohl kommen, wenn ich diese Katastrophe überstanden habe . . .

Ach, meine Angst um Dich! Daß ich nicht bei Dir bin! Liebste, Teuerste, schone Dich, schone Dich! Daß ein Gott es Dir in die Seele geflößt haben möge! Daß mein Brief es Dir nicht zuerst zu sagen brauchte!

Lies, nimm meine Bücher, Romane von Scott, Sachen von Hoffmann, aus der Leihbibliothek! Ich bitte Dich dringend darum! Du mußt Dich mit Gewalt zerstreuen, ich weiß wohl, daß Du das entgegengesetzte Bedürfnis fühlst! Und zum drittenmal: bedenke nichts, als Dich und Deine Gesundheit, wenn Du unter meinen Vorschlägen wählst. Verliere ich Dich, so habe ich einen Stachel in der Seele, den die Ewigkeit selbst nicht wieder herauszieht! . . .

Allmächtiger Gott! Wie mir jetzt die Tage verstreichen! Eine namenlose Angst erfüllt mich, ich weiß mich nicht zu lassen! Ein Jahr meines Lebens für einen Brief von Elise! Schon zweimal habe ich ihr geschrieben, kurz hintereinander, damit, wenn der erste Brief zu wirken aufhört, der zweite wieder anfange! Wenn ein Funke von Erbarmen bei Gott für mich vorhanden ist, so werde ich nicht so schrecklich bestraft, alles, was ich liebe, auf einmal zu verlieren. Auf ihren Brief antworten, hieß sprechen nach der Hinrichtung! Ich habe mich möglichst gefaßt, als ich ihr schrieb. O Gott! O Gott! Tagebuch 26. Okt. 1843.

. . . Unser Kind ist schlafen gegangen, ehe es müde war. Ein schlimmeres Schicksal ist es, müde zu sein und nicht schlafen gehen zu dürfen. Ja, mein Max, mein teurer, ewig geliebter Max, wenn mich irgend etwas über das trösten kann, was du jetzt bist, so ist es der Gedanke an das, was ich selber bin. Über dich hat die Sonne geleuchtet, die Früchte der Erde hast du gekostet und am Herzen der besten Mutter bist du entschlafen! Wer hat mehr gehabt und muß nicht sagen: dies Mehr war vom Übel! . . .

3. Nov. 1843. Gestern mittag erhielt ich einen Brief von Elise. Gott sei Dank! Er ist zwar wenig tröstlich, denn noch immer spricht die fürchterliche Aufregung aus ihm; aber es ist doch ein Brief von ihr. Nun will ich ihr Bild wieder über meiner Kommode aufhängen. Ich hatte es abgenommen, weil ich fürchtete, die Menschen, die in meiner Abwesenheit das Zimmer reinigen, könnten es zerbrechen. O Elise, denke an den Schmerz um dein Kind, wie du ihn fühlst, und dann frage dich, ob es an einem Leben, worin solche Schmerzen möglich sind, viel verloren hat! Und doch — das sind Reden!

An Elise

6. Nov. 1843. . . . Es ist eine Wollust, sich selbst zu zerstören, die Wunden, wenn sie sich zu schließen anfangen, wieder aufzureißen und das edelste Lebensblut als Totenopfer dahinströmen zu lassen; ich kenne sie, und habe oft auf diese Weise gefrevelt; bin Gott oft in meinem eigenen Ich als Teufel, dem schaffenden und bindenden Prinzip als vernichtendes und lösendes, entgegengetreten; auch kann der Mensch im ersten Augenblick nicht anders, wenn ihm das Teuerste entrissen ist, weil er sein über Tod und Grab hinausreichendes Liebesbedürfnis nur noch so zu befriedigen vermag. Aber endlich muß man widerstreben, und dies gelingt am ersten, wenn man auf das zurückblickt, was einem noch blieb, und wenn man bedenkt, daß man dies mit zerstört, wenn man sich selbst aufreibt. Sieh, Elise, ich habe Gott auf den Knien gedankt, als ich mit Deinem ersten Brief die Gewißheit dahinnahm, daß er mir Dich gelassen hatte, und ihm meinen Schmerz geopfert; wenn ich Dir etwas bin, so wirst Du es ebenso machen. Und vielleicht führt in diesem Fall für Dich, wie für mich, das Trostlose etwas Tröstliches mit sich, darum will ich Dich auffordern, unsere Lage, meine Zukunft ins Auge zu fassen. Über mir wölbt sich ein Himmel, wie von Backsteinen, den Sonne, Mond und Sterne nicht mit ihren Strahlen durchdringen; ich habe nicht so viele Aussichten, wie der gemeinste Tagelöhner, denn seine Geschicklichkeiten besitze ich nicht, und die meinigen helfen

mir zu nichts; es ist kein Gedanke daran, daß ich, selbst wenn eine solche mir angetragen würde, jemals eine Professur übernehmen könnte; ich habe mich nun geprüft und gefunden, daß ich durchaus unfähig bin, noch irgend etwas zu lernen; mir bleibt also nichts, gar nichts, als mein Dichtertalent, und damit werde ich mir, kein Hund wird zweifeln, die Unsterblichkeit, das heißt einen Platz am Kreuz neben meinen Vorgängern, erobern, aber auch nicht die unscheinbarste bürgerliche Existenz. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachte Dir das Grab unseres Kindes noch einmal und dann frage Dich, ob Du es lieber ruhig unter den Rosen, die meines Freundes edle Hand pflanzte, schlafen, oder als gehetztes Wild, von Pfeilen bedeckt, durch die Reihen der Menschen, die, wenn sie nicht selbst mitschießen, doch wenigstens ruhig oder mit einem: Gott erbarme sich! zuschauen, hinkeuchen sehen möchtest. Wenn seine süßen blonden Locken Dir einfallen, so erinnere Dich, daß er sie sich als Mann in Verzweiflung vielleicht ausgerauft hätte, wenn sie nicht von selbst ausgegangen wären; wenn seine roten Wangen Dir vorschweben, so bedenke, wie bald sie das Leben gebleicht haben würde. Wer kann ohne die tiefste Erschütterung daran denken, daß ihm Ausgang und Eingang so schwer gemacht wurden; spielend hätte es bei einem so kurzen Dasein in die Welt hinein, spielend hinaus hüpfen sollen! Aber, was es auch erlitten hat, die Leiden waren körperlicher Art, sie haben seinem unsterblichen Geist die Flucht aus dem Kerker des Leibes erschwert, aber sie haben ihm selbst keine Wundenmale aufgedrückt. Wer tilgt aus eines Mannes, wer tilgt aus meiner Seele alle die Risse und Blutspuren wieder weg, die sie nun schon seit zwanzig Jahren entstellen! Ich glaube mit Dir, daß Max auch geistig begabt gewesen ist, denn so rasch entfaltet das Leben sich nicht in einem Kinde ohne mächtig treibende Grundkraft; aber um so schlimmer für ihn! Mir hat die Natur viel, sehr viel gegeben; solange die Welt steht, sind mir in meinem Kreise nicht viele gleich, wenige überlegen gewesen; in einem Augenblick, wo ich wünsche, ich wäre der Geringsten einer,

darf ich es sagen; ich spreche davon, wie ich von meinen Hühneraugen sprechen würde. Wozu hilft es mir? Ich will die Erde herausfordern, ob sie einen Unglücklicheren trägt, wie mich; sie soll mich verschlingen, wenn sie mir ihn zeigen kann. Geisteskraft ist das Höchste, ja, aber nur dann, wenn das Niedrigste sich damit vereinigt, das heißt, wenn das Lächeln des Glücks die Gunst der Natur vergoldet, im entgegengesetzten Fall aber verstärkt sie nur das Empfindungsvermögen für die Schläge des Geschicks, und führt zu verdoppeltem Elend. Nun gib dem Kinde alles, was ich habe, und gib ihm mehr dazu; gib ihm aber auch das, worin er, da er mein Sohn und so ganz mein leibliches und geistiges Ebenbild war, mir gewiß auch gleich gewesen wäre, gib ihm meine ungeheure Reizbarkeit und den possierlichen Segen des Glücks, alles nur darum empfangen zu haben, um auch nicht das Geringste damit auszurichten: dann frage Dich, ob nicht eine einzige Stunde, wie Du solche Stunden bei mir kennst, worin er dies so recht bis zur Vernichtung, bis zur innersten Selbstverhöhnung, gefühlt hätte, mehr der Qual enthalten haben würde, als die Krankheit, die ihn in Gottes Arme zurückgeführt hat. Dieses alles kam zusammen, wenn ich mich des Kindes ehemals nur halb freute, denn das ist der Fluch des Mannes, daß er über den Moment hinaussieht und sich den edelsten menschlichen Empfindungen nicht hinzugeben wagt, wenn er nicht weiß, wie er sie in Zukunft durch treue Pflichterfüllung bezahlen soll; aber zweifle nicht, Deinen Schmerz habe ich ganz geteilt; wenn Du mein Tagebuch läsest, Du würdest schauern vor den Bandwürmern, die dieser Sturm aus der Tiefe meiner Seele heraufgewühlt hat; in einem solchen Moment wütet der Mensch, es bleibt ihm keine Wahl, entweder gegen Gott oder gegen sich selbst, und ich biß mit meinen Zähnen in mich selbst hinein. Acht Tage lang habe ich geweint; ich habe meinen Zustand in den Briefen an Dich verhehlt, obgleich es mich erleichtert haben würde, mich auszuschreien, und ich spreche auch jetzt nur davon, damit Du nicht etwa glaubst, daß der nur halb Getroffene Dich auf-

fordert, Deine Wunden zu verbinden und Dich zu fassen. — Mehr kann ich Dir nicht sagen, jetzt muß Deine Brust sich erleichtert fühlen oder die ewige Wahrheit hat ihre Kraft verloren. Lies diesen Brief bis zu dieser Stelle Jahnens vor, und zwar ohne Auslassungen, er ist der einzige, der mich, außer Dir, versteht und den ich bis in mein Innerstes hinabschauen lassen mag, auch hat er es wohl um mich verdient!

Deine Briefe, wie sie einer nach dem anderen bei mir eingetroffen sind, haben mich erfreut, aber sie haben mich nur für den Augenblick beruhigt. Du bist noch furchtbar aufgeregt und aus Deinen Briefen selbst sehe ich, daß Du diese Stimmung eher in Dir unterhältst, als unterdrückst; denn sowie Du nur des Kindes Namen nennst, rufst Du Dir mit Gewalt eine Reihe von Bildern zurück, die Dich nicht zur Ruhe kommen lassen können. Tu es nicht, teuerste Elise, denk an mich, denk an das zarte Leben, das sich in Deinem Schoß entwickelt und zwinge Dich, Deine Gedanken auf andere Gegenstände zu lenken. Man kanns, wenn man will. Glaube mir, auch ich, wenn ich Kinder erblicke, oder wenn ich im Louvre vor einem Gemälde stehe, worauf Kinder abgebildet sind, muß die Augen abwenden, aber ich tu es auch! . . .

. . . Über Nacht sah ich das süße Kind im Traum, ganz wie er war und doch etwas anders. Von seinen Locken gingen Strahlen aus, er war unendlich freundlich, bemühte sich um Dich und suchte Dich zu erheitern, ich stand hinter ihm und drückte ihm Küsse auf sein leuchtendes Köpfchen. O gewiß, mein Max, du bist noch anderswo, als im Grabe, und ob du noch zehn Brüder bekommst, keiner wird mir das werden, was du mir warst und bist! Und weißt Du was, Elise? Nur die Guten sterben früh! Nie ein Böser! . . . 7. Nov. 1843.

Heute war ich in der Bibliothek des Konservatoire und las Mozarts Biographie. Ach, mein Max, wie schmerzlich sollte ich an dich erinnert werden! Da wird von Mozart als Beweis seines tiefen Liebesbedürfnisses erzählt, er habe als Kind jeden Tagebuch Nov. 1843.

Menschen wohl zehnmal des Tags gefragt, ob er ihn auch lieb habe. Das tat mein Kind auch, immer noch höre ich sein: magst mich auch heiden? Das L konnte er noch nicht aussprechen, dafür gebrauchte er das H. O, wie tief hat es mich gerührt! Ich sah ihn, ich hörte ihn!

Die Erde könnte mit lauter Augen, wie mit Perlen, übersät werden, wenn man überzählt, wieviele Augen in ihr schon zu Staub zerfallen sind. Auch deine wunderschönen blauen Augen, mein Kind!

Gestern morgen, nachdem ich kaum aufgestanden war, holte mich ein Bekannter ab, um im großen Saal des Konservatoire der Probe eines Berlioz'schen Konzerts beizuwohnen. Ich hörte, freilich zerhackt und zerstückelt, schöne Musik und wurde durch die dämmernden Lampen, die von ihrem Licht rötlich beglänzten Gesichter der Orchestermitglieder und den im Anfang noch halb finstern Saal in meine Jugend zurückversetzt; sogar der Frost in den Füßen trug das Seinige dazu bei. In meinem Geburtsort wurden in der Adventzeit und an den hohen Festtagen der Christenheit Kirchenmusiken aufgeführt: der Stadtmusikus dirigierte sie; Waldhörner, Hoboen, Posaunen, Pauken ergossen, von den breiten Orgeltönen, die der sehr geschickte Organist in voller Gewalt hervorzulocken verstand, getragen, ihre wunderbaren, fremdartig-feierlichen Klänge durch das dämmernde Oval der Kirche; der Rektor, dessen quäkend-piepige Stimme ich damals als ebenso zur Sache gehörend betrachtete, wie das Schneidende der Violintöne und das Schmelzende der Flöten, sang mit seltsam verzogenem Gesicht eine Arie, und die Chorknaben, die ich so lange beneidete, bis ich selbst ihnen beigesellt wurde, schlossen mit einem Choral. Lampen, die mit der Finsternis zu kämpfen schienen, weil ihre matten Flammen zitterten, verbreiteten ein rötliches Licht, das all den wohlbekannten Gesichtern in meinen Augen etwas Überirdisches verlieh und sie hoch über die anderen Menschen, die sich nach und nach

hustend und räuspernd unter und neben mir einfanden, hinaushob, jede Bewegung, die sie machten, das Taschentuch, das der Organist zog, die Brille, die der Stadtmusikus aufsetzte, vor allem aber die Notenbücher, wenn sie auf die Pulte gelegt wurden, hatten für mich etwas Religiöses; wenn die Knaben miteinander flüsterten, so war es mir, als ob ich sie vor der Himmelstür Scherz treiben sähe, sogar über den die Bälge tretenden Schuster mit dem ungeheuren Mund konnte ich nicht mehr lachen, wenn er so ernsthaft um die Ecke sah, und an den über dem Orgelwerk schwebend abgebildeten Engeln verwunderte es mich ordentlich, daß sie ihre Flügel nicht bewegten. Wenn ich mich jener Empfindungen jetzt erinnere, so muß ich sagen: ich schwamm im Element der Poesie, wo die Dinge nicht sind, was sie scheinen, und nicht scheinen, was sie sind, das Wunder der weltlichen Transsubstantiation vollbrachte sich in meinem Gemüt, und alle Welten flossen durcheinander. Gar abscheulich nüchtern ward mir hinterher zumut, wenn die Lampen ausgelöscht und die Notenpulte weggesetzt wurden, wenn die Musiker sich zurückzogen, wenn ordinäre, verschnupfte Menschen die Orgel füllten und sich mit ihrem Gesangbuch blöckend dahinstellten, wo kurz zuvor Hörner und Hoboen im Lampenschein geheimnisvoll geblinkt und geklungen hatten, wenn dann der kleine pausbäckige Pastor auf die Kanzel stieg und allein das Wort nahm, und wenn noch obendrein Emilie ausblieb, Emilie in ihrem blauen Kleide, in die ich von meinem vierten Jahre an verliebt war!

An Elise

. . . Dein Brief ist so schön, so außerordentlich schön, daß ich Zeile für Zeile küssen möchte, besonders was Du von dem werdenden kleinen Wesen sagst, daß Dir sei, als ob es schon bitten könne. O, hätte ich Worte, lind wie Rosenblätter, an denen der Morgentau hängt, um Deine Seele zu kühlen und zu erfrischen! Wenn ich an Dich denke, an das, was Du erlitten und wie Du es ertragen hast, so möchte auch ich noch wieder hoffen, nicht meinet-, sondern Deinetwegen . . . 21. Nov. 1848.

Tagebuch Nov. 1843. Es gibt nur eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht, wie es aber den Individuen darin ergeht, ist gleichgültig; ein Mensch, der sich in Leid verzehrt und ein Blatt, das vor der Zeit verwelkt, sind vor der höchsten Macht gleichviel, und so wenig dies Blatt, als Blatt, für sein Welken eine Entschädigung erhält oder erhalten kann, so wenig der Mensch für sein Leiden; der Baum hat der Blätter im Überfluß und die Welt der Menschen.

An Elise

5. Dez. 1843. . . . Liebe Elise, was sollte ich dagegen haben, daß Dein Zustand unseren Freunden mitgeteilt werde? — Daß Du so ungebührlich sparst, kann ich durchaus nicht billigen; in Deiner Lage ist sogar manches sonst Überflüssige notwendig, bedenke das doch und versage Dirs nicht, für das nächste Jahr stehts ja noch gut mit uns . . .

. . . über Paris ein andermal, es ist eine herrliche Stadt und selbst im Herbst und Winter ein köstlicher Aufenthalt — so sehr meine Seele verfinstert ist, so trage ich dennoch Früchte für mein ganzes Leben davon . . .

15. Dez. 1843. . . . über Paris habe ich Dir noch wenig gesagt, dafür steht einiges in meinem Tagebuch. Wäre ich im Sommer hergekommen, ich würde einen göttlichen Aufenthalt gehabt haben, aber auch jetzt, troß der großen Verfinsterung meines Gemüts, fühle ich wohl, was es heißt, in dieser Stadt zu leben. Man hat einen elastischen Boden unter sich, der einen nicht bloß trägt, sondern emporschnellt, es ist ganz eigen. Zum Teil kommt es bei mir wohl mit daher, daß ich, dem die Jugend und die beste Jünglingszeit so trist verfloß, daß ich nicht einmal zu träumen wagte, mich innerlich unbewußterweise selbst darüber wundre, nun doch hier zu sein. Es ist bei mir wirklich, wenn ich diese Straßen durchwandre oder in eins dieser weltberühmten Gebäude eintrete, ein zugleich stolzes und demütiges Gefühl, das mich jedesmal erfaßt, und sehr oft rufe ich laut aus: ich freue mich! . . .

. . . Gewöhnlich gehe ich alle Tage eine Stunde, die zwischen 3 und 4, ins Louvre, und die vorzüglichsten Meisterwerke stehen mir jetzt schon so deutlich, wie diese Buchstaben, mit denen ich es Dir schreibe, vor Augen. Es sind Sachen darunter, die nicht gesehen zu haben und aus der Welt gehen zu müssen, ein Unglück ist, um ein tiefes Wort der Alten über den Jupiter des Phidias anzuwenden; o gesegnet ist der Mensch, der mit seinen eignen Sinnen und Organen dem Vortrefflichen gegenübertreten und sich ein Verhältnis dazu begründen darf; er lernt auf diese Weise nicht bloß die Fülle und Tiefe der Welt, sondern auch sich selbst kennen. Segen über den Fürsten, der mir die Mittel dazu gegeben hat! Ich gedenke seiner sehr oft, und jedesmal, wenn ich so recht schwelge in diesen höchsten Genüssen . . .

An Elise habe ich gestern geschrieben; ich hatte schon in der Nacht, wo ich nicht schlafen konnte, einen Brief fertig gemacht, aber ich zerriß ihn wieder, denn nicht bloß die unsichere Handschrift, sondern auch einige Worte, die ich über meine Erkältung hatte fallen lassen, hätten ihr Angst eingejagt, und obgleich ich sonst auch in diesen Dingen die Wahrheit für das Beste halte, so verlangt doch ihr jetziger Zustand eine Ausnahme. Sie ist wieder schwanger; wenn Gott ihr eine glückliche Entbindung schenkt, so mag dies das einzige Mittel sein, sie über den Verlust unseres Sohnes zu beruhigen, und dann will ich das Schicksal preisen, das ihr den Ersatz schon zu einer Zeit zuführte, wo wir den Verlust noch nicht ahnen konnten. Aber ihre erste Entbindung war so außerordentlich schwer, sie litt so über alles Maß, daß ich, wenn ich mich hieran erinnere, mir etwas Entsetzliches als möglich denken muß. Gott sei ihr und mir gnädig! Tagebuch 3. Jan. 1844

An Elise

. . . Eine Ehe ohne alles Fundament! Alle die unumgänglichen Notwendigkeiten, die damit verbunden sind, und, die nächsten zehn Monat abgerechnet, kein Geld und 21. Jan. 1844.

keine Aussichten! Du wirst mich nicht inkonsequent finden, wenn Du diesen Brief mit dem vergleichst, den ich Dir im ersten Schmerz schrieb. Beim Erdbeben faßt man das, was man liebt, bei der Hand und zieht es zu sich heran; aber wenn das Erdbeben überstanden ist, treten die Verhältnisse wieder in ihre Rechte ein und man schaudert, die Reise in eine Wüste anzutreten, wo man fürchten muß, nicht Wasser noch Brot anzutreffen. Denn, wenn man gar nichts hat, so kommt man auch mit dem Einschränken nicht durch, und was das Einschränken selbst betrifft, so steht es damit nach der Verheiratung auch ganz anders, als vor derselben. Elend im Hause und Geringschätzung außer demselben, die nicht ausbleibt, wenn man nicht einigermaßen seinem Stande und seiner Bildungsstufe gemäß leben kann — das ist eine Last, die weder ein Gott, noch ein Mensch erträgt. Unsere Freunde haben hierüber kein Urteil. Sie setzen bei mir, wie bei Dir — und dies ist der wichtigste Punkt! — voraus, was wir nicht haben: bei mir Gelehrsamkeit, bei Dir Geld! Ich weiß viel, sehr viel, aber ich habe es aus mir selbst geschöpft, ich habe es nicht gelernt, ich habe die Resultate, nicht den Weg, wenn ich aber lehren soll, so muß ich gelernt haben. Schütz denkt nun aber: mein Gott, er ist Doktor der Philosophie; er nimmt sein Diplom, geht nach Kiel und eröffnet seine Vorlesungen; bei so viel Geist muß das Erfolg haben, das Wissen setzt er voraus. Nicht meine Schuld ist es, wenn es anders mit mir steht, ebensowenig, als es meine Schuld ist, daß ich kein reicher Mann bin; in meinem zweiundzwanzigsten Jahre war ich schon über die Zeit des Sprachenlernens hinaus, und dieser Mangel steht mir nun allenthalben im Wege. Was Dich betrifft, so sagen sie: mein Gott, sie besitzt ja so viel Kapital, daß sie von den Zinsen leben kann; mögen sie, wenn die Zinsen für beide nicht ausreichen, das Kapital angreifen, das muß ja auf Jahre vorhalten und in der Zeit macht es sich mit seiner Professur. Hier ist denn der Punkt, wo jede Lüge, nicht bloß die von dem Menschen selbst ausgegangene, sondern auch diejenige, der er nur nicht wider-

spricht, sich rächt. Und doch, sollten wir ehemals, als die Leute für gut fanden, bei mir wissenschaftliche und bei Dir irdische Schätze vorauszusetzen, ein Duett anstimmen: Nein! Nein! Wir sind arme Teufel? Das war uns in dieser niederträchtigen Welt, wo der Pöbel jeden auf die Füße tritt, der seinen Gott, den Silberling, nicht in der Tasche beherbergt, nicht zu verlangen. Ob aber nicht jetzt der Moment gekommen ist, wo wir die Börse bloßstellen, damit der Charakter nicht leide? Das überlasse ich Deinem Ermessen. Zunächst hättest Du, nach meiner Meinung, die Sache Deiner Mutter von dieser Seite vorzuführen; es ist diejenige, die auch sie begreifen muß. Janens — danke ihm herzlich in meinem Namen für seinen schönen, teilnahmvollen Brief und sage ihm: für den Inhalt könne er ja nicht, und mir wäre jedes Wort, ob erhebend oder niederschlagend, gleich willkommen! — schreibt mir, die Madame Ruschke habe ihm Deinen Zustand mit diesen Worten eröffnet, „daß, wenn Du auch Kraft gehabt hättest, alles zu überstehen, doch der Spott und Hohn des Pöbels um Dich her Dich töten würde!" Er selbst setzte hinzu: „ich wage ihr nicht zu widersprechen!" Wenn dem so ist, liebe Elise, wenn die Frau nicht etwa denkt, wie tausend andere denken würden: „er muß jetzt heiraten, oder er heiratet nie!", wenn sie Dich nicht durchaus gemißdeutet und mißverstanden hat, so vertraue mir Deinen Gemütszustand offen an, und sei sicher, daß ich, ohne irgend etwas, außer Dir, zu berücksichtigen, kommen und mich verheiraten werde. Ich denke, da Gott uns in Kleinigkeiten, bei Herrn von Cotta und dem Theater[1], nicht beisteht, so wird er seine Gnade zusammenhalten und Dir in der Hauptsache beistehen wollen. Ich denke ferner, daß Du, da Du mit dem Pöbel vom Stadtdeich zusammenzukommen nicht nötig und von keinem anderen etwas zu leiden hast, wenn Du Dich in der neuen Wohnung gleich für verheiratet ausgibst, was Du ja auch wirklich bist, denn es gibt bekanntlich auch Gewissensehen; ich denke, sag ich, daß Du nach meiner Meinung vor Hohn und Spott sicher bist. Ich muß es daher aus Deinem eignen Munde

wissen, ob die Madame Ruschke recht hat; ist es aber der Fall, so ist alles abgemacht. Was dann die Wohnung betrifft, so ist mir jede recht; ich brauche gar kein Separatzimmer, denn ich werde niemand besuchen und also auch niemand bei mir sehen, und mein bißchen Arbeiten kann allenthalben geschehen. Ich bitte Dich aber dringend, diese außerordentlich ernste Frage mit Entschiedenheit zu beantworten und mir, wenn Du etwa sagst, daß die Frau Dich nach sich, und also verkehrt, beurteilt habe, zu schwören, daß Du mir Dein Innerstes nicht verbirgst. Ich fordre dies deswegen, weil ich wohl weiß, daß der Adel Deiner Gesinnung Dich hier zum Ausweichen verleiten können. Ich habe Vertrauen auf Gott und auf die Zukunft, ich halte den entsetzlichsten aller Fälle für durchaus unmöglich, sonst verstände es sich ja von selbst, daß ich mit dem ersten Schiff wieder in Hamburg einträfe. Du schreibst mir in Deinem letzten Brief: „Alles kann ich ertragen, nur nicht die Trennung von Dir, die würde mich töten!" Wie hast Du das verstanden? Du wirst doch nicht zweifeln, daß wir im wahren Sinne des Worts nie getrennt werden können? Oder meintest Du damit meine Abwesenheit? Mehr wüßte ich Dir über diesen wichtigsten aller wichtigen Gegenstände nicht zu sagen.

Mit Johann[2] bin ich im höchsten Grade unzufrieden. Was? Jetzt wiederhergestellt von der Wassersucht? Und Du schreibst ihm noch, wenn die von Dir selbst bezweifelte Krankheit sich verschlimmere, so pp. und schickst ihm Geld? Ein für allemal: jeden Brief uneröffnet zurück! Wir haben nichts, und wir müssen uns nicht schämen, dies einzugestehen. Es wäre Sünde, wenn Du die verfluchten, unverschämten Briefe wieder annähmst. Ich habe es ja im vorigen Jahr schon so gemacht, weil ich mir nur dadurch Ruhe zu verschaffen wußte. . . .

. . . Mit Heine ist schon alles ausgeglichen.[3] Wir begegneten uns in der Dämmerung in der Rue Richelieu und grüßten uns fast zu gleicher Zeit. Er sagte: ich habe an Sie sehr viel gedacht, wohin gehen Sie, gehen Sie mit mir? Ich:

ich habe einen anderen Weg. Er: dann geh ich mit Ihnen. In dem Augenblick aber bekam er etwas in den Hals, das er im Mund gekäut hatte, konnte nicht weitersprechen und mußte sich zu Hause verfügen, lud mich aber natürlich ein, ihn zu besuchen. Ich tats, er erkundigte sich mit großem Interesse nach meinen Arbeiten und hatte, als ich ihm von der Existenz meiner neuen Tragödie sprach, die große Aufmerksamkeit, mich um Mitteilung derselben zu ersuchen; er müsse dazu aber einen Tag abwarten, wo er hell im Kopf sei, weil ihm sonst zuviel in dem Werke entgehen würde; er klagt nämlich über Kopfweh und mag auch wohl sehr damit geplagt sein. Wir verabredeten nun, daß er zu mir schicken solle; das ist noch nicht geschehen, aber er spricht gegen dritte Personen mit der größten Achtung von mir; ich sei einer der ersten Dichter, nicht bloß der Gegenwart, sondern die Deutschland je gehabt habe. Du siehst, ein Genie ist gegen Seinesgleichen immer gerecht, nur die Halb-, Dreiviertel- oder Ganztalente, die ihm zwischen die Beine geraten, zerstampft es. Er hatte gestern zu Bamberg, der ihn um 1 Uhr noch im Bett getroffen, gesagt, er sei nur seines Kopfwehs wegen noch nicht bei mir gewesen; er denkt mir also alle Visiten zu erwidern, und das ist, da er niemand besucht, sondern sich nur besuchen läßt, alles Mögliche. . . .

. . . . Gott wird geben, daß Du Deinen Husten wieder los bist, wenn dieser Brief eintrifft; daß Du nicht essen magst, ängstigt mich. Beste Elise, vor allem: übertreibe Deine Sparsamkeit nicht! Bedenke, daß Du Kräfte brauchst und also welche ansammeln mußt; kauf Dir doch Wein! Wir haben ja noch Geld und bekommen etwas wieder, sobald wir es gebrauchen . . .

[1] Die Berliner Bühne hatte die Aufführung der „Maria Magdalena" wegen der Schwangerschaft der Heldin und Cotta den Verlag sowie die von Hebbel für das Morgenblatt angebotenen Reisebriefe abgelehnt. [2] Hebbels Bruder. [3] Eine kleine Verstimmung zwischen Heine und ihm. Über den ersten Besuch bei Heine schreibt Hebbel: „. . . Es kam nun gleich ein lebhaftes Gespräch zwischen uns in Gang, wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder sich einander zu erkennen geben, und vertieften uns in die Mysterien der Kunst. Mit Heine kann man das Tiefste besprechen, und ich erlebte einmal wieder die Freude einer Unterhaltung, wo man bei dem andern nur anzuticken braucht, wenn man den eigensten Gedanken aus seinem Geist hervortreten lassen will. . . . Daß er

Dichter ist, tiefer, wahrer Dichter, ein solcher, der sich nicht bloß auf gut Glück ins Meer hinunter taucht, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Feen und Nixen wohnt und über ihren Reichtum gebietet, das tritt aus seiner Gestalt wie aus seiner Rede hervor." Heine erklärte, nachdem er „Judith" gelesen, Hebbel für den größten Dichter der jüngeren Generation; er gehöre mit seiner außerordentlichen Gestaltungskraft noch unserer großen Literaturepoche an.

Auf ein errötendes junges Mädchen

das ich im Louvre sah.

30. Jan. 1844.

Ich ließ mein Auge auf dem deinen ruhn,
da ward zur Purpurflamme dein Gesicht;
du warst ein Kind, ein Mädchen bist du nun,
so weigre auch die Mädchenfrucht mir nicht.

Dein Mund ist reif jetzt für den ersten Kuß,
er gleicht der Herzenskirsche, die zersprang
vor aller Feuersäfte letztem Schuß
und nun verspritzt, was sie so heiß durchdrang.

Ich hab ein Recht auf ihn, ich hab in dir
die Glut, die ihn gezeitigt hat, geweckt,
drum raub ich ihn mit kecker Lippe mir,
wie Vögel Beeren, die kein Laub mehr deckt.

Vielleicht vollendet dieser Kuß mein Glück,
du wirst durch ihn dir deiner ganz bewußt,
und wie du Mädchen wardst vor meinem Blick,
so wirst du auch noch Weib an meiner Brust!

An Elise

24. März 1844.

. . . Glaube mir, Elise, der Schmerz um ein geliebtes Kind, das der Tod entrückte, ist nicht der größte, er reduziert sich doch zuletzt, wenn man ihn in seine Bestandteile zersetzt, auf den Egoismus, daß man ein Leben, das dem Weltganzen angehört und das aus diesem nicht verschwinden kann, apart für sich allein haben will. Aber in sich selbst hineinstarren und sich selbst als Ruine niederbrennen sehen müssen, das will etwas sagen, denn so lange ich dieser spezielle Mensch bin und in dieser speziellen Haut stecke, lebe ich nur, wenn ich mich entwickle, wenn das aber nicht geschieht, wenn alles in mir mit einer eisernen Faust zusammengedrückt wird, ist

mein Leben nur noch ein langes, langes Sterben, und dieser Todeskampf, diese innere Wut, wenn so einzelne Blüten, schlamm- und schmutzbedeckt, wieder auftauchen, dieser Trotz, dieses Versinken in die greulichsten Untiefen der Sinnlichkeit, um den Zustand nur einmal zu vergessen, ist noch bittrer, wie der leibliche, wenn das Band zerreißt, das die Elemente zusammenhielt und nun Feuer, Wasser, Luft und Erde miteinander hadern. Ich bin ja kein Narr, der sich in innere Lücke durch ein Wenn — So — ausflickt, ich habe die Beweise meiner Kraft, denn keine Kraft geht zugrunde, was zugrunde geht, ist eben nur die Ohnmacht, gegeben und gebe sie täglich, aber die Früchte sind bitter, ich selbst schmecke den steinernen Boden, auf dem der Baum wuchs, das naßkalte Wetter und so weiter heraus, und ich fürchte sehr, dies bringt mich auch noch um das letzte Resultat meines jämmerlichen Daseins: um eine gesunde und wahrhaft bedeutende Poesie. Das Weltverachtungswesen, so sehr es sich aufspreizt, ist gar nichts und hat nicht mehr Wahrheit und Bedeutung, als eine Fieberraserei, mag man es nun bei Lord Byron, bei mir, oder wo sonst finden; O, Au und Ach ist keine Musik . . .

An Regierungsrat Rousseau in Ansbach

. . . Die menschlichen Individuen, und also auch die Dichter, sind verschieden; es hat Dichter gegeben, die sich in ein Lerchennest hätten verkriechen mögen, ich gehöre nicht zu denen. Ich habe Organe für die Welt und bedarf der Welt; ich wäre, das weiß ich gewiß, bei einer freundlicheren Jugend ein ganz anderer geworden, und da sich die Grundfäden der Genesis nun einmal nicht mehr abändern lassen, so habe ich wenigstens für einen möglichst bunten und mannigfaltigen Einschlag zu sorgen, damit sich nicht alles in Nacht und Nebel verliere. Darum ist es nach so vielem Unglück das erste wahre Glück für mich und mein Talent, daß ich reisen darf, denn wenn ich mich auch niemals zu einer sogenannten heiteren Ansicht des Lebens, die auch meistens nur aus der oberflächlichen Auffassung desselben hervorgeht, erheben werde, so ist es April 1844.

doch etwas ganz anderes, ob man bloß die allgemein-menschlichen Schmerzen, die selbst das Auge des Apolls vom Belvedere trüben, oder ob man sie zugleich mit seinem speziellen Jammer sich herumschleppt, und dessen wird man los und ledig, wenn man aus sich selbst heraus- und in die Welt hineingerissen wird . . .

An Elise

2. April 1844. Besäße ich Fausts Zaubermantel, so würde ich jetzt zu Dir eilen und Dich auf einmal aus der Hamburger Eis- und Schneeluft in den Pariser Frühling entrücken. Wundern würdest Du Dich, wenn Du säßest, wo ich jetzt sitze, in meinem Zimmer nämlich, Du würdest auf den Balkon heraustreten, Dir das ungeheure Häusermeer, von der juliwarmen Morgensonne in bleiches Gold gefaßt, betrachten und ausrufen: ich hätt es für unmöglich gehalten. Es ist auch fast unmöglich, aber es ist wirklich. In Venedig liegt noch jetzt der Schnee, in Neapel und Sizilien sind, den Zeitungen zufolge, noch ganz in der letzten Zeit Menschen verhungert, weil sie wegen der durch den strengen Winter unpassabel gemachten Wege die mildtätigen Klöster nicht erreichen konnten, und hier blühen die Bäume! Seit vorgestern ist der volle Frühling da; ein einziger Regenguß, und alles ist grün. Die Fische haben ihre Köpfe aus den Wellen empor, die Mädchen stecken sie aus den Fenstern heraus, die Glücklichen sind noch einmal so glücklich, die Unglücklichen nur halb so unglücklich, wie zuvor . . .

12. April 1844. . . . Jetzt bleibt denn wohl kaum etwas anderes übrig, als hierzubleiben, die Nachricht über die glückliche Ankunft des lieben Maikindes, das ich im Geist schon küsse, abzuwarten und dann die Schritte weiterzulenken . . .

. . . Dein Brief, meine teuerste, edelste Elise, ist da, wo Du Dich über Dein Inneres aussprichst, wieder so himmlisch-schön, daß er mich beim Wiederlesen bis zu Tränen rührt. Ja, gewiß verdienst Du die Gnade der höchsten Macht, und, ob Du Dir es auch nicht selbst sagen kannst, mehr noch durch das,

was Du bist, als durch das, was Du erlitten hast. Ich bin auch ganz fest überzeugt, daß sie Dir nicht fehlen wird, es wird diesmal viel besser gehen, denn Bewegung ist in einem solchen Fall von unberechenbar wohltätigen Folgen, gesund und kräftig bist Du, und das zweitemal hat vor dem erstenmal, wenn dieses nicht in die erste Blütenzeit fällt, immer viel voraus . . .

Beste Elise, Du hättest meine Briefe ganz mißverstanden, wenn Du glauben könntest, daß Du Deinen Schmerz und Deine Wehmut um Dein Kind nicht gegen mich ausströmen dürftest. O, tu es viel lieber, als daß Du alles in Dich verschließest! Ich sehe, jetzt ist die Periode eingetreten, wo Du so weit gefaßt bist, als man überhaupt gefaßt werden kann, es ist nicht das verzweiflungsvolle Aufwühlen mehr, es ist die Klage, und die wird nie verstummen. Glaubst Du, ich hätte meinen Max vergessen? O Gott! Ich werfe nur immer einen Schleier über seinen Schatten, wenn er vor mir aufsteigt, denn dies kann der Mensch, aber den Schatten hervorrufen, und dann gelassen bleiben, das kann er nicht! . . .

Heute, am Himmelfahrtstag, erhalte ich zwei Briefe, einen aus Berlin und einen aus Hamburg von Elise. Jener benachrichtigt mich, daß mein neues Stück von der Intendanz abgelehnt worden ist; das Schreiben der Intendantur, lithographiert, also so gut an die Herren Töpfer, Friedrich und so weiter, als an mich gerichtet, belehrt mich, daß die Vorzüge meiner Arbeit nicht verkannt worden sind; ein Brief der Crelinger[1] gibt mir die Versicherung, daß sie mich in allen und jeden Fällen mit der ganzen Energie ihres Willens unterstützen will, diejenigen natürlich ausgenommen, wo mir ihre Unterstützung von Nutzen sein könnte. Elise, in Erwartung ihrer nahen Krisis, schreibt mir Dinge, die mir das Herz zerreißen und umkehren; wie es nach ihrem Tode verhalten werden soll, wohin sie meine Bücher, meine Papiere getan hat, und so weiter. Edelste Seele, hast du nicht gefühlt, daß deine Liebe, die noch über ein Extrem hinaus, das, wenn es

Tagebuch 16. Mai 1844.

einträte, mir alles gleichgültig machte, für mich sorgen wollte, dies nicht aussprechen konnte, ohne mir bis ins Innerste wehe zu tun? Nein, nein, dies wird nicht geschehen, oder wenn — mein Gott, wie erbärmlich ist der Mensch, daß er noch eine Wahl hat!

[1] Schauspielerin.

22. Mai 1844. Gestern bei Regenwetter bis 4 Uhr nachmittags zu Hause. Als ich ausging, fand ich unten bei dem Concierge zwei Briefe vor, die vielleicht schon lange dagelegen hatten. Sie waren von der Madame Ruschke und meinem alten vortrefflichen Schütze und brachten mir die Nachricht, die ich noch nicht erwarten durfte, der ich aber mit der höchsten Angst entgegenharrte. Elise ist glücklich und leicht von einem kleinen Sohn mit großen Augen und schwarzen Haaren entbunden; sie befindet sich wohl und kann selbst stillen! Da mir das Leben ein so großes Geschenk gemacht hat, so will ich dem Tod denn nun auch entschieden den Rücken wenden. Dem Himmel sei Dank! Noch hatte ich nur im allgemeinen, nicht im besonderen gefürchtet, und die Marterzeit der Erwartung ist vorüber, bevor sie noch recht anfing! Nun will ich ausgehen und den Mont Martre, den ich so deutlich von meinem Zimmer aus sehe, ohne ihn noch bestiegen zu haben, aufsuchen und besteigen.

An Elise

26. Mai 1844. . . . Willkommen sei das Kind, und doppelt willkommen der Knabe! Und dreifach preise ich mich glücklich, daß ich die Freudenbotschaft diesmal nicht erst durch Angst und marternde Erwartung habe erkaufen dürfen! Ich erwartete sie erst gegen Ende des Monats . . .

Ich war diese fünf Tage hindurch, denn am 21. trafen die Briefe ein, so heiter, so in mir selbst vergnügt, daß ich eigentlich gar nicht daran dachte, meiner Freude Worte zu geben. Ich sah Dich immer mit Deinem kleinen Schwarzhaar liegen, ich sah, wie Du ihn selig betrachtetest, ich konnte mir denken, daß Du sein Gesichtchen sorgfältiger, wie ein Antiquar eine

bei Herkulaneum aufgegrabene Münze, studieren würdest, um irgend eine Ähnlichkeit mit mir aufzufinden. Daß er mir nicht gleicht, ist mir so ziemlich einerlei, aber daß er auch Dir nicht gleicht, ist mir nicht ganz recht. Will er uns beschämen, und uns zeigen, daß wir alle beide nicht nach der rechten Maske gegriffen haben, als wir das Welttheater betraten? . . .

Der Madame Ruschke habe ich heute geschrieben. Es ist buchstäblich wahr, daß ich aus ihrem und Schützes Brief zugleich die Nachricht entnommen habe. Es war also keiner von beiden überflüssig, und wenn die Botschaft selbst mich glücklich machte und mein Herz von seiner schwersten Last befreite, so rührte mich die Teilnahme, womit meine Freunde sie mir mitteilten, bis zu Tränen. Leider mußte ich mein Gefühl ganz in mich verschließen, da ich hier niemand habe, gegen den ich es hätte aussprechen können.

. . . Küsse mir den kleinen Bengel, bis er prustet und sage: das tut dein Vater! . . .

An Charlotte Rousseau in Ansbach

. . . Ich trenne mich mehr und mehr von meiner allerdings finstern Vergangenheit los; ich überzeuge mich mehr und mehr von dem hohen und einzigen Wert des Lebens und von der Kraft des Menschen, seine Befriedigung darin zu finden, und Sie wissen, wenn die Wunden geheilt sind, so rühmt man sich der Narben, leugnet aber freilich dabei, daß man sich im Schmerz jemals ungeduldig gebärdet habe. Ich will nicht prahlen, ich will noch weniger die Färbung eines Moments für die des ganzen Lebens geben, und ich will also gleich hinzufügen, daß meine größere Ruhe nicht daher rührt, weil ich nun die fürchterlichsten Rätsel, die das Dasein aufgibt, besser zu lösen weiß, wie früher, sondern nur daher, weil ich jetzt besser verstehe, sie mir aus dem Sinn zu schlagen . . . 14. Juni 1844.

An Elise

. . . Neuilly liegt sehr schön und besonders die große Brücke gewährt einen imposanten Anblick. Ich wandte mich, 7. Aug. 1844.

als ich sie passiert hatte, von der Straße ab und ging links an die Seine hinunter, um sie von unten zu betrachten. Ich setzte mich auf ein sich am Fluß hinziehendes hölzernes Geländer und genoß an dem heißen Sonntagnachmittag, der mich aber an dem gewählten Platz gar nicht inkommodierte, einmal die so seltene reine Freude am Dasein; Furcht und Angst, sonst so lebendig in meiner Seele, waren eingeschlafen, Begierden, ungeduldige Wünsche, die jene gewöhnlich ablösen, waren noch nicht aufgewacht, die süße Ermattung meines ganzen Wesens hielt sie zurück, und mich bewegte nichts, als der stille Gedanke, daß mich nichts bewegte. Weiße Schmetterlinge spielten um mich herum, gelbliche Blumen wiegten sich im Winde, auf dem grünen Fluß schossen Boote, von raschen Ruderern gelenkt und von Herren und Damen angefüllt, vorüber, über die Brücke spazierte oder eilte, was von Paris kam oder nach Paris wollte, ein Fabrikschornstein blies seine dicke, schwarze Rauchwolke, dem Wind entgegen, in die Luft hinaus und schloß den Prospekt. Hinter mir eine Häuserreihe mit Gärten, die sich unschuldig hervordrängten, vor mir am anderen Ufer der Seine ein waldähnlicher Park mit seinem bald helleren, bald dunkleren Laub, alles fromm und idyllisch, bis auf die famosen Anschlagszettel des Doktors Charles Albert, der sich „geheimen Kranken" empfiehlt und dessen rote Annoncen mit ihren ellenlangen Buchstaben man nicht bloß in Paris und der Umgegend, sondern schon in Rouen, ja sogar in Havre, antrifft. Ich blieb lange sitzen, dann ging ich an den Gärten vorbei und lauschte hinein. Brennende Blumen nickten mir zu, aber die Gitter, die mich am Eintritt verhinderten, machten es mir unmöglich, sie zu pflücken, doch ich tröstete mich, denn es geht mit allen Blumen so, sogar mit den inneren, auch diese sieht man lange vorher, ehe man sie zum Kranz widmen kann.

An Charlotte Rousseau in Ansbach

17. Aug. 1844. Wenn ich bedenke, wie viel Güte und Liebe Sie und Ihre ganze verehrte Familie einem Menschen, den Sie gar

nicht kennen und der Ihnen zu seinem großen Schmerz auch gar nichts sein kann, da ihn wenigstens bis jetzt die Verhältnisse nicht so weit begünstigt haben, Ihnen auch nur die allergeringste Gefälligkeit erzeigen zu können, schon erwiesen haben und nicht aufhören, zu erweisen, so erfaßt mich tiefe Rührung, und ich sehe hierin einen Ersatz für manches, was mir nicht ganz mit Recht auferlegt worden ist und fortwährend auferlegt wird . . .

An Dr. med. Krämer in Hamburg

Beifolgend, Herr Doktor Krämer, erhalten Sie den Betrag Ihrer Arztrechnung mit 20 Talern. Sie haben mir, obgleich ich mich, wie allgemein und aus den Zeitungen bekannt ist, im Auslande befinde, diese Rechnung mit beleidigender Ängstlichkeit in Zeit von fünf Monaten zweimal gesandt. Ich will Ihrer Ängstlichkeit den Namen, den sie verdient, nicht geben, aber ich will Ihnen bemerklich machen, daß man sie nur dem notorischen Bettler, kaum dem wissenschaftlichen Handwerker, verzeiht. Tagebuch 8. Mai 1844.

Ich würde Ihrer Ängstlichkeit begegnet sein, wenn ich nicht den Wunsch und die Hoffnung gehegt hätte, von Paris vor meiner Weiterreise nach Rom auf vier Wochen nach Deutschland zurückzukehren und dann bei persönlicher Bezahlung dieser Kleinigkeit noch einen ganz anderen Punkt zwischen Ihnen und mir berichtigen zu können. Aber Verhältnisse, deren Modifikation nicht von mir abhängt, scheinen mir die Realisierung dieses sehr dringenden Wunsches nicht gestatten zu wollen, und da ich, wenn ich die immer noch zweifelhafte Entscheidung abwarten wollte, in den Fall kommen könnte, von Ihnen noch eine dritte Rechnung zu erhalten, so muß ich mich in dieser Angelegenheit schriftlich äußern, die ich mündlich, Stirn gegen Stirn, mit Ihnen zu erörtern angemessener fände.

Als mein armes Kind in Todeskämpfen lag, und die Mutter, die zu Ihnen, dem von Gott und Gewissen, ja von dem Staat, verpflichteten und verantwortlichen zweiten Arzt

dieses Kindes geschickt hatte, ohne daß Sie gekommen waren, sich in ihrer Verzweiflung selbst aufraffte und Sie, in Ihre Tür tretend, mit den Worten: Herr Doktor, mein Kind stirbt! zur Beschleunigung Ihres Besuches antrieb, haben Sie, nicht im Anziehen, sondern im Toilettemachen unterbrochen, sich unterstanden, mit dem Fuß zu strampfen und sie anzufahren. Das ist ein Benehmen, das sich in einer solchen Situation gegen eine Mutter, die in Angst um ihr Kind vergeht, kein Mann, er sei, wer er wolle, gestatten wird, wenn er noch einen Rest von Menschlichkeit in seiner Brust verspürt; es ist ein Benehmen, das die öffentliche Meinung sogar dem nur aus Not als Ersatzmann herbeigerufenen und sich selbst als bloßen Handwerker betrachtenden fremden Arzt, der in einem Sterbenden nur den aus der Welt gehenden Kunden eines Kollegen, der ihm nichts zu verdienen gab, erblickt, nicht ohne Verdikt hingehen lassen würde; es ist ein Benehmen, das Sie sich gegen meine Frau, die es darum nicht weniger ist, weil ich bis jetzt in der nicht bloß von der Gesellschaft, sondern bis auf einen gewissen Grad auch von der Kirche sanktionierten Form der Gewissensehe mit ihr lebe, nicht erlaubt haben sollen, ohne dafür die gebührende Strafe, zunächst durch das mündliche Bekanntmachen in einem engeren, und dann durch ein ganz anderes im weiteren und weitesten Kreise zu empfangen, wenn Sie sich nicht noch jetzt bequemen, meiner Frau schriftlich Abbitte zu tun.

Einer meiner Freunde wird Ihnen diesen Brief, den er gelesen hat, persönlich und unversiegelt überreichen, damit er später, wenn ich in den Fall komme, von der zurückbehaltenen Abschrift Gebrauch zu machen, bezeugen kann, daß Sie ihn richtig empfangen haben. Ergebenst Dr. Fr. H.

Tagebuch 26. Sept. 1844. Morgens früh vorm Einpacken. Zweiundzwanzig Jahre auf einem Fleck im Dithmarschen und jetzt doch im Begriff, nach Rom zu gehen! Es ist wie ein Traum! Ich fuhr mit diesem Gedanken aus dem Schlaf auf, sprang aus dem Bett und kleidete mich an. Heute nachmittag um fünfe reise ich.

Es war ein paar Tage Regenwetter, aber jetzt scheint die Sonne wieder so freundlich, als wollte sie mir die Stadt, die ich verlassen muß, noch einmal im glänzendsten Licht zeigen, damit ich sie nicht vergesse. Das ist unnötig, Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünsche bleiben. Lebe wohl, du schöne, herrliche Stadt, die mich so gastfreundlich aufnahm! Empfange meinen wärmsten Segen! Blühe länger, als alle Städte der Welt zusammengenommen!

Sommerbild

31. Aug. 1844.

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
sie war, als ob sie bluten könne, rot;
da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
so weit im Leben ist zu nah am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
nur leise strich ein weißer Schmetterling;
doch ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
bewegte, sie empfand es und verging!

Ein Diarium

Geführt auf einer Reise von Paris nach Rom im Herbst 1844.

Es ist drei Uhr nachts, ich sitze in Chalons auf dem Dampfschiff, das um fünf Uhr nach Lyon abgehen wird, es regnet so stark, daß der Fall der Tropfen aufs Verdeck sich unten hörbar macht, hier im Saale schlafen einige auf Bänken, nur eine spärlich brennende Lampe gibt mir Licht, von ihr hängt es ab, ob ich meine Reisenotizen bloß anfangen oder zu Ende bringen soll.

Vorgestern nachmittags um fünf Uhr verließ ich Paris, Felix Bamberg, mein Freund und Gefährte, dem ich bei meiner anfangs so dürftigen Kenntnis der französischen Sprache Unendliches zu verdanken habe, begleitete mich auf die Messagerie. Ich kam eben zur rechten Zeit und wurde zum Einsteigen so gedrängt, daß mir kaum zum Abschiednehmen eine schmale Frist blieb; als der Wagen sich in Bewegung setzte, ward mir noch schnell von einem der Arbeitsleute ein Billett und ein sonderbar gesiegeltes Paket überreicht. Es war Bambergs Hand, ich öffnete das Billett und fand ein paar sehr schöne Verse, die in Verbindung mit unsern ernstesten Gesprächen standen; sie lauteten:

> Der Klaue, wenn sie das Lebendge faßt,
> nimmt selbst der Flügel halb nur ab die Last,
> drum, wenn sich schwer Geschaffnes auf dich legt,
> denk an den Adler, der die Beute trägt!

Das Paket enthielt eine prächtige Adlerfeder; ich erinnerte mich, daß ich einmal, mit Bamberg durch die Rue de la Paix spazieren gehend, und eine solche Feder an einem Fenster neben andern Sachen ausgestellt erblickend, sagte: die wünschte ich mir, um — und seine Aufmerksamkeit rührte mich tief. Ich dankte dem Freunde noch mit einer Handbewegung, dann verlor ich ihm aus dem Gesicht, und der

Wagen rasselte mit einer Eile, die erwünschter sein mag, wenn man der Hauptstadt der Welt entgegenfährt, als wenn man sie verläßt, durch die Straßen dahin. — Die Lampe wollte eben erlöschen und ich zu schreiben aufhören, da kam ein Garçon herein und stachelte sie mit einer Nadel wieder auf; er hatte ein so verdrießliches Gesicht, als ob er schon seit drei Jahren an Leibschmerz litte, aber es sei ihm verziehen, denn ihm verdanke ichs, daß ich fortsehen kann und mich nicht schlaflos auf einer Bank niederstrecken muß. Paris zeigte sich mir noch einmal in seinem höchsten Glanz, auf einige Regentage, die die Wege staublos gemacht hatten, war ein wunderschöner Sonntag gefolgt, es war, als ob die Sonne ihr Gold gespart hätte, um es beim Abschied verschwenden zu können. Die Boulevards, das Palais Royal, das ich am Morgen noch einmal besuchte, die Kais, die Buden, die öffentlichen Gebäude, an denen der Wagen vorüberkam, sie alle hätten als Weihnachtsgeschenke auf den Tisch gesetzt werden können, so glitzerten und funkelten sie. Mir war, als sähe ich sie zum ersten und nicht zum letzten Male; ich hatte mich von ihnen schon losgetrennt, und nun übten sie wieder den Zauberreiz des ersten Eindrucks auf mich aus. Der Jardin des Plantes mit seinen vielen Spaziergängen und der Pont d'Austerlitz, der mich einst zur Julisäule und zu dem riesigen Elefanten geführt hatte, den Napoleon in grandioser Ironie als ein Symbol des die Bastille zerstörenden Volks in Erz gießen lassen wollte, waren die letzten großen Projekte, auf denen mein Auge ruhte.

Bisher bin ich aus Irrtum in der zweiten Kajüte gewesen, ich ging zufällig hinauf, und als ich oben auf dem Verdeck ankam, bemerkte ich einen jungen Geistlichen, ein weißes Kreuz auf der Brust, das trotz der Finsternis gegen den schwarzen Talar deutlich abstach. Er stand da, als ob er das Lamm sei, das alle Sünden der sich Einschiffenden tragen solle, gesenkten Hauptes, aber mit in die Höhe gedrängten Schultern, die ein für allemal entschlossen zu sein schienen, nicht zu erliegen. Ich betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, er wandte

sich und stieg eine Treppe hinab, ich folgte ihm und machte die Entdeckung, daß es hier eine erste Kajüte gibt. Schnell ließ ich meine Sachen hinüberschaffen und schreibe nun bei besserer Beleuchtung in einem stattlicheren Salon fort. Die Situation ist pikant, um mich herum sitzen Herren und Damen auf Bänken und Stühlen, einige plaudern, andre halten sich die Ohren zu und versuchen einzuschlafen, auf dem runden Tisch, an dem ich schreibe, steht ein Licht, mir vis-a-vis befindet sich ein alter Abbé und liest in seinem Brevier. Er läßt sich so wenig durch mich, als durch andre stören, beantwortet aber jedes comment vous portez vous mit dem üblichen très bien, merci, und liest dann wieder fort, bald leise bald laut. Es ist, als ob er auf der Himmelfahrt begriffen wäre und nur deshalb nicht anlangt, weil seine Freunde und Bekannten ihn durch ihre Glückwünsche, die zu wohlgemeint sind, als daß er sie zurückweisen dürfte, daran verhindern. Neben ihm sitzt noch ein zweiter Geistlicher, ein echtes Pfaffengesicht, spitze Nase, scharfe Augen, die sich der Brille, unter der sie hervorblitzen, wohl nur bedienen, um sich unter ihr zu verstecken, breiter, sinnlicher Mund. Dieser beobachtet mich unablässig; er würde, wenn der heilige Geist sich herabließe, ihn in seiner Divinationsgabe zu unterstützen, gewiß lieber das Blatt, das ich hier beschreibe, zum Gegenstand seiner Forschung machen, als einen dunklen Bibelspruch. Es ist Tag geworden, erst blauschwarze Dämmerung, dann ein Morgen ohne Sonne, es regnet fort, alles bleibt in der Kajüte, und so schön die Ufer der Saone auch sein mögen, ich muß, wenn ich nicht durchnäßt werden will, dasselbe tun. Man wird doch ein andrer auf Reisen! Ehemals scheute ich mich, aus Furcht vor Ostentation, in Anwesenheit fremder Menschen auch nur eine einzige Notiz zu Papier zu bringen; jetzt fasse ich in einer Gesellschaft, die mir kaum ein Eckchen am Tisch frei läßt, ein ganzes Reisetagebuch ab, und finde mich durch die mit Verwunderung auf mir haftenden Blicke meiner Umgebung so wenig gestört, als ob alle diese neugierigen Augen Schwalben, Spatzen und Tauben angehörten. Und das ist

gut, denn der alte Goethe hat recht: Zustände gehen unwiederbringlich verloren, wenn man sie nicht zu fixieren sucht, solange sie noch frisch sind. Es hat sich hier, während ich diese Bemerkung niederschrieb, eine Gruppe gebildet, die ich durchaus zeichnen muß, ehe sie sich wieder verändert. Die beiden Geistlichen sitzen noch immer am alten Platz, der eine hat zu lesen aufgehört, dafür haben aber beide zu beten angefangen, und ihnen vis-a-vis an der entgegengesetzten Kajütenwand haben sich ein paar junge Herren placiert, die neue Romane in der Hand halten. Der ältere der beiden Priester schlägt von Zeit zu Zeit die Augen auf und blinzelt, um zu sehen, welchen Eindruck seine sichtbare Frömmigkeit auf die beiden Weltkinder macht; dann gähnen sie ihn jedesmal an, er sollte sich dadurch eigentlich nicht beleidigt fühlen, denn es kann ja ebensogut ihrer Lektüre gelten, wie ihm, dennoch verdrießt es ihn. Sein Kollege nimmt von der Umgebung nicht die mindeste Notiz, er zwingt mich jedoch, die Frage aufzuwerfen, ob man andächtig sein Gebet verrichten und dennoch Mühe haben kann, das Gähnen zu unterdrücken. Es geht ihm selbst nämlich so; während sein Mund sich bewegt wie eine Mühle, auf der ein Menschengeist zu lauter Paternostern vermahlen wird, deuten gewisse in die Quere laufende und nur leise aufzuckende Muskelbewegungen auf unwidersprechliche Weise an, daß er gähnen könnte, wenn er nicht beten müßte.

Ich habe das Verdeck bestiegen, das Wetter wechselt beständig zwischen naß und trocken, und es ist eben jetzt leidlich. Als ich hinaufstieg, wunderte ich mich nicht wenig, ein seltsames Gebäude, das ich erst eine Minute nachher für eine Brücke erkannte, über uns wegsegeln zu sehen. Die Sache verhielt sich aber so, daß der bewegliche Schornstein unsers Schiffes niedergelassen worden war, um das Durchpassieren möglich zu machen; es sah aus, wie eine Höflichkeitsbezeugung des Rauchfangs vor der Brücke und wiederholte sich noch oft. Jetzt schwimmt ein Floß an uns vorbei, auf dem sich nur ein einziger Mensch befindet; dieser steht auf einem der über

das Wasser emporragenden Balken, auf einem andern ist ein Feuer angemacht, und über dem Feuer, an einem Staken befestigt, hängt ein Kochtopf: ein vortreffliches niederländisches Bild! Die Ufer der Saone sind bis jetzt nicht schön und können es auch bei Sonnenschein nicht sein. Auf der rechten Seite ziehen sich leise anschwellende Berge hin, hier sieht man viel Wein; auf der linken erblickt man eine flache Ebene, und auf dieser viel Gebüsch und Gestrüpp, in der Ferne zeigt sich dünner Wald. Jene deuten auf Fruchtbarkeit, diese auf das Gegenteil; dort hat die Natur das Gesicht, das eine gute Hausmutter bei festlichen Gelegenheiten zu machen pflegt, hier die Miene, womit sie am folgenden Tage, um den Aufwand wieder einzubringen, die Reste auffetzt. Eben legen wir bei Macon an, es ist schon die zweite Stadt, die wir passierten, und unser Schornstein verneigt sich abermals ehrfurchtsvoll vor der Brücke, damit sie ihm nicht das Genick breche. Während die Passagiere aus- und einsteigen, nähert sich eine alte Frau mit Weintrauben, der Restaurateur des Dampfschiffes will ihr den ganzen Korb voll auf einmal abkaufen, ich komme ihm aber zuvor und bitte mir für zwei Sous aus. Sie reichte mir in einer Art von Schaufel eine solche Portion, daß ich glaube, sie hat mich mißverstanden, es ist aber alles in Ordnung, und ich habe ein Frühstück, wie man es nicht billiger und auch nicht köstlicher haben kann. Die Trauben sind gar zu schön, einzelne Beeren so groß wie Kirschen; man freut sich ebensosehr, sie zu sehen, wie sie zu essen. Dabei erinnere ich mich lebhaft der ersten Weinbeere — denn mit Beeren fing ich an, an eine ganze Traube war in meinem von Bacchus verfluchten Vaterlande nicht zu denken —, die ich in meiner Kindheit gegessen habe. Ich zitterte vor Wonne, wie mir die Beere geboten ward, und dennoch zögerte ich, zuzugreifen; die Weintraube hatte ihrer Seltenheit wegen einen fast heiligen Reiz für mich, aber es war eine unglückliche, eine unreine Hand, die mir den Erstling reichte, die Hand eines jungen Frauenzimmers, deren Gesicht durch eine scheußliche Krankheit entstellt war, und

während meine Gefährten, weniger ekel, mit ihrem Anteil fröhlich davonsprangen, schwankte ich, ob ich die Gabe nehmen sollte oder nicht. Zuletzt siegte die Begierde, ich wusch die Beere jedoch, bevor ich sie genoß, sorgfältig im Wasser ab und tat dadurch auch meinem Widerwillen genug.

Es ist eine neue Gesellschaft an Bord gekommen, drei Nonnen in schwarzen Roben, mit weißen Flügelhauben, auf der Brust ein messingenes Kreuz, an der Seite mächtige Rosenkränze, sie setzten sich mir gerade gegenüber, zwei sind ältlich, obgleich nicht alt, die dritte ist jung, und gerade die trägt eine Brille. Mit französischen Nonnen habe ich ein noch größeres Mitleid wie mit andern, sie können sich nicht so leicht resignieren, wie die deutschen, und sich nicht so glühend enthusiasmieren, wie die spanischen, sie müssen den härtesten Kampf mit dem Fleisch bestehen und werden dafür doch nicht mit einem Heiligentraum belohnt. Wie oft habe ich sie beklagt, wenn ich sie in Paris im Tuileriengarten oder wohl gar auf den Boulevards erblickt! — Jetzt scheint die Sonne schon seit einer Stunde ohne Unterbrechung, und die Ufer des Flusses werden reizender; die Berge, die wir anfangs zur Seite hatten, liegen hinter uns, und links und rechts erblickt man Dörfer und kleine Städte; eine Menge Brücken, von denen man in Deutschland gewiß manche gespart hätte, führen herüber und hinüber.

Jetzt, ein Uhr mittags, sind die Ansichten, welche die Saone darbietet, in Wahrheit wirklich lieblich schön; sie tragen den Charakter des Neckartals und erinnern besonders an Heidelberg. Das Dampfschiff geht lustig, Wind und Wetter begünstigen uns ausnehmend, ich werde heute abend um sechs Uhr in Lyon, ich kann, wenn ich morgen in der Frühe wieder abreise, nachmittags in Marseille sein. Das geht rascher, als ich gedacht habe, auch mein Französisch fließt ganz leidlich, zum eigentlichen Konversieren im deutschen Sinne wäre ich ohnehin nicht aufgelegt, denn ich habe innerlich genug zu verarbeiten und kenne gar keinen süßeren Zustand als denjenigen, in dem man eine Menge von Gedanken

und Empfindungen nur halb durchdenkt und durchführt, weil sie zu schnell hintereinander kommen, und das Oberflächliche kann ich sehr gut traktieren. Auf dem Schiff befindet sich ein junger französischer Student, der mir freundlich auf meine Fragen über die Städte und Örter, an denen wir vorbeisegeln, Auskunft gibt; er wird im nächsten Jahr nach Heidelberg gehen, um Deutsch zu lernen, und fragt mich mit Naivität, ob das wirklich so schwer sei, wie man ihm überall sage. Ich gab ihm den Rat, er möge, bevor er mit der Sprache beginne, sich in irgend etwas Deutsches verlieben, in die Literatur, die Geschichte oder ein schönes Mädchen, dann werde es schon gehen.

Wir trafen schon um zwei Uhr in Lyon ein; die Gegend wird immer schöner; Villen, die mehr oder minder stolz von den Bergen herabschauen, kündigen die zweite Hauptstadt Frankreichs an, und bei einer plötzlichen Biegung des Flusses tritt sie selbst hervor. Der Augenblick des Ausschiffens ist immer ein widerwärtiger: Dies Passen aufs Gepäck, das man sich nun einmal nicht stehlen lassen darf, weil man sichs ja gleich wieder anschaffen müßte, dies Kämpfen mit der Unverschämtheit der Träger, dies Suchen nach einem Lokal in einem Moment, wo man die neuen Gegenstände so gern ruhig auf sich wirken lassen möchte, alles dies verwischt den goldenen Duft der Frische, der so unendlich reizend ist, bevor er noch genossen wurde, und erzeugt eine ärgerliche Stimmung.

Lyon liegt ungefähr wie Heidelberg, nur mit dem Unterschiede, daß alles, was es Heidelberg ähnlich macht, sich großartiger zeigt; es ist an der einen Seite ganz, an der andern eine Stunde lang von Bergrücken eingeschlossen; die Rhone fließt mitten durch die Stadt und hat ein äußerst prächtiges Aussehen, imposante Brücken führen über den breiten Fluß, und links und rechts ziehen sich nach Art der Pariser Boulevards Spaziergänge hinunter, die mit Alleen bepflanzt sind. Man sieht es der Stadt an, daß die Kaufleute sie gebaut haben, die Häuser sind alle massiv und von schwindelerregender Höhe, der Place Louis le Grand mit der Statue dieses von den

Franzosen naiverweise so hoch gestellten Königs ist imposant, und besonders hier tritt die Ähnlichkeit mit Heidelberg hervor, denn ungefähr wie in Heidelberg das Schloß auf den Karlsplatz, blickt hier ein ähnliches, obgleich nicht so mittelalterlich-romantisches Gebäude auf den Platz von einem ernsten Berge herab. Das Hotel de Ville ist ein bedeutendes Gebäude; Heinrich der Vierte mit seinem gutmütigen Gesicht, der seinen Untertanen nur darum in die Töpfe gucken möchte, um sich zu überzeugen, ob sie Sonntags auch wirklich ein Huhn darin haben, nicht aber, um ein gestohlenes Stück Wild noch auf der letzten Station zum Magen zu ertappen, schaut vom Hauptportal, wie in Paris, zu Pferde auf die Ein- und Ausgehenden herunter, und wenn man das Gebäude durchschreitet, gelangt man ans Theater, dessen Fassade man schon vom Hof aus erblickt. Merkwürdig war mir das äußerst schlechte Straßenpflaster, das aus lauter spitzen Steinen besteht, die für das Zerstechen der Stiefel recht eigentlich geschliffen scheinen; man sollte glauben, daß lauter Schuster und Hühneraugenoperateure im Magistrat sitzen. Ich erhielt im Hotel de Provence, dem ersten der Stadt, ein Zimmer, ließ meine Sachen hineinbringen und ging dann aus. An den Boulevards traf ich ein Café, in dem außerordentlich viel Menschen versammelt waren, ich trat ebenfalls ein und fand gleich auf dem ersten Tisch die Allgemeine Zeitung, ein Beweis, daß sich in Lyon, wie in Paris, viele Deutsche aufhalten, die, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, sich durch die alte Großmutter in Augsburg, der die Giftzähne ausgebrochen sind, ihre politische Speise vorkauen zu lassen. Abends ging ich zeitig zu Bett und schlief so fest ein, daß, als der Garçon mich morgens um vier Uhr fürs Dampfschiff weckte, ich wirklich noch im tiefsten Schlafe lag, was mir auf Reisen selten begegnet; aber ich war so ermüdet, daß ich sogar einnickte, als ich im Café saß. Um halb fünf Uhr bestieg ich das Dampfschiff, das nach Avignon fährt. Gestern, beim Aufsuchen des Hotels, machte ich die Bekanntschaft eines Italieners, der mich, wie es mir zum Schaden meiner Börse oft begegnet,

ohne weiteres für einen Engländer genommen hat, denn als ich ihn abends wieder traf, sprach er fortwährend von London und Paris und dem Unterschied, den ich zwischen beiden Städten gefunden haben werde, und heute auf dem Dampfschiff setzt er das Gespräch fort. Ich unterbreche mich auf einen Augenblick, um ein Bild, das sich hier in der zweiten Kajüte zusammengestellt hat, während ich schreibe, abzuzeichnen. Es sitzt mir gegenüber ein junges Ehepaar, ein Offizier mit seiner schwarz verschleierten Frau; sie haben sich zum Schlafen aneinandergelehnt und auf ihrer beider Schoß ruht ein Hund, groß genug, um ein ganzes Dorf zu bewachen, aber so mager, daß es scheint, als ob er nur mit Liebkosungen gefüttert würde; vielleicht ist die Auszeichnung, die er in diesem Augenblicke genießt, sein Diner. Außer dem Italiener, der Schriftsteller ist, wie er mir sagt, und eine Nase hat, wie Michelangelo, nur daß sie dem schmächtigen Männchen mit seinen dünnen Stickbeinen nicht so gut steht, nimmt mich auch noch ein junger Franzose, der nach Korsika reist, für einen Engländer. Er greift Peel an und wundert sich, daß ich ihn nicht verteidige; er fragt mich spitzig, ob England außer seinen parlamentarischen, die er sehr plump finde, noch andre große Redner habe, und erstaunt, daß ich die Frage einfach verneine. Ich lasse mir die Rolle, die man mir ohne Umstände zugeteilt hat, ruhig gefallen, mache aber dabei die sehr schmerzliche Erfahrung, daß jeder, der nicht eben ein Deutscher ist, den Fremden schon durch seine bloße Nationalität imponiert, daß aber der Deutsche dieses historischen Beigewichts entbehrt und bankrott macht, wenn er sich nicht auf persönliche Vorzüge und persönliche Bedeutung berufen kann.

Das Dampfschiff fliegt davon wie eine Nußschale, die ein Knabe in den Fluß warf, wir haben die herrlichste Reise und nähern uns Avignon. Die Berge, die den Fluß lange Zeit eingekeilt hatten, weichen mehr und mehr zurück, alles wird öder, man erblickt viele Ruinen von alten Schlössern, wie in Süddeutschland, die Felsen nehmen seltsame Gestalten an. Der Italiener zeigt mir Savoyen, dessen blaue Gebirge,

mit Schnee bedeckt, herüberschimmern; endlich erblicken wir die „Stadt des Papstes", dem oberen Teil nach, der zuerst ins Auge fällt, auf ein mächtiges Felsenfundament gebaut. Am Ufer, wo wir anlegen, ist eine außerordentliche Menschenmenge versammelt, das deutet aber wohl mehr auf den Sonntag, als auf große Bevölkerung. Ein alter Mann trägt meine Sachen in die Stadt aufs Bureau der Messagerie; ich will sogleich weiter, aber es ist kein Platz mehr, für heute nicht und wahrscheinlich auch nicht für morgen. Schöne Posteinrichtung! Doch in diesem Punkt steht Frankreich überall hinter Deutschland zurück. Ich werde verdrießlich, widerstehe aber nun einem zudringlichen Garçon, der mit seinen Kollegen auf die Reisenden fahndet, nicht länger, sondern lasse mich ins Hotel schleppen. Meine Bekannten vom Dampfschiffe sind glücklicher gewesen, wir dinieren noch zusammen und scheiden auf Nimmerwiedersehen. Nach dem Essen gehe ich, um mir die Stadt zu betrachten; ich komme bald aus dem Tor und finde eine Promenade, die sich am Fluß hinzieht. Sie ist voll von Spaziergängern, man erblickt besonders viele Mädchen, nicht sehr geputzt, aber mit interessanten Gesichtern, italienisch-scharf geschnitten und katholisch zusammengehalten. Um sechs Uhr kehrt alles in die Stadt zurück, ich schließe mich dem Zuge an und sehe mit Verwunderung, daß man nur die eine Promenade mit der andern vertauscht, denn man setzt auf dem Place d'Horloge den Spaziergang fort, obgleich dieser Platz nur klein ist und der schönen Allee vor dem Tore keineswegs vorgezogen zu werden verdient. Der Platz ist von Gebäuden eingeschlossen, ich bemerke die Hauptwache, das Theater, das sich, nicht zu groß und nicht zu klein, recht hübsch und angemessen zeigt, und viele Kaffeehäuser, in denen das Militär zu dominieren scheint. Es wird finster, von den schönen Mädchen verschwinden viele, einzelne schwere Regentropfen fallen, falbblaue Blitze zucken am Himmel auf und verbreiten für eine Sekunde ein gespensterhaftes Licht, das der schwarze Erdspiegel reflektiert. Plötzlich stellt sich ein militärisches Musikkorps zusammen, und meine Verwunderung

ist gelöst. Es werden einige Stücke voll Kraft und Leben gespielt, ich wandle unter all den fremden Menschen auf und nieder, meine Brust hebt sich, meine Füße werden elastisch, und doch beschleicht mich, wenn ein Blitz gen Himmel aufreißt und ein Regenguß darauf folgt, ein ganz eignes Gefühl. Ich bin in Avignon, wo mich keiner von meinen Freunden und Bekannten sucht, ich kann sterben, ich kann begraben werden, und sie würden vielleicht nie oder doch erst sehr spät erfahren, wo?

Dennoch ist dies Gefühl kein katzenjämmerlich-wehmütiges. Die Militärmusik ist vorbei, ich gehe in ein Café, ich glaubte, daß drinnen zum Tanz aufgespielt würde, aber ich habe mich getäuscht. Es wird nur Bier und Kaffee getrunken, und zwei phantastisch herausgeputzte Mädchen mit roten Kleidern und spitzigen Vogelgesichtern, die nebst einem kleinen Kinde vor dem „Orchester" stehen, singen in Pausen einen Chanson, der trotz der gläserdürren Stimmen regelmäßig beklatscht wird. Um acht Uhr begebe ich mich nach Hause, um mich schlafen zu legen, ich erhalte ein Zimmer ohne Fenster angewiesen, wie ich den Garçon darauf aufmerksam mache, öffnet er mit Gleichmut die Tür und zeigt mir die Fenster des Korridors. Am andern Morgen stand ich, vom Sonnenlicht abgesperrt, wie ichs war, erst um neun Uhr auf, ich eilte gleich auf die Messagerie, aber es war richtig kein Platz nach Marseille zu bekommen, doch wurde mir die Möglichkeit in Aussicht gestellt, daß auf dem aus Lyon für Marseille zu erwartenden Wagen noch einer vakant sein könne. Was war zu tun? Ich mußte mich der Notwendigkeit fügen und schweife jetzt denn wieder ohne Zweck und Ziel in der Stadt umher. Die schönen Mädchen, die mich gestern begrüßten, lassen sich heute nicht finden, man muß sie sich spinnend, nähend, Kartoffel schälend, schmutzige Teller spülend vorstellen, die Straßen sind schmal und der hohen Häuser und Gartenmauern wegen dunkel wie Kirchenhallen. Das schickt sich für die geistliche Stadt, das Pflaster ist so schlecht, als ob es für wallfahrende Sünder ersten Ranges angelegt wäre, die ihre Füße

martern sollen, um ihr Gewissen zu erleichtern, dies macht das Spazierengehen hier zur Arbeit. Ich besah mit einem Deutschen, der mich an einem vaterländischen Fluch als Landsmann erkannt hatte, mehrere Kirchen, er suchte ein Kreuz, und das war leicht zu finden, aber es sollte ein in seinem Wegweiser bezeichnetes elfenbeinernes sein, und das konnte er nirgends aufspüren. In der Kathedrale besahen wir das verwitterte Grabmal eines Papstes, dann trennten wir uns, und ich ging allein in das sogenannte Hotel du Pape. Es ist jetzt zu einer Kaserne hergerichtet, die roten Hosen trommeln und pfeifen, wo die schwarzen Röcke einst gelispelt und gewispert haben; dicht neben dem Konklave wird gekocht, und die Kapelle selbst, die diesen stolzen Namen noch immer führt, ist zu einem ungeheuern Schlafzimmer hergerichtet. Eine Beschließerin führte mich mit einem feierlichen Gesicht herum und sprach mir viel von kostbaren Malereien, die nicht mehr zu sehen waren, ich hätte ihr das Trinkgeld in einer Anweisung auf das Fünffrankstück, das ich in Paris einmal verlor, bezahlen sollen. In einem ganz zerstörten Teil des weitläufigen Gebäudes zeigte sie mir die Spuren der Revolution: Gräber und Keller von Abgrundstiefe, in die man Priester und Adlige zu Hunderten hinuntergestürzt habe; es waren an den Wänden noch in der Tat die Blutspuren zu sehen. Ich machte sie auf den seltsamen Wechsel aufmerksam, der mit dem Gebäude vorgegangen sei; sie seufzte und sagte: Die Soldaten sind allerdings schlechte Heilige. Ich erwiderte: Die Heiligen möchten aber doch noch schlechtere Soldaten sein, denn sie sind im Besitz gewesen und haben sich vertreiben lassen! Die Rede schien ihr nicht zu gefallen, denn sie hielt plötzlich inne, streckte die Hand aus und bemerkte mir, jetzt habe sie mir alles gezeigt.

Drei Meilen von hier liegt Vaucluse mit der berühmten Quelle des Petrarca. Die Spuren eines großen Daseins suchte ich gestern auf, denn sie sind für mich nicht bloß magnetisch, sondern auch elektrisch, aber weil ich nicht weiß, ob ich nicht doch noch heut abend einen Platz für Marseille erhalte, darf

ich mich nicht von Avignon entfernen. In einer Straße bemerkte ich vor einem über der Tür eines Hauses in einer Nische angebrachten Madonnenbilde eine der Madonna geopferte Traube; sie war schon welk, das zeigt, daß ein solches Opfer hier vor der Lüsternheit der Schuljugend sicher ist, aber es wird mehr für die Wohlfeilheit der Weintrauben, wie für die Frömmigkeit der Knaben beweisen. Eine dem Place des Armes benachbarte, ungewöhnlich enge Gasse ist ganz mit zerrissener Leinwand überhängt, mit deren Fetzen der Wind spielt, darunter hantieren Schlächter und Krämer. Ein wunderlicher Anblick und eine ganz unsinnige Einrichtung, denn die Leinwand befindet sich in einem Zustande, daß sie so wenig die Sonne als den Regen abzuwehren vermag, sie verschafft den Leuten bloß das Vergnügen, daß sie sich den Himmel als mit Lumpen unterfüttert vorstellen können. Man bemerkt in der Stadt des Papstes viele Steinhauerläden, in welchen Bischofsköpfe mit strengen Mienen und stolzen Mitren feilgeboten werden; alles wird mehr und mehr exklusivkatholisch. Avignon hat Festungswerke, hohe Mauern mit spitz zulaufenden, zinkenartigen Warttürmen ziehen sich rings um die Stadt herum wie ein Stachelgürtel, aber sie werden schlecht unterhalten, aus Ritzen und Spalten schießt das grüne Unkraut lustig hervor, und die Türme sind nicht mit Soldaten besetzt, sondern arme Familien scheinen darin zu wohnen. Wenigstens bemerkte ich dies an einem, von dem oben ein brauner Mädchenkopf heruntersah, während unten vor der Tür eine alte Frau saß, welche einige Hühner, die aus dem düstern Souterrain ans Tageslicht wollten, zurücktrieb. Meine Gänge hatten keinen andern Zweck, als mir die Zeit zu vertreiben, die für mich, der ich an das Pariser Fahrwasser gewöhnt war, in diesem leblosen Ort ihren Faden noch einmal so lang wie gewöhnlich auszuspinnen schien. Endlich war es fünf Uhr, und ich konnte zum Diner gehen. Kaum aber saß ich, als ein Faktor von der Messagerie mir anzeigte, daß die Lyoner Diligence noch einen Platz für mich habe. Rasch sprang ich auf, er sagte mir jedoch, ich könne gern

noch essen; ich verzehrte also noch, was ich bezahlt hatte, trank meinen Wein, steckte mein Dessert zu mir und eilte fort.

In zwei Minuten ging es vorwärts, und nun kehrte das frische Lebensgefühl mir wieder zurück, das mich schon zu verlassen gedroht hatte. Es wurde bald finster, ich kann daher nicht beurteilen, ob der Weg von Avignon bis Marseille wirklich so öde ist, wie er mir auf der Post beschrieben wurde, als ich einige Neigung blicken ließ, ihn zu Fuß zu machen. Was ich am nächsten Morgen sah, die letzte Strecke, entsprach dieser abschreckenden Schilderung durchaus nicht, denn wenn man auch nur wenige Spuren von eigentlicher Fruchtbarkeit entdeckte, wenn die lachenden Weinberge auch ganz verschwunden und kahle Felsen, mit unbekannten Kräutern, namentlich einem breitblättrigen Rohr bewachsen, an ihre Stelle getreten waren, so boten auch diese doch Abwechslung genug dar und ließen keine Ermüdung aufkommen. Die Natur veränderte sich sichtlich und trat in ein neues Stadium. Schon in Avignon hatte ich auf dem Markt allerlei Früchte bemerkt, die ich nicht zu nennen und über deren Gebrauch ich mir nicht Rechenschaft zu geben wußte; neben dem Granatapfel ungeheure Birnen, krumm gezogen und kurzstielig, und andres Obst in gesteigerten Dimensionen und mit erhöhten Farben. Jetzt erblickte ich ganz fremdartige Bäume und Gesträuche, welche mir zudringliche Fragen vorlegten, die ich nicht beantworten konnte, und das ist für mich auf Reisen immer ein höchst wichtiger Moment. Unterwegs in der Nacht wurden uns einmal, während der Wagen eine Minute anhielt, bei dem Flackerlicht einer Laterne gelblichweiße Trauben mit taubeneiergroßen Beeren angeboten; ich kaufte sie und sah später in Marseille ganze Körbe voll davon auf den Straßen stehen. Am Morgen sah ich einmal bei einer plötzlichen Biegung des Weges im hellsten Sonnenschein das Meer vor uns liegen, schwarzblau, wie angelaufener Stahl, in der tiefen, geheimnisvollen Mutterfarbe, aus der sich alle übrigen sanft in leisen Übergängen auszuscheiden suchen; kreideweiße Felsen umgaben es, eine mit kleinen

Häusern und Hütten übersäte Niederung, von der ich nicht begreife, wie sie gegen Sturmfluten gesichert sein kann, lag davor. Aber schnell, wie es aufgetaucht war, verschwand es wieder, mir blieb kaum die Zeit, ihm meinen Gruß zuzurufen. Ganz dicht vor Marseille erblickte ichs zum zweitenmal, ein kleiner hübscher Knabe, der mit seinem Vater neben mir im Coupé saß, jauchzte auf, als er das erste Schiff, das mit vollen Segeln ging, entdeckte, und so naiv der Ausbruch seines Gefühls war, so tief war es begründet, denn das ungeheure Element hat nur dann nichts Erdrückendes mehr für den Menschen, wenn er es bewältigt, wenn er es zum Medium menschlicher Geistestätigkeit herabgesetzt sieht.

Nun fuhren wir in Marseille ein, und ich hatte den letzten Punkt des südlichen Frankreichs erreicht. Marseille hat bei weitem kein so imposantes Ansehen wie Lyon, ich hätte es mir viel größer vorgestellt. Die Häuser sind klein und schmutzig, die Straßen eng, die Hauptpromenade ist zugleich Markt, beim Einfahren bemerkte ich ein schönes, neues Tor mit trefflichen Skulpturen, aber es scheint bloß für die unsichtbar aus- und eingehenden Engel gebaut zu sein, denn Wagen und Fußgänger passieren es nicht, sondern umfahren und umgehen es, da es auf einem bis jetzt freien Platz steht; das sieht denn absonderlich aus. Das Bureau der Messagerie ist am Hafen; ich war auf ein achttägiges Vorankerliegen gefaßt, da ich aus den Zeitungen wußte, daß die Schiffe nach Civitavecchia nur dreimal im Monat gingen, und da ich den Tag der Abfahrt in Avignon gezwungnermaßen versäumt hatte, wie angenehm wurde ich daher überrascht, als ich gleich beim Absteigen erfuhr, daß ich noch denselben Abend abreisen könne. Freilich hatten die Zeitungen recht gehabt, aber das Schiff war nicht abgesegelt, weil zu meinem Glück nicht Passagiere genug vorhanden gewesen waren. Augenblicklich ging ich aufs Schiffsbureau und von dort aufs dänische Konsulat, das durch den Hamburger Konsul mit versehen wird, um das nötige Visum beizeiten einzuholen. Ich traf einen alten Mann, in hechtgraues Tuch gekleidet, mit weißen

Haaren und jenem selbstzufriedenen, gegen die ganze Welt abgeschlossenen echt hamburgischen Gesicht, das sich, da es sich selbst nach dem Brande und den Almosen, die man infolgedessen von der ganzen Welt empfing, nicht verändert hat, wohl nie verändern wird. Ich wurde nicht landsmannschaftlich von ihm behandelt, und es war mir doch merkwürdig, daß der einzige ungefällige, ja plumpe, rohe Mensch, den ich in ganz Frankreich traf, ein Deutscher und dann auch wieder ein Hamburger sein mußte.

In meiner übergroßen Eile hatte ich mir mein Hotel nicht gemerkt, es kostete mir nicht wenig Mühe, es wieder aufzufinden, da ich so wenig das Wahrzeichen als die Straße wußte, es gelang mir jedoch. Nun frühstückte ich und ging dann aus, die Stadt zu besehen. Ich ging durch die Rue de Paradis bis an den Cours Bonaparte, es war Mittag, die Hitze lag wie sichtbar auf den Bergen und brütete ihre Ungeheuer aus: in dem ihrer nicht gewohnten Nordländer den Wahnsinn und in dem Südländer jene Wut der Leidenschaft, die man die vernünftige nennt. Der Cours Bonaparte führte mich langsam aufwärts, einem kastellartigen Gebäude entgegen, um das ich kleine Kapellen und Kreuze in Menge herumgesät sah, und das mit Soldaten besetzt war. Ich wußte nicht, ob das Ersteigen erlaubt sei oder nicht, und grüßte, um ein gutes Vorurteil für mich zu erwecken, auf das andächtigste einige Muttergottesbilder, was ich um so lieber tat, als es an heißen Tagen sehr angenehm ist, von Zeit zu Zeit den Hut abzunehmen. Dabei stieg ich immer höher, erreichte den Gipfel und trat nun, ohne von der Wache gehindert zu werden, in das Gebäude selbst ein. Es ist ein Glockenhaus, die Besuchenden erfahren es aus einer an der Wandglocke angebrachten Aufforderung, für die Notglocke U. L. F. beizusteuern, zugleich dient es zur Wohnung einer Familie, wahrscheinlich des Telegraphenwärters, denn auf der Höhe dieses felsichten Berges thront ein Telegraph. Man hat von hier aus eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer und die Stadt; tiefblau liegt jenes da, zackige Felsen

ziehen sich noch weit hinein, aber endlich verschwinden sie, und das erhabenste Bild der Unendlichkeit wird durch nichts mehr gestört.

Lange genoß ich den köstlichen Anblick und glaubte, obgleich ich nur das Auge badete, den ganzen Körper zu erfrischen, indem ich die Hitze nicht mehr so spürte wie vorher, dann stieg ich wieder herunter und streifte noch in der Stadt umher. Im Hafen sah ich Gondeln, die ersten, die ich jemals erblickte; vor der Börse, die aus Holz ausgeführt ist und einem Bretterverschlage ähnlich sieht, stand ein Trompeter und blies, wie bei uns vor den Buden der Equilibristen geblasen wird; wahrscheinlich war der Schluß nah. Darauf kehrte ich in mein Hotel zurück, um zu dinieren; kaum hatte ich mich im Speisesaal an einen Tisch gesetzt, als eine Familie erschien, die in demselben Gasthof wohnte und, wie mir ein Kellner später vertraute, nach Nizza reiste. Ein Papa, ganz comme il faut, um die Schlecker und Lecker fernzuhalten, ohne zugleich die Schwiegersöhne in spe, die honetten jungen Leute mit ernsthaften Absichten, zu verscheuchen, eine freundliche, gesprächige Mutter und ein sehr holdselig-zartes Wesen von Tochter mit kastanienbraunen Haaren und leuchtenden Augen, das Köpfchen anmutig gesenkt. Das Mädchen kam mir vis-a-vis zu sitzen und schenkte mir so viele Blicke, als wollte sie mich dafür entschädigen, daß ich sie nur einmal und dann niemals wiedersehen sollte.

Nach dem Essen wechselte ich mir Gold ein, und dann gings zu Schiff. Auf dem Verdeck umherwandelnd und, während alles um mich herum arbeitete und die Abfahrt vorbereitete, die letzten Eindrücke in mir zum Brennpunkt sammelnd, sowie das in leisen Umrissen aufdämmernde Kommende ahnungsvoll im voraus genießend, empfand ich jetzt stundenlang eine solche Seligkeit des gesättigten Daseins, wie ich sie noch nie empfunden habe und vielleicht auch nie wieder empfinden werde. Es war fünf Uhr, die Sonne senkte sich ins Meer, es war noch hell, aber nicht mehr heiß, dann nahm auch das Licht ab, und es wurde durch einen wunderbaren

Duft, in dem alle Farben sich aufgelöst zu haben schienen, ersetzt, zuletzt verlor dieser sich in ein tiefes, schönes Rot, das unten am Horizont anschoß und erst sehr spät, als das Schiff den Hafen schon verlassen hatte und in die offene See hinauseilte, verlosch. Ich ging, ohne aufhören zu können, auf und nieder, ich hatte das Gefühl, daß ich den höchsten Augenblick meines Lebens genieße, und daß seine längere oder kürzere Dauer sogar von der durch das Gehen bedingten Rhythmik meines Leibes abhänge, es war ein ganz einziger Zustand, der wohl darin seine Erklärung finden mag, daß ich nur durch eine Art von Wunder zu einer Reise nach Italien, von der ich früher kaum träumen durfte und auch wirklich nicht träumte, gekommen war. Dann Souper, komische Unterhaltung auf dem Verdeck mit englischen Bedienten, die mit ihrer Herrschaft die ganze Welt durchstreift sind und die verschiedenen Länder und Völker auf ihre Weise charakterisierten, und endlich eine ruhige Nacht ohne Anwandlung von Seekrankheit im bequemen Bett.

Das war der erste Oktober, das Schiff heißt Elba, es geht trotz der Anwesenheit englischer Damen schon sehr italienisch darauf zu, die Leute, die unten bei den Maschinen arbeiten, kommen zuweilen splitternackt herauf und ziehen, wenn sie oben verweilen sollen, höchstens Hosen an. Am nächsten Tag erblickte ich vormittags die Küste von Korsika, und nachmittags kamen wir ihr so nah, daß wir in die wilden, schauerlichen Bergschluchten, woraus sie besteht, deutlich hineinschauen konnten. Auch einige Mühlen und an die Felsen angebaute Hütten bemerkte ich; etwas von der Küste entfernt, wie durch einen titanenhaften Vorfahren Napoleons ins Meer hineingeschleudert, liegt ein einzelner Felsblock, auf dem ein halbverfallener Turm steht. Eben jetzt, abends gegen fünf Uhr, wenn ich nach den Vorbereitungen zum Diner schließen darf, fahren wir an der Insel Caprera vorbei, die ganz so aussieht wie Korsika, und die Insel Elba liegt gerade vor uns. Die Gedanken und Empfindungen, womit man diese welthistorischen Punkte erblickt, verstehen sich von selbst, vor

Korsika habe ich den Hut abgezogen, oder vielmehr die mir von Bamberg geschenkte Mütze, die ich der Bequemlichkeit wegen auf dem Schiffe trage.

Eine schönere Reise, wie die meinige, kann nie gemacht sein, der Wind ist fortwährend der günstigste, wir kommen aufs schnellste vorwärts und müssen es nicht mit dem geringsten Unwohlsein bezahlen. Indem ich dies schreibe, erweist ein Engländer seiner Dame auf wunderbare Weise einen Kavalierdienst, er hält ihr, weil sie von der Sonne inkommodiert wird, seine plumpe Bärentatze als Parasol vor, es sieht unbeschreiblich komisch aus. Als wir bei der Insel Elba ankamen, stand hell und klar der Abendstern darüber, der einzige, der noch am Himmel hervorgetreten war; ich wollte einige Bemerkungen in mein Diarium eintragen, fand meine Bleifeder aber nicht mehr, so daß mir von jetzt an das Mittel fehlte, die Eindrücke in ihrer Frische gleich auf dem Papier festzuhalten, nun muß ich hier in Rom denn, wo ich dieses schreibe, aus der Erinnerung nachhelfen, so gut es geht.

Ich hatte wieder eine ruhige, nicht von der leisesten Anwandlung der Seekrankheit gestörte Nacht, was freilich nicht jeder Passagier von sich rühmen konnte, und wie ich kaum erwacht war, stand das Schiff still, und ich hörte, daß wir angekommen seien. Hurtig eilte ich aufs Verdeck, Civitavecchia lag vor mir unter einem reinen, übermäßig blauen, von keiner Wolke getrübten Himmel, der Anblick erinnerte mich, so seltsam das klingen mag, an eine Theaterdekoration aus der Victor Hugoschen Lucrezia Borgia, in der ich zu Paris die Georges gesehen hatte. Wir wurden rasch ans Land gesetzt, und ebenso rasch wurde ich trotz meiner verbotenen Bücher mit der Douane fertig, ein kleines Trinkgeld, unaufgefordert gereicht, erlöste mich von ihr. Nun belegte ich mir für den Mittag einen Platz auf der nach Rom gehenden päpstlichen Diligence, dann ging ich aus und besah das Städtchen. Es ist eng und knapp zwischen das Meer und das gleich hinter diesem emporschwellende Land hineingekeilt und bietet, außer einem neugebauten, unverhältnismäßig groß erscheinenden

Theater, an öffentlichen Gebäuden nichts Merkwürdiges dar. Auf dem Markt war ein reges Treiben, vor allem fiel mir die große Zahl der Geistlichen und Mönche und ihr von dem Wesen ihrer französischen Brüder grell abstechendes Benehmen auf; wenn diese das heilige Haupt bescheiden senkten, hoben jene es keck empor, wenn diese sich eines Bauchansatzes und strotzend-feister Backen schämen, sind jene stolz darauf.

„Pfaffen sah ich in Frankreich und sah in Italien Pfaffen,
jene beugen das Haupt, diese erheben es stolz.
Dort, ach, sind sie verdammt, den Herrn zu tragen, und das ist schwierig, hier trägt sie der Herr, das ist denn sanft und bequem!"

Ich kaufte mir für drei Bajocco eine Weintraube, die so groß war, daß sie aus dem Lande Kanaan zu kommen schien, und daß ich sie ebensogut unter dem Arm wie in der Hand hätte tragen können. Diese verzehrte ich und spazierte dabei, nicht des Schattens, sondern des Spaßes wegen, in einer Art von Miniaturallee, die man am Meeresstrand angelegt, die aber ein erbärmlich schlechtes Gedeihen hat und eigentlich nur aus vertrocknetem Gesträuch besteht, das in den dürren Sandboden gesteckt ist. Alle Augenblicke raschelte eine Eidechse mit ekelhaft-bunten Farben über den Weg, und ich trat vorsichtig auf, weil ich dachte, daß der werten Cousine die Schlangenmuhme folgen könne. Bei einer in der Ferne liegenden Villa erblickte ich die erste Palme, die aus dem Treibhaus, in dem sie mir bis jetzt nur vorkam, ins Freie hinausspaziert war; abermals ein neues Stadium der schaffenden Natur.

Mittags um zwölf Uhr fuhr ich, mit noch fünf anderen Passagieren, ins Innere der Diligence gepackt, von Civitavecchia ab und kam abends zwischen acht und neun Uhr mit einem vor Migräne fast zerspringenden Kopf vor den Toren von Rom an. Unterwegs eine nur von Büffelochsen belebte Wüstenei; auf den Poststationen elende, verfallene Häuser und bettelnde Postillone; ich sah aus allem, daß ich mich dem Scherbenberg der Welt näherte.

Es war völlig finster, wie wir in Rom einfuhren, kümmerliche Laternen, die nichts beleuchteten als sich selbst, wurden eben langsam angezündet, ich bemerkte einmal, aus dem Wagen schauend, eine Reihe kolossaler Säulen, St. Pierre! näselte ein Franzose, ich hatte die Peterskirche im Fluge erblickt.

Rom

3. Oktober 1844 bis 16. Juni 1845

Das wogende Pariser Leben hatte Hebbel oft über das schwere Gefühl seiner ungeklärten Lebensverhältnisse hinweggetragen; in Italien erlangte dieses solche Macht über ihn, daß er dort seine in vieler Hinsicht trübste Zeit verlebte. Seine Geldmittel wurden immer schmaler, und weil er daher in seiner Lebensweise nicht dem wechselnden römischen Klima Rechnung tragen konnte, kränkelte er anfangs, infolge seines sonnenlosen Zimmers, an einem gastrischen Fieber leidend. Rom hatte für ihn nicht das Hinreißende wie Paris. Weder Hebbels Natur, noch sein bisheriger Bildungsgang drängte ihn dazu, sich aus den Ruinen ein längst vergangenes Leben zu rekonstruieren oder in den Werken der bildenden Kunst aufzugehen, wenn er durch diese auch mächtige und bleibende Eindrücke erhielt. Auch war sein Inneres zu sehr von düsteren Sorgen um die Zukunft erfüllt und namentlich von quälenden Gedanken über sich und Elise, die, von ihrer Leidenschaft getrieben, mit wachsender Heftigkeit auf eine endliche Vereinigung drängte. Gewiß war ihre aufopferungsvolle Liebe, seine Verehrung für sie, ihr herzliches Zusammenhalten, die beiden Kinder, dies alles auch für ihn ein festes Band geworden, das ihm oft unzerstörbar erschienen war, und das er doch schließlich zerreißen mußte, wenn es ihm nicht zur drückenden und hemmenden Fessel werden sollte. Der Eigensinn, mit dem die unglückliche, so tief und heftig empfindende Frau um ihr Glück kämpfte, und die Hebbel peinigende Notwendigkeit, das, was er ihr von jeher unumwunden zu verstehen gegeben hatte, stets von neuem wiederholen zu müssen, ließen ihn jetzt in seinen Briefen oft einen gereizten Ton anschlagen.

Was für Hebbel in solcher Lage eine Wohltat sein mußte: anregender Verkehr und Freunde, das fand er auch. Er besuchte Künstlerfeste, lernte Peter Cornelius kennen, wurde von Deutschen, die ihn bewunderten, aufgesucht, und gewann Freunde in den Malern Karl Rahl und Louis Gurlitt, die ihn in seinem Verständnis für die bildenden Künste förderten. Sein Landsmann Gurlitt schloß sich ihm innig an und bewog ihn, eine gesundere Wohnung zu mieten, in seiner Sorge für den Dichter unterstützt von Robert Kolbenheier. Dieser, ein Österreicher, schildert den ersten Eindruck, den Hebbel auf ihn machte, so: „Sein Schädel fiel nicht durch Größe, wohl aber durch ungewöhnlich schöne Form und feine Modellierung auf. Der obere Rand seiner Augenhöhlen

bildete eine seltsam geschwungene Linie, die durch ihre Form an die Büste Homers erinnerte. Die tiefblauen Augensterne waren von wunderbar schillerndem Glanze, der Blick wechselnd, aber überwiegend etwas träumerisch; die Nase fein, aber nicht hoch, die Nasenflügel im Gespräch fortwährend vibrierend; die wohlgeformten, etwas aufgeworfenen Lippen verrieten durch die Art ihres Schlusses Beredsamkeit und Geschmack. Die ganze mehr als mittelhohe, feinknochige Gestalt schien wie die Ufer eines Bergstromes fortwährend leise zu zittern und ward oft beim Aufblitzen eines Gedankens oder dem Hervorquellen eines Gefühls von leichten Zuckungen durchflogen . . . Wahrlich, die Menge Gehirnsubstanz, die Hebbel während einer Stunde Gespräches verbrauchte, reicht hin, den Bedarf, welchen davon ein gewöhnlicher Mensch für seine geistige Gesamtheit während vieler Tage notwendig hat, reichlich zu decken."

An Elise

14.—21. Oktober 1844. Die ganze Reise habe ich in einer Kleinkinderstimmung gemacht. Es war mir nämlich zumute, als ob ich ein Märchen erlebte. Zweiundzwanzig Jahre in Dithmarschen auf einem Fleck und nun doch auf dem Weg nach Rom! Das summte mir beständig im Kopf. So flog ich durch Lyon und Marseille hindurch, so kam ich in Rom an. Mein Reisejournal wirst Du später lesen, ich sehe jetzt, wie gut es ist, daß ich es geführt habe, denn ich wüßte mir von all den Gedankenblasen und Phantasiegebilden, die zu Tausenden in mir aufstiegen, jetzt nur noch wenige zurückzurufen und freue mich deshalb, daß das Beste auf dem Papier festgehalten steht. Dennoch nimmt meine Abneigung gegen die Mosaikarbeit des Schreibens immer zu, statt ab. Aus hundert und tausend vereinzelten Zügen, die eben ihrer Abgerissenheit wegen leblos sind, das Bild wieder zusammensetzen wollen, ist ein vergebliches Unternehmen. Ganz anders ist es mit inneren Vorgängen. Die erlebt man erst zu Ende, wenn man sie darstellt, wir erobern uns selbst nur durch das Wort. Auch wird mir das Sprechen immer mehr Bedürfnis, je meh'r das Schreiben aufhört, ein solches zu sein. Ich kann sogar sagen, daß mich nichts so sehr zur Selbsterkenntnis führt, als das lebendige, sich aus den Tiefen des Geistes herausgebärende Wort. Wenn all die

innern Ströme rauschen und brausen, wenn sie sich gegenseitig verschlucken und ineinanderwühlen, da hab ich ein Bild meiner selbst, wie ich im Augenblick bin, und wie überhaupt, denn mir fehlt keineswegs die Kraft, einen solchen Wasserfall, wie von ganz untenherauf, zu betrachten.

In Rom selbst verließ mich jene Stimmung. Ich habe jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Mensch zu einem Sprung nie die Kraft hat, daß er ganz, wie die Blume oder die anderen Gewächse ist, die, wenn sie in einen frischen Boden gepflanzt werden, immer einen Tag lang die Blätter hängen lassen. Aber klüger war ich, wie in Paris, wo ich den dummsten Eindruck für einen dauernden hielt und ihn in einem Brief an Dich einpöckelte und nach Deutschland schickte. Das unterließ ich hier. Übrigens ist der Unterschied zwischen Paris und Rom auch in der Tat sehr groß. Paris ist ein Ozean, Rom das Bett eines Ozeans. In Paris kann man mitschwimmen, in Rom muß man untersuchen, wie andere vor Jahrtausenden geschwommen haben. Für mich ist nun aber das Leben die Hauptsache und selbst meine Träume werden durch das Leben, durch das wirkliche, gegenwärtige, angeregt. Zu der bildenden Kunst habe ich kein so inniges Verhältnis, wie zum Beispiel Goethe. Nur ihre höchsten Meisterstücke wirken gewaltig auf mich, und auch die nicht immer. Was jetzt außerordentlich gut für mich wäre, weiß ich sehr wohl. Geistreiche und vornehme Gesellschaft. Doch dazu ist hier nicht zu gelangen, wenigstens nicht im Anfang. Da nun die gewaltige Springflut, die mich in Paris über das Gefühl einer beklemmenden Einsamkeit so weit erhob, wegfiel und kein entsprechender Ersatz eintrat, so brauche ich mich nicht zu schämen, daß ich mich in Rom nicht augenblicklich, wie im Himmel, fühlte. Seltsam genug trat mir auch der Geist der Geschichte nur langsam, erst nach und nach, nah. Das wüßte ich mir nicht zu erklären, in Paris war das Umgekehrte der Fall. Bei meiner Ankunft war ich freilich infolge der neunstündigen Fahrt im Interieur der Diligence vor Kopfweh dem Sterben nah . . .

16. Dez. 1844. . . . Sonst ist meine Situation begreiflicherweise eine sehr peinliche. In einem fremden Lande, hunderte von Meilen von Deutschland entfernt, nur noch notdürftig für drei Monate versehen, und für meine nächste Zukunft auf eine Hoffnung angewiesen, statt auf einen Bankier; das ist die Lage, die es wohl unmöglich macht, den Moment zu genießen, selbst, wenn etwas daran zu genießen wäre, worin Du Dich aber irrst, denn ohne Geld führst Du in Rom ein ebenso erbärmliches Leben, wie in Wandsbeck . . .

In einem Punkt hast Du Dich verändert. Du warst umsichtig, Du suchtest Dich nicht dadurch aus einer kleinen Verlegenheit zu ziehen, daß Du Dich oder mich in eine größere stürztest. Welch eine Situation finde ich in Hamburg vor. Ich bin verheiratet, mein Name steht auf Assekuranzscheinen und in Mietkontrakten, Mägde, zwischen Dir und Jul. Campe hin und wieder laufend, haben von Frau Doktorin gegrüßt, ja — sogar nach Kopenhagen, bei Dankwart[1] und, wenn er Schritte tut, woran freilich zu verzweifeln ist, beim König hast Du Dich als Verlobte präsentiert. Du mußtest, wie Du behauptest. Warum mußtest Du? Hundertmal in ähnlichen Fällen warst Du nur meine Cousine. Hierin habe ich Dich seit meiner Abreise nicht mehr wiedererkannt. Auf das Letzte mit Dankwart war ich freilich desungeachtet nicht gefaßt. Kann ich nach Hamburg zurückkehren, ohne auf der Stelle zu heiraten, wenn ich mich und Dich nicht den heillosesten Spöttereien aussetzen will? Hältst Du dafür, daß wir ohne Geld und ohne Aussichten heiraten können? Hierüber teile mir einmal Deine Ansichten mit, berücksichtige dabei aber alle und jede Punkte, die je zwischen uns zur Sprache gekommen sind, und tu den Rat eines Mannes, wie Oehlenschläger, nicht gar zu leicht ab . . .

Dieser Brief kann Dich nicht erfreuen, aber Du wirst erkennen, daß ich ihn nur schreibe, weil die Notwendigkeit ihn diktiert. Zeig mir die Stelle, die „hypochondrisch" ist, sie wird sich nicht finden lassen. Ich habe das Leben lieb, es genügt mir vollkommen ohne den himmlischen Anhang, aber ich sehe nicht ein, wie ich es fortführen soll.

. . . Morgen (ich habe mich oben im Datum geirrt) ist Weihnachtsabend. Bald folgt Neujahr. Ich wünsche Dir und mir alles, was ich nicht hoffe. Das ist sehr viel. Etwas aber auch, was ich allerdings hoffe, weil es doch größtenteils von uns selbst abhängt: ein fröhliches und, wo möglich, gesundes Wiedersehen!

Nimm diesen Brief nicht mit Tränen auf, sondern mit Vernunft. Wenn Du mir etwas Tröstliches darauf sagen kannst, so wird es mir willkommen sein. Nur laß Gott aus dem Spiel. Du wirst dies nicht im atheistischen Sinne verstehen.

. . . Grüße Schütz und Deine Eltern und sei überzeugt, daß Du mir, wie auch meine Stimmungen und Verhältnisse sein mögen, ewig teuer bleiben wirst, obgleich auf andere Weise, als Weiber den Männern gewöhnlich teuer sind. Küsse das Kind.

[1]) Dänischer Konferenzrat, der Hebbel in Kopenhagen freundlich empfangen hatte.

Tagebuch 31. Dez. 1844.

. . . In Rom habe ich seit meiner Ankunft nur Krankheiten abzuwarten gehabt; acht Tage nach meiner Ankunft befiel mich die erste, jetzt leide ich an den Drüsen. Der fröhlichste Tag für mich in Rom war der Weihnachtsabend, den ich bei meinen Landsleuten, den Dänen und Holsteinern, zubrachte; ein himmlisches Wetter, wovon man im Norden keine Vorstellung hat, ein Himmel über mir, als ich die Spanische Treppe hinanstieg, wie eine blaue Kristallglocke, in den Gärten blühende Rosen. Wir genossen, mit Weinlaub bekränzt, ein einfaches Mahl, Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich, und alles war glücklich. Ich hätte weinen können, denn ich empfand es einmal wieder recht lebhaft, daß ich gar nichts Besonderes für mich will, sondern daß all mein Mißmut daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreis, worin man bescheiden das Leben genießt, wie einen Hund, ausgesperrt zu sehen, denn das war immer der Fall mit mir, von Jugend auf. Bekanntschaften: Gurlitt, Landschaftsmaler, trefflicher Künstler und Mensch, der sich meiner in kranken und gesunden Tagen wacker angenommen

und mir auch zu jener Weihnachtsfeier den Zutritt verschafft hat. Hier ist der Inhalt des Jahres. Was wird das neue mir bringen? Eine Frau zu dem Kinde, das schon wieder da ist? Kann ich, muß ich heiraten? Kann ich, muß ich einen Schritt tun, der mich auf jeden Fall unglücklich und Dich! nicht glücklich machen wird? O meine Lebensverhältnisse! Wie doch immer das, was mich dem einen Abgrund entriß, mich dem anderen wieder nahführte! Was ist darüber zu sagen! Elise ist das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die reinste Seele, aber sie liebt, was sie nicht wieder lieben kann, die Liebe will besitzen, und wer nicht liebt, kann sich nicht hingeben, sondern sich höchstens opfern!

An Elise

30. Jan. 1845. . . . Bald nach meiner Genesung führte mich Gurlitt in in das Atelier von Riedel, einem der ersten Künstler, bei dem ich ein herrliches Bild: die Mutter der Sakontala! sah. Kaum waren wir eingetreten, als zwei römische Damen erschienen, Mutter und Tochter. Wir nahmen natürlich den Hut ab, die Mutter forderte uns in französischer Sprache auf, uns wieder zu bedecken, ich erwiderte etwas Angemessenes. Wir gingen bald, unterwegs sagte Gurlitt mir: dies Mädchen, welches Sie eben gesehen haben, ist das Wunder von Rom, sie spricht alle lebendigen Sprachen, sogar Deutsch und sehr gut, sie ist Virtuosin auf dem Flügel, genug, sie ist eine wahre Corinna! „Sie ist jedenfalls eins der schönsten Mädchen — versetzte ich — und das bedeutet bei mir noch viel mehr, denn ob sie mir in einer oder in zehn Sprachen sagen kann, daß ich ihr nicht gefalle, gilt mir gleich, aber von ihrer Schönheit hab ich jetzt schon meinen Teil, denn ich habe sie gesehen." Nach einigen Tagen begegnete ich ihr mit ihrer Mutter auf dem Monte Pincio, wo man nachmittags spazieren geht. Sie erwies mir große Aufmerksamkeit, woraus ich schloß, daß Riedel, der meine Dramen kennt und schätzt, mich hinter meinem Rücken weiß gemacht, das heißt mich als grandissimo, wo nicht als „il più grande poeta di Germania" bei ihr auf-

geführt haben möge. Seitdem sah ich sie öfter und immer war ich Gegenstand ihrer scharfen Beobachtung, so daß sie meinen Gruß nur zu erwarten schien. Heute nachmittag arbeitete ich mich durch den Korso, das Gedränge war furchtbar. Eine Dirne aus dem gemeinen Volke packte mich beim Bart und fragte mich: perche non siete mascerada? Warum sind Sie nicht maskiert? Dies ist ein immer wiederkehrender Spaß, der Erfindungswitz ist auch hier selten, man pökelt die guten Einfälle des Großvaters ein. Ich erwiderte: ma, tu aveva bisogna la mascera mia! Du hattest ja meine Maske nötig! und die Lacher waren auf meiner Seite. Gleich darauf wurde ich aus meinem Wagen mit Blumensträußen beworfen, und solange, bis ich einen Strauß fing. Ich sah auf und es war jenes Mädchen. Sie trug ein samtnes Leibchen und ein Barett, was ihr bei ihren dunklen, über die Stirn zurückgestrichenen Locken und ihrer außerordentlich schön geformten Stirn köstlich stand, ihre Erscheinung schwebte, wie in der Mitte zwischen Jüngling und Jungfrau, und so teilte sie die Vorzüge jedes Geschlechts. Die Mädchen werfen nun freilich jedermann mit Blumen, aber den Unbekannten doch nur dann, wenn er den Angriff beginnt; das Gegenteil deutet auf vertraute Bekanntschaft, und in meinem Fall, noch so bescheiden ausgelegt, doch gewiß darauf, daß es ihr nicht unangenehm sein würde, mich in ihrem Hause, wo so viele Fremde kommen, eingeführt zu sehen. Ich sah sie mit meinen Barborossaaugen (ich trage hier nämlich einen Bart, wie der alte Kaiser, und schneide kein Haar ab) an und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß diese die Eigenschaft besitzen, weiße Rosen in rote zu verwandeln, denn sie errötete über und über und sah auf die Seite. Darf ich die Narrheit eingestehen, daß es mich freute, ja, daß ich den Korso augenblicklich verließ, um nicht durch die eine oder die andere unangenehme Person aus der Stimmung gerissen zu werden? Schändlicherweise hatte ich keinen einzigen Bonbon bei mir (sie fallen ja nicht vom Himmel, wie in Deutschland der Hagel) und konnte ihr also nur durch eine Verbeugung danken. — Dies alles schreibe

ich Dir in Gurlitts Zimmer, bei dem ich seit einigen Tagen wohne; er ließ nicht ab, in mich zu dringen, ein anderes, als das bisherige, zu nehmen, ich habe ein neben dem seinigen liegendes, mit Sonne und sehr guter Luft gemietet, und das ist noch nicht frei, nun logiere ich denn bei ihm. Wenn ich im Bett liege, habe ich die Aussicht auf den Quirinal, wo der Papst residiert, und wenn ich aus dem Fenster sehe, liegt halb Rom unter mir . . .

An eine Römerin

Ich hab als Kind gespielt im fernen Norden,
dann bin ich weit und breit herumgekommen
und habe schon das dritte Meer durchschwommen,
nun ruh ich aus an seinen Blütenborden.

Dir ist ein schlichtes Mädchenlos geworden,
wie eine Blume bist du still erglommen,
dann hat, wie die der Strauß, dich aufgenommen
als frischen Schmuck der fromme Jungfraunorden.

Nun gehn wir beide Hand in Hand zusammen,
Wie Gärtnerin und Schiffer traulich wallen,
im kühlen Schatten dichtverschlungner Äste;

Ich spreche dir von Sturm und Meeresflammen
und schmücke dich mit Perlen und Korallen,
du pflückst mir still der Goldorangen beste.

An Elise

31. Jan. 1845. . . . Weihnachtsabend war mein erster fröhlicher Tag seit der Krankheit und einer der fröhlichsten meiner ganzen Reise. Gurlitt hatte mich eingeladen, an dem Fest der Dänen als sein Gast teilzunehmen; ich sagte zu. Mittags ging ich aus. Da sah ich zum erstenmal Italien. Welch ein Tag! Als ich die Spanische Treppe, die auf den monte pincio führt, hinanstieg,

und zum Himmel aufschaute, mußte ich unwillkürlich ausrufen: Nein, so habe ich dich nie gesehen! Unser Blau verliert sich entweder ins Schwarze, oder ins Graue, hier ist es rein und so, daß das Auge nicht müde wird, sich darin zu baden. Ich setzte mich auf dem Pincio, da ich zum Gehen zu matt war, auf eine steinerne Bank, mit dem Rücken gegen eine Felsenwand gelehnt, und saß dort vier Stunden. Vor mir die Stadt, auf allen Seiten von den freilich fernen, aber sich doch scheinbar zum Kreis zusammenschließenden Bergen umkränzt, dicht unter mir sanft ansteigende Gärten mit zahllosen Beeten voll blühender Rosen und mit Orangen- und Zitronenbäumen, und über mir eine Sonne, nicht unangenehm heiß, wie bei uns im Sommer, aber noch weniger frostig, wie im Frühling. Ich sog die Wärme ein, wie neuen Odem, den die Natur mir zublies, und kam wirklich aus einer gelinden Entzückung nicht heraus. Abends ging ich dann mit Gurlitt zu meinen Landsleuten. Anfangs wurden kleine Geschenke verlost, ich gewann eine kleine silberne Dose. Darauf speisten wir in einem großen Saal, an dessen Wänden, mit schwarzer Kreide umrissen, sich die Silhouetten all der Künstler, die sich seit einer Reihe von Jahren an diesem Abend darin gefreut hatten, befanden; ich saß der von Thorwaldsen gegenüber; wir alle waren mit Weinlaub bekränzt und eine Rose lag neben jedem Teller. Die Fröhlichkeit war allgemein und bei mir mit tiefer Rührung gemischt; Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich . . .

Um 12 Uhr ging ich bei dem herrlichsten Mondschein, meinen Kranz auf dem Kopf behaltend, zu Hause . . .

. . . Den Neujahrsabend brachte ich ebenfalls sehr vergnügt bei einer dänischen Familie, Stiftsamtmann Tychsen aus Norwegen, zu; dort komme ich öfter, Gurlitt hat mich eingeführt, wie er mir denn überhaupt zahllose Freundschaftsdienste erweist und dafür denn auch natürlich durch ein mürrisches, bissiges Wesen von mir den gewöhnlichen Lohn empfängt. Gott, warum mußte mein ganzes Leben eine solche Aufeinanderfolge unreiner und verworrener Lagen sein, daß das Resultat ein Mensch ist, in dem sich nach und nach alles

auf den Kopf stellt! Gurlitt ist aus Altona und ein so trefflicher Künstler, als edler Mensch . . .

. . . Könnt ich hier doch bleiben! Es ist mein tägliches Gebet; ich fürchte, ich fürchte, ich tauge nicht mehr für Deutschland, für Hamburg sicher nicht. Und es gehört so wenig dazu! Felicissima notte! —

6. Febr. 1845. . . . Ich kämpfe jetzt einen schwereren Kampf, als ich noch je gekämpft habe; meine Geisteskräfte verlassen mich, in meinem Innern ist es öde und die Welt, die die Lücke ausfüllen sollte, die vielleicht, ja gewiß, neues Leben in mir entzünden könnte, ist völlig düster um mich her. Was bleibt mir? Danach miß die Stimmung, in die der Gedanke mich versetzt, daß ich jetzt nach Deutschland reisen und, nachdem ich um Kindheit, Jugend und Jünglingszeit betrogen bin, als Mann den Vertrag mit dem Elend feierlichst abschließen und besiegeln soll. Du schreibst mir, mein letzter Brief erinnere an die aus München. Das mag sein. Schon damals erschreckte mich in innerster Seele dies Dein Einbohren in mich, was ich bei der höchsten Freundschaft für Dich, bei den wärmsten Empfindungen nicht erwidern konnte, denn ich ahnte, was daraus werden, zu welchen Verhältnissen es führen würde. Der Mensch kann über alles verfügen, über Blut und Leben, über jeden Teil seiner Person, nur nicht über seine Person selbst; über diese verfügen höhere Mächte. Nun sind jene Verhältnisse da, gleichgültig, ob erstrebt oder durch den natürlichen Lauf der Dinge herbeigeführt, genug, sie sind da, sie sind seit lange da und aller Augen schauen auf mich und erwarten den letzten Schritt. Glaube nicht, daß sich hierunter irgend ein versteckter Tadel gegen Dich verbirgt; wenn der Mensch auf der einen Seite nicht über seine Person verfügen kann, so kann er auf der anderen Seite nicht umhin, nach der B e d i n g u n g seiner Existenz zu streben und diese Bedingung ist für das Weib der Besitz des Mannes, den sie liebt. Das sind gleich ewige Notwendigkeiten, die über den Willen des Menschen hinausgehen, wie Atemholen und Blutumlauf; der Edelste braucht deshalb nicht zu erschrecken, wenn

er in dieser Beziehung mit dem Gemeinsten denselben Weg wandelt, so wenig wir davor zu schaudern brauchen, daß unser Blut nicht anders umläuft, als das des Räubers. Nur aber hat es, diese Bemerkung nimm mir nicht übel, durchaus keinen Sinn, wenn Du erst auf die Heirat dringst und dann wieder sagst, Du wollest nichts für Dich. Das Weib hat alles, wenn sie Mann und Kind hat; darüber hinaus hat nie ein Weib, von der hier die Rede sein kann, etwas verlangt, und wenn sie den Mann nachher zu pflegen und zu erfreuen sucht, so ist das vor dem sittlichen Gesetz durchaus nicht mehr, als wenn sie als Mädchen den Blumenstrauß, der ihr gefiel, mit Wasser begoß; es geschieht, damit die Blumen ihr um so länger duften. Die Liebe ist durchaus egoistisch, und dies macht sich nur darum nicht fühlbar, weil hier wenigstens ein Egoismus mit dem anderen zusammentrifft, denn, wenn der eine, wie der andere, auf den Besitz entbrannt ist, kann von Fessel keine Rede sein. Ich weiß nicht, ob Du diese Gedankenreihen verstehst, neu können sie Dir nicht sein, denn ich habe sie oft gegen Dich ausgesprochen, jedenfalls fahre ich nicht fort, sie weiterzuentwickeln, denn obgleich es Lichter sind, die leuchten, nicht Kohlen, die brennen sollen, so weiß ich doch leider nur zu gut, daß Dein Gefühl immer früher ergriffen, als Dein Verstand in Tätigkeit versetzt wird, und daß Du Dich zu Anfang schmerzlichen Eindrücken hingibst, von denen Du Dich höchstens später überzeugst, daß es irrige waren. Alle diese Innerlichkeiten, obwohl sie an sich noch gewichtiger sind, als die Äußerlichkeiten, seien abgetan; wir würden ein ganz erträgliches Leben führen können, wenn wir hätten, was dazu gehört, und ich würde keinen Augenblick schwanken, wenn dies der Fall wäre. Aber ist dies der Fall? Wird es, wenn kein Wunder geschieht, je der Fall sein? Als Schriftsteller verdiene ich bis jetzt wenig und, da die Produktion stockt, ist von jetzt an auf nichts mehr zu rechnen. Redakteur? Nimmermehr. Einzige Folge: schimpflicher Zurücktritt oder Tod am Nervenfieber. Professor? Lies, was ich Dir darüber aus Paris geschrieben habe. Was noch? Arbeits-

mann? Die körperlichen Kräfte fehlen mir; sonst lieber als Telegraphenredakteur. Bleibt noch irgend etwas? Liebe Elise, Du schreibst, ich sähe selbst da Gespenster, wo Lichtgestalten zu sehen wären. Ach, meine Augen sind so schrecklich scharf, ich schaue durch die Erde hindurch und sehe die Toten, wie sie verwesen; nun sehe ich die Blumen, die sie bedecken, nicht mehr! Möglich ist es, daß ich alle diese Dinge in einem zu trüben Licht erblicke, aber das ändert nichts an der Sache, denn so viel ist gewiß: ich kann nichts von der Gegenwart genießen, wenn ich der Zukunft nicht sicher bin. Das kommt daher, das Elend hat an meiner Wiege gestanden, es hat mir in zartester Kindheit ins Gesicht geschaut und meine Seele versteinert. Was Not ist, hast Du noch nicht erfahren, und kannst es Dir darum auch nicht denken. Du meinst, so schlimm könne es gar nicht werden, mir am Weihnachtsabend mein Lieblingsgericht auf den Tisch zu schaffen? Teuerste Seele, es kann so schlimm werden, daß, wenn Du Deine Adern öffnen und für ein Stück trocknes Brot Dein Blut hingeben wolltest, man Dir antwortete: wärs Ochsenblut, so ließe sichs in der Zuckersiederei gebrauchen, aber Menschenblut? Nein, Madam, gehen Sie! Dies stände alles gut in einer Tragödie, wie schrecklich, daß es ebensogut in unser Leben paßt. Du schreibst, Deine Mutter würde das Geld zur Trauung hergeben, wenn wir es nicht hätten. Etwas Furchtbareres ist noch nicht aus Deiner Feder geflossen. Nicht einmal das Geld zur Trauung und eine Ehe anfangen!!! Und dann in Hamburg leben unter so vielen Feinden und mir gehässigen Personen, von einer Stufe des Elends zur anderen unter Spott und Hohngelächter herabsinken, sterben (mein Geist liegt schon auf dem Sterbebett, und bloß, weil ich mir diese Dinge lebhaft gedacht habe) und dafür mit Nadeln gezwickt zu werden — nein, ich glaube doch, das heißt die eheliche Taufe meines Sohnes zu teuer bezahlen . . .

. . . Dieser mein Brief wird auf Dich einen Eindruck machen, wie ich selbst: drei Seiten, wie aus dem Paradies und die vierte, wie aus der innersten Hölle. Ach, die Scherze

im Karneval kommen mir jetzt schon vor, als wären sie vor der Sündflut passiert; möchte es mit diesen Schmerzen einst auch so gehen. Nur eine Existenz, und alles würde wieder kommen; ein Brief, wie dieser, beweist allein schon hinreichend, daß das Leben in mir noch nicht erstorben ist. Aber lange mache ichs nicht mehr, wenns so fortgeht . . .

An Hermann Hettner in Rom

Hebbel und Hettner waren in Italien durch einen Dritten entzweit worden.

. . . Ich habe seit Jahren das Prinzip, keine halbe Verhältnisse in meinem Leben zu dulden. Bittre Erfahrungen, die mein Ich zu sehr ins Gedränge brachten, als daß ich mir die Kraft zutrauen dürfte, sie zum zweitenmal zu ertragen, haben mir dies Prinzip aufgedrungen. So wie es mir vorkommt, daß ein Verhältnis nicht mehr aus dem Vollen geht, ziehe ich mich von jedermann zurück. Dies ist kein Egoismus, denn Menschen können nur in ihrer Totalität für einander Bedeutung haben. Ich achte jeden zu sehr, um ihn zu einem Lückenbüßer meines Daseins zu machen, mich selbst aber auch genug, um mich nicht von jemand dazu machen zu lassen. So wie ich mich noch nie in eine Hand, in einen Fuß, in schwarze Haare, oder dergleichen, verliebt habe, sondern immer in ein ganzes Mädchen auf einmal, so interessiert mich auch an einem Menschen nur das ganze Konglomerat, und dessen Zug zu mir, oder gar nichts. Mein Zurückziehen gilt daher immer nur dem Verhältnis einer Person zu mir, nie ihr selbst. Es kann die vollste Achtung, es kann sogar die Liebe dabei bestehen. Der Mensch darf, ja er muß sich die Atmosphäre, in der er atmen soll, selbst abstecken, und daraus, daß die wenigsten dies im rechten Moment tun, daß sie die daraus entspringenden augenblicklichen Verlegenheiten scheuen und sich lieber den größten zukünftigen aussetzen, geht viel Unheil hervor.

25. Febr. 1845.

Hieraus die Konsequenz für unsern Fall. Sie haben ganz recht in Ihrer Vermutung. Es kam mir vor, als ob Sie Sich von mir entfernten, als ob ein wahlverwandtschaft-

licher Prozeß eingetreten sei, darum entfernte ich mich von Ihnen. Ich sah darin, wie sich von selbst versteht, nichts Unnatürliches und noch weniger eine Sünde, ich sah darin nicht einmal, wie Sie nach Ihrem Brief angenommen zu haben scheinen, ein Zeichen, daß Sie Ihre ästhetischen Ansichten modifiziert hätten. Sie verloren nicht das geringste in meinen Augen, ich glaubte nur zu bemerken, daß Ihr geistiges Leben sich nicht mehr so gern, wie sonst, gegen mich ergösse und ich tat, was ich immer zu tun pflege, ich zog mich zurück. Glauben Sie mir, ich freue mich sehr, daß ich mich irrte! Es wird Ihnen nach dieser Auseinandersetzung wohl nichts in meinem Benehmen mehr unklar oder ungerechtfertigt sein. Knüpfen wir denn für die Zukunft wieder unmittelbar an die Abende in der Villa reale[1] an!

[1] In Neapel.

Tagebuch 20. Febr. 1845.

Ich bin nun so lange in Italien, daß ich schwerlich eine noch ebensolange Zeit werde verweilen können, und dennoch steht in diesem Tagebuch fast nichts über Land und Volk, wie sie mir vorgekommen sind. Dies würde durch mein immerwährendes Unwohlsein, das mich alles nur wie mit Fischaugen betrachten ließ, nur halb gerechtfertigt sein, wenn ich nicht einen genügenderen Grund anzuführen hätte. Ich kann nichts tun, wozu mich nicht die Begeisterung oder, um für das Narrenwort einen bis jetzt annoch unbefleckten Ausdruck zu brauchen, ein volles und bewegtes Herz treibt. Nun ist die bildende Kunst mir das nicht, was sie anderen, was sie zum Beispiel Goethe war; die Momente, wo ich mich mit Gewalt zu ihr hingezogen und mich im Anschauen der Meisterwerke selig fühle, sind sehr selten bei mir, und den Drang, mich über die allmähliche Entwicklung der Schulen aufzuklären und zu dem Ende mit allem und jedem, was im Lauf der unendlichen Zeit gemalt und gemeißelt worden ist, bekannt zu machen, empfinde ich gar nicht; ich kann mich so wenig mit einem unbedeutenden Maler beschäftigen, wie mit einem unbedeutenden Schriftsteller. Ebensowenig hat die antiquarische Seite der Stadt

einen Reiz für mich; ich kann mir den Göttertempel aus dem Steinhaufen, der noch von ihm übrig blieb, nicht wieder zusammensetzen, und es ist mir völlig gleichgültig, ob er so hoch war, wie man sagt, oder nicht, da ich ja doch nicht mehr hinaufsteigen und mich umsehen kann. Rom ist nur als Ganzes etwas für mich, und die höchste Poesie, die ich daraus mit wegnehmen werde, ist der Gedanke, dagewesen zu sein. Was aber gewaltig auf mich wirkt und ewig auf mich wirken wird, das ist die göttliche Natur, die dies Grab der Vergangenheit, in dem wir wie Würmer herumkriechen, um uns einen Maßstab für unsere Kleinheit daraus hervorzuscharren, umgibt. Vor allem das Blau dieses Himmels an einem schönen Tag! Ich kann nicht zu ihm emporschauen, ohne daß er, um ein Kindergefühl, wie ich es jedesmal habe, auch in einen Kinderausdruck zu kleiden, augenblicklich ein Stück Taft fallen läßt, in das meine Seele sich hüllt und nun seine Farbe trägt.

Schüttle alles ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt, und wenns auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen anderen fördern. Tagebuch März 1845.

An Elise

Du willst, liebe Elise, daß ich Dir schnell antworten, und auch, daß ich Dich über den Ausfall meiner Angelegenheit in Kopenhagen benachrichtigen möge. Eins von beiden kann nur geschehen, und da ich wahrscheinlich noch sehr lange warten müßte, wenn ich Dir erst nach Empfang der Resolution auf meine Bittschrift um das Reisestipendium schreiben wollte, so schreibe ich Dir gleich. Vielleicht wirst Du es eher erfahren, als ich selbst, ob mein Gesuch gewährt worden ist oder nicht. Das Itzehoer Wochenblatt enthält ja gewöhnlich gleich nach Verteilung der Stipendien eine Liste der Empfänger; fehlt mein Name darauf, so bin ich nicht unterstützt worden. Dann schreibe Du mir, damit ich erfahre, wie es steht, füge aber, ich bitte Dich zum zweitenmal, keine Berufungen auf den lieben Gott und so weiter, von denen Dein 30. März 1845.

letzter Brief wieder wimmelt, hinzu. Der liebe Gott ist, wie die Luft; wir leben und weben ihn ihr, aber wir können keine Würste und keinen Speck herausschneiden. Dir müßten meine Ideen endlich doch deutlich sein. Ich kann so etwas nicht ohne den peinlichsten Eindruck lesen.

. . . Abends in der Dämmerung hatte ich in der Petrikirche den ersten ergreifenden Moment; der Papst ging, nicht mehr in pontificalibus, sondern aller seiner hohenpriesterlichen Pracht entkleidet, zum Grabe der Apostel, um zu beten und der Anblick des alten Mannes mit seinen schneeweißen Haaren, die man unter der Tiara nicht sieht, ergriff mich, wie mich alles Menschliche ergreift, während heilige Fratzen mich kalt lassen. Damit war es denn vorbei, denn Sonnabend stand der Herr Christus mit fürchterlichem Lärm und Spektakel von den Toten auf, und zwar schon vor 12 Uhr, damit der Römer grasso (fett) zu Mittag essen dürfe; Kanonen wurden gelöst, aus allen Fenstern wurde geschossen und die Knaben schrien in den Gassen. Ich war auch herzlich froh, das Herumlaufen in den Kirchen war mir schon zum Überdruß geworden und doch glaubte ich nicht mit gutem Gewissen zu Hause bleiben zu dürfen. Sonntag erteilte der Papst von einem Balkon der Petrikirche herunter dem versammelten Volk die Benediktion; große Massen, die zu einem einzigen Zweck versammelt sind, haben immer etwas Imposantes, und so machte denn auch dieser Akt Eindruck. Übrigens bemerkte ich einiges Unkraut unter dem Weizen der Kirche, ich sah einen Türken, an Juden war kein Mangel und an Heiden fehlte es auch nicht. Abends wurde die Petrikirche von oben bis unten erleuchtet. Das ist ein einziger Anblick; besonders der Moment, wo die einfache Lampenbeleuchtung sich, wie auf Zauberschlag, in eine flammende Fackelillumination verwandelt. Zuerst erscheint eine einzelne Fackel, die ein Mensch, rasch emporsteigend, oben auf dem eisernen Kreuz befestigt; hierauf steht das ganze ungeheure Gebäude, wie im Nu, in seiner Glorie da, es ist, wie ein Flammenfrühling, den die Nacht auf einmal gebiert . . .

. . . Ich versichre Dich, teuerste Freundin, es ist schwer,

schwerer als Du denkst, sich aus einem solchen Paradies wegzusehnen; kein Mensch bringt es weiter, als diejenigen, die er liebt, herbeizuwünschen, und das tu ich so gut, wie Du es tun würdest, wenn es mich gleich von Jahr zu Jahr mehr anekelt, Gefühlsergüsse zu Papier zu bringen und Wünsche und Gedanken, die nichtig und unerreichbar sind, und sich ohnehin von selbst verstehen, Schwarz auf Weiß nach Deutschland zu schicken. Wunderbar ist es übrigens, wie bald ein Mensch sich an den Himmel gewöhnt; möchte es mit der Hölle ebensoleicht gehen! . . .

Deinen Brief erhielt ich an meinem Geburtstag und sparte ihn, wie immer, für den Abend auf. Diesmal wäre es besser gewesen, wenn ich ihn gleich gelesen hätte. Du hast mir durch diesen Brief das Herz zerrissen. Und das, weil ich natürlich und menschlich empfinde, weil ich vor Verhältnissen zittere, die mich nur vernichten können! Du hast Dinge aus meinem Brief herausgelesen, die nicht darin stehen und sie auf eine Weise beantwortet, die mich tief schmerzen mußte, nicht meinet-, sondern Deiner selbst wegen. Wo steht, daß Du auf die Verheiratung dringst? Ich sagte: die Welt, unsre Lage dringt darauf, und ist das etwa nicht wahr? Wird nicht ein jeder, der mich kennt, mich mit der Frage: Sie werden sich nächstens verheiraten? begrüßen oder mich ohne weiteres als verheirateten Mann behandeln? Werden wir nicht beide, Du und ich, als Lügner dastehen, wenn es nun doch unterbleibt, da Du schon jetzt für meine Frau giltst? Werden nicht Folgen, die unberechenbar sind, daraus hervorgehen? Ist das etwa alles Hypochonderie? Könnte ich ertragen, wenn man anfinge, mich in den Zeitungen zu verspotten? Und fehlt es mir in Hamburg an Feinden? Und auf der anderen Seite, ist es möglich, zu heiraten, ohne Geld, ohne Aussicht auf Geld, ohne alles? Würde die heftigste Leidenschaft einen solchen Schritt unter solchen Umständen wagen? Wenn ich Dir die Frage vorlegte, so geschah es, weil ich dachte, auch Dir müsse die Unmöglichkeit einleuchten; auf die Äußerung, daß Deine Mutter die Trauungskosten hergeben werde, wenn sie mir

fehlen sollten, war ich freilich nicht gefaßt, denn, allmächtiger Gott, wenn man nicht einmal die hätte, woher das übrige nehmen? Gerade so hast Du auch das auf den Kopf gestellt, was ich über Dein Benehmen während der Münchner Zeit sagte. Ich habe das Faktum ausgesprochen, aber nicht, ohne Deine Rechtfertigung hinzuzufügen, denn der ist doch wohl gerechtfertigt, der etwas tut, was kein Mensch lassen kann. Man muß besitzen wollen, wenn man liebt, es ist nicht anders möglich; dieser Naturnotwendigkeit warst auch Du unterworfen; kann das Verbrechen sein (Du behauptest ja, Deine Liebe sei in meinen Augen ein Verbrechen!), was nicht vom Willen des Menschen abhängt? So wenig als es Tugend ist, wenn er dem, was sein höchstes Gut ausmacht, alles übrige opfert. Ist in diesem allen etwas Falsches? etwas Bitteres? auch nur, aus meinem Munde, etwas Neues? Wozu denn solche Exagerationen, wie der Heiratsvorschlag mit einer Italienerin, um die Mylords und Marquis, Grafen und Barone sich drängen? Wenn die Freude eines eben vom Fieber Genesenen über eine Rose, die ihm eine Viertelstunde duftete, zu laut war, mußtest Du ihn so hart dafür bestrafen? Du mußt ja selbst empfinden, teuerste Elise, daß solche Erfahrungen mich scheu machen könnten, Dir die wenigen Augenblicke meines Lebens, in denen ich froh bin, noch zu malen! Kannst Du es denn noch immer nicht lernen, Dir aus allen meinen Briefen mein Bild zusammensetzen, die guten nicht zu gut, die schlimmen nicht zu schlimm zu nehmen? Es ist schon ein Zusammenhang in all dem scheinbaren Widerspruch. Ich bin ein Mensch, der nie etwas zurückhält, dabei wird denn aber auch vieles ausgesprochen, was nur für den Moment gilt. Deine Gefühle für mich kann ich nicht erwidern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt, und es ist doch wohl so wenig bei mir eine Sünde, wie bei Dir, daß ich über mein Herz nicht gebieten kann. Aber desungeachtet bist Du mir das Teuerste auf der Welt, und wenn das entsetzliche Schicksal mich treffen sollte, Dich zu überleben, so würde mir die Brust zerspringen und das Gehirn bersten.

Mein Gott, ich dächte, die Briefe aus Paris zur Zeit der Not wären ein Zeugnis, das mich neuer Versicherungen dieser Gefühle für ewig überhöbe. Siehst Dus denn nicht? Wendet sich nicht meine ganze Seele nach Dir? Teil ich Dir nicht jeden meiner Gedanken mit? Hab ich Ruhe, ehe ich meine besten Gedichte in Deinen Händen weiß? Fühle und erkenne Dich selbst! Du hast keinen einzigen Zug von denen, die Du Dir in der Verzweiflung selbst andichtest. Du hast mehr Geist, als die meisten Deiner Mitschwestern, und ein Herz, wie nie ein edleres geschlagen hat. Du bist eins der herrlichsten Weiber, die je über die Welt geschritten sind, und es ist mein höchster Schmerz, Dich nicht so lieben zu können, wie Du es verdienst. Alles dies solltest Du wissen, und wenn Du es weißt, wie kannst Du irre werden an Dir und mir? Naturnotwendigkeiten können wir alle beide nicht ändern, man kann sich so wenig ein anderes Herz geben, als ein anderes Gesicht. Ich schaudre vor der Rückkehr, es ist wahr, aber nicht, weil mich hier ein Frätzchen oder auch nur die Natur gefesselt hält, sondern weil mich in Deutschland alle Schrecknisse erwarten, die ich am meisten scheue. Hättest Du mir ein Asyl zu bieten, wie gern wollt ich kommen. Aber ich fühle in mir nicht die Fähigkeit, mir selbst eins zu gründen . . .

Der Dichter muß eine behagliche Existenz haben, ehe er arbeiten kann; andere arbeiten, um eine solche Existenz zu erlangen. Ohnehin sind meine Bedürfnisse gestiegen, ich kann manches nicht mehr so leicht entbehren, wie wohl früher. Vor Hamburg habe ich eine Angst, wie vor dem Grabe; habe ich sie darum vor Dir? Denke Dir die Menschen, die ich dort treffe, denke Dir alles, und dann frag Dich, ob Du, wenn Du fünfzehn Jahre wärst und mir Gefühle eingeflößt hättest, wie Laura dem Petrark, imstande sein würdest, es aufzuwägen. Mein Gott, wenn Du einen Brief empfängst, der Dir nicht gefällt, so gib Dir doch die Mühe, Dich ein wenig in meine Lage zu versetzen und bleibe nicht immer bloß bei Deinem persönlichen Verhältnis zu mir stehen. Ist es wohl recht, mir zu schreiben: „es wäre besser, ich und das Kind pp."

und Ähnliches? Wie sollt ich mich nicht freuen, Dich wiederzusehen, aber ist ein Wiedersehen, wie das der drei Männer im feurigen Ofen zu wünschen? Lege einmal diesen Brief mit dem vorigen zusammen, und Du wirst finden, daß dieser schon in jenem steckte. Lies alle Briefe nacheinander, die Du seit meiner Abreise empfangen hast, und Dir wird das Bild eines Mannes entgegentreten, der im ersten Moment des überströmenden Gefühls das Unmögliche wollte und dann durch den Verstand, der ihm zeigte, daß er im Begriff stand, Dich und sich selbst zu vernichten, zurückgehalten wurde. Eins gereicht ihm so wenig zur Schande, wie das andere. Auch darin hast Du mich durchaus gemißdeutet, wenn Du glaubst, ich werfe Dir die Annahme meines Namens vor, oder auch nur, ich hätte Dir aus Paris über diesen Punkt meine wahren Gedanken verhehlt. Keins von beiden, ich dachte damals nur an Dich, nicht an die Folgen. Ganz natürlich aber denke ich jetzt auch an diese und da muß ich ein Faktum beklagen, was mir die Rückkehr nach Hamburg, wenn ich nicht gleich heiraten will, kaum erlaubt. Nun ist alles beseitigt und das Resultat ist: uns fehlt Geld! . . . Und Geld zu schaffen, weiß ich so wenig, wie Dein kleiner Sohn . . .

. . . Das Löckchen des Kindes hat mich innigst gefreut; ich habe es geküßt, wie ich den kleinen Engel selbst küssen würde . . .

20. Mai 1845. . . . Aus Kopenhagen erhielt ich vor fünf Wochen einen Brief, worin ich benachrichtigt wurde, daß der König mir auf mein Gesuch um Verlängerung des Stipendiums 200 Reichstaler (100 Speziestaler) zur Heimreise bewilligt habe. Ich wurde davon empört, wie Du Dir denken kannst, und glaubte anfangs, ich könne und müsse dieses Almosen zurückweisen. Später überzeugte ich mich, daß dies unmöglich sei; doch konnte ich mich erst vor acht Tagen entschließen, die Summe, über die ein Wechsel gleich beigelegt war, einzukassieren . . .

. . . Entschieden bin ich behandelt, wie ich nicht behandelt zu werden verdiene. Von den sechs Staatsnachtigallen,

die sie dort ex officio füttern, ich meine die sechs dänischen Poeten, die Pensionen beziehen, ist keiner wert, mir auch nur die Schuhriemen zu lösen; vielleicht würden die Holsteiner die mir zuteil gewordene Zurücksetzung, wenn sie ihnen bekannt würde, übel empfinden. Doch, wer führt für mich den Kampf gegen ein Ministerium und gegen einen König! . . .

Neapel

Mitte Juni bis Mitte Oktober 1845

Nachdem sich Hebbel beim König von Dänemark vergeblich um Verlängerung seines Reisestipendiums bemüht und nur das Geld für die Rückreise bewilligt bekommen hatte, ermöglichte ihm Gurlitt, der ihn schon einmal unterstützt hatte, durch eine auf die zarteste und vornehmste Weise geliehene Summe noch eine Reise nach Neapel, die er in Begleitung Kolbenheiers antrat. Der mehrmonatige Aufenthalt in Neapel ließ den von der Furcht um das Erlöschen seiner Produktionskraft geplagten Dichter wenigstens den ersten Akt seines Fragment gebliebenen „Moloch" finden, der freilich beweist, mit welch finsteren Gewalten er in Italien innerlich zu ringen hatte, mit Gewalten, zu denen die elementare, urweltliche Arbeit des Vesuvs besser stimmte, als die glanzvolle Schönheit des Golfes. In Neapel trat ihm der junge Hermann Hettner näher, der sich später als Literarhistoriker auszeichnete.

Mitte Oktober kehrte Hebbel nach Rom zurück, wo er noch zehn Tage blieb und sich, von Gurlitt abermals mit Geld versehen, zur Heimreise nach Deutschland rüstete.

An Gurlitt in Rom

10. Juli 1845. Neapel, abgesehen von seiner Umgebung, macht ganz den Eindruck von Paris, nur daß sich hier der Kontrast zwischen Glanz und Elend noch viel schneidender aufdrängt, wie dort, wo der Jammer in seine Ecke verwiesen ist, während er hier dem Glück nachschleicht, wie dem Licht der Schatten. Für mich ist der Aufenthalt in großen vielbewegten Städten, wo die Menge durch Massen für ihre Miserabilität im einzelnen entschädigt, ein Bedürfnis, deshalb bin ich in Neapel trotz der gründlichen Niederträchtigkeit des Volksschlags recht gern. Aber zu einer Arbeit komme ich hier nicht; auch war es töricht von mir, dies zu erwarten. Mich vernichtete schon der deutsche Sommer; wie sollte ich dem italienischen Widerstand leisten! Ich bringe, wie das Jahr, nur im Herbst Früchte.

. . . Ich blieb acht Tage in der Strada Lucia, die Aussicht auf den Golf und den des Abends flammenwälzenden

Vesuvs war doch zu schön, um eines höchst unerheblichen Ersparnisses wegen gleich wieder darauf zu verzichten. Jetzt wohne ich in einer Nebengasse des Toledo, wo ich ein leidlich kühles Zimmer um erträglichen Preis gefunden habe. Götzlof gab mir die Adresse; es ist in der Locanda la bella Venezia. Vor mir, über mir, unter mir, neben mir, wohnen hübsche Mädchen, die des Abends alle nach und nach auf den Balkonen erscheinen. In einen schöneren Ring ist nie ein Junggesell gefaßt worden.

... Früher, als ich die Richtung meines Geistes und die Sphäre meiner Tätigkeit noch nicht kannte, war mir mein eigener Umgang genug, ich hatte die Friktion, die zu jedem Lebensprozeß notwendig ist, wenn er nicht ins Stocken geraten soll, in mir selbst. Jetzt bedarf ich der Berührung mit Menschen, auf die ich wirke, in denen ich meine Ideen Fleisch und Blut werden sehe ...

Heiraten sollen, ohne zu lieben: Dummheiten auf vernünftige Weise begehen sollen. Tagebuch Juli 1845.

An Elise

... Sonnabend, den 19., bestieg ich den Vesuv, von zwei jungen Doktoren[1], einem Schlesier und einem Dänen, die mich hier besucht haben, begleitet; ich hatte es bis dahin aufgeschoben, weil ich bei meiner Ankunft nicht dazu gekommen war und später den Vollmond abwarten wollte. Solche Partien kosten immer Geld und nicht wenig, weshalb man sie nicht so oft machen kann, als derjenige, der nicht selbst hier gewesen ist, sich denkt, denn alle interessante Punkte sind von Neapel zu weit entfernt, als daß man sie zu Fuß erreichen könnte. Wir fuhren nachmittags um 3 Uhr mit der Eisenbahn nach Portici oder vielmehr Resina, welches die Fortsetzung von Portici bildet und über dem eben aus diesem Grunde nicht völlig aufzugrabenden Herkulanum liegt. Hier nahmen wir Führer und Esel und machten uns auf den Weg. Der Däne, ein kleines, spindeldürres Kerlchen mit breitkrämpigem Hut, 22. Juli 1845.

sah aus, als ob er noch nie ein Pferd bestiegen hätte; um ihn zu vexieren, ritten wir, obgleich es beständig in die Höhe und über Stock und Stein ging, im rasendsten Galopp; die Führer hingen sich mit der einen Hand an den Schwanz des Esels und peitschten ihn mit der anderen. Bald holten wir ein paar Engländer, die voraus waren, wieder ein und machten nun also eine Kavalkade von fünf Personen aus. Es geht lange zwischen Weinbergen fort, denn der Vesuv hat eine gewaltige Unterlage und erhebt sich nur sehr allmählich; dann kommt man in die Region der ältesten Lava und wird vom Führer auf die Spuren des ersten Ausbruchs von 79, bei dem Herkulanum und Pompeji den Untergang fanden, aufmerksam gemacht. Hier ist es mit der Vegetation vorbei; eine schwarze Wüste, frischgepflügtem Lande nicht unähnlich, aber nur in der Farbe und den Wellenlinien, dehnt sich vor dem Auge aus, und der eigentliche Bergkegel, von dem Hintergrund des Horizonts abgelöst, tritt schauerlich und nackt in öder Selbständigkeit hervor. Es war kein ganz heller Tag, Wolken standen am Himmel; der Schatten, den eine derselben warf, kroch unheimlich auf seinem Nacken herum. Von Zeit zu Zeit kehrten wir uns um und erquickten uns an dem Anblick des Meers, dessen köstliche Bläue seltsam mit unserer Umgebung kontrastierte. Bei der sogenannten Eremitage machten wir Halt, traten jedoch nicht ein, da die ungeheuren Preise, die von diesen frommen Vätern für die schlechteste Bewirtung gefordert werden, selbst die Engländer abschreckten. Nun ging es noch eine kurze Strecke zu Esel weiter; dann befanden wir uns am Fuß des Kegels und mußten unsre eigenen Kräfte versuchen. Er ist streckenweise mit Steinen, die, von der Größe abgesehen, den Schmiedeschlacken gleichen, und mit Asche, die jedoch sehr grobkörnig ist, überdeckt, und zwar so, daß man, je nachdem man will, völlig in der Asche hinaufwaten oder auf den Steinen hinaufklettern kann. Wir zogen das Letztere vor; fünf Lazzaroni sprangen voraus und schleppten uns an Stricken, die sie über die Schultern schlugen, nach, was die Mühe bedeutend erleichterte. Wir waren sehr bald, etwa in

einer guten halben Stunde, oben; die Beschwerlichkeiten waren nicht so groß, als sie uns geschildert worden waren, dennoch fühlte ich die Lungenstiche wieder, die seit meiner Krankheit von 1839 bei jeder etwas stärkeren Anstrengung zurückkehren. Nun galt es zunächst einen Kampf mit den Lazzaroni. Wir hatten in der Eile das Bedingen ihres Lohns vergessen und nun verlangten sie nach echt neapolitanischer Weise das Hundertfache dessen, womit sie sonst zufrieden gewesen wären. Natürlich erreichten sie nicht ihren Zweck, aber man mußte sich doch erst mit ihnen abzanken, und das ist in solchen Momenten nicht viel besser, als ob man, im Begriff, das Abendmahl zu nehmen, mit dem Priester erst über die Taxe handeln müßte. Zwar war das Bild, das uns oben entgegentrat, zu gewaltig, als daß der Eindruck hätte gestört und verringert werden können. Wir hatten ein vulkanisches Meer vor uns, zusammengeflossen aus den noch zu unterscheidenden einzelnen Strömen von Lava, wie sie im Lauf der Jahrhunderte aus dem geheimnisvollen Schoß des Bergs hervorgebrochen sind. In der Mitte, ziemlich steil, erhebt sich der kleinere Kegel mit dem gegenwärtigen Krater, aus dem, wie man es schon von unten bemerkt, in regelmäßigen Pausen nicht Flammen, sondern glühende Steine von zuweilen sehr beträchtlicher Größe herauffahren; dabei vernimmt man ein Geräusch, das aus einem dumpfen Kollern und einem heulenden Gezisch zusammengesetzt und zum Teil ein unterirdisches ist, und ein roter Lavastrom, einem kochenden Brei ähnlich, wälzt sich langsam vorwärts, diesmal nicht breiter, wie ein mäßiger Fußsteig, bei einer Eruption aber die ganze Fläche, auf der wir standen, überdeckend und alles Lebendige vor sich herjagend. Wir näherten uns dem Kegel, so weit wir konnten und hielten an, als die Hitze zu groß wurde; an ein Besteigen und Besichtigen des Kraters war nicht zu denken, es ist nur zu einer Zeit möglich, wo der Berg nur kleine Steine auswirft, und auch dann nur, wenn der Wind, der fast ruhte, sehr scharf von einer bestimmten Seite herweht und den Auswurf, nebst der alles einhüllenden Rauchwolke abtreibt. Ich konnte mich

anfangs, solange es noch Tag war, von der Gefährlichkeit des Unternehmens nicht überzeugen und bestand darauf, es auszuführen; aber ich fand nicht allein keinen Begleiter, sondern der mit uns gekommene Schutzsoldat schien sich mir sogar widersetzen zu wollen, und als später die Nacht einbrach und ich die Größe der niederfallenden Steine und die Regellosigkeit, womit der Berg sie verstreute, deutlicher bemerken konnte, mußte ich allerdings einräumen, daß ich die Vernunft nicht auf meiner Seite gehabt hatte, denn es wäre an kein Ausweichen zu denken gewesen, und wenn ein dreißig- oder fünfzigpfündiger Stein und ein menschlicher Schädel zusammenstoßen, pflegt der Stein eine geringere Wunde davonzutragen, als der Schädel. Goethe war oben, aber gewiß an einem ruhigeren Tage. Einen grauenhaften Anblick gewährten die erstarrten Lavaströme, die den Kegel, sich durcheinanderwindend, umringen; sie sehen aus, wie Schlangen, Krokodile, Sphinxe, und nicht etwa bloß für die Phantasie, sondern für das Auge; es ist, als ob die fabelhaften Ungeheuer, womit der Kindertraum der Menschheit das Chaos bevölkerte, hier lebendig geworden wären. Ich sagte schon oben, daß der Tag nicht ganz hell und deshalb die Aussicht beschränkt war; aber ich konnte das nicht bedauern, das schreckliche Bild ging um so besser zur Totalität zusammen, Wolken und Nebel legten sich als Rahmen herum und schnitten es ab von der übrigen Welt. Die Sonne paßt nicht zu einem feuerspeienden Berg, die Hölle muß sich selbst beleuchten; erst nach ihrem Untergang schloß sich der Eindruck in seiner ganzen Eigentümlichkeit ab. Man kann jedoch für andere so wenig sehen, als Wein trinken, oder was weißt Du mehr, als Du jetzt schon weißt, wenn ich sage, daß der Berg mächtiger zu arbeiten anzufangen schien, daß die Steine, die er um sich herumsäte, röter glühten, daß das donnerähnliche Gekoller unter der Erde und das zischende Geheul sich verstärkte? Nachher ging der Mond auf und brachte durch sein mildes, unschuldiges Licht einige Versöhnung in die düstre Szene, die ein ergreifendes Vorspiel jenes letzten Zeitmoments abgab, wo die Erde sein wird, wie dieser Berg,

kahl und öde, und den Elementen zur völligen Zerstörung überantwortet . . .

. . . Die Bildungen der Natur, die sich in Rom bis zu ewigen Formen erheben, sinken hier schon wieder zum Lieblichen herab, und dabei bin ich weit mehr beteiligt, denn die Schönheit wird mir in Kunst und Leben immer mehr Bedürfnis. Dennoch sieht man auch in Neapel noch Gestalten und Züge, vor denen man mit Golo[2] ausrufen möchte: o, sei gewiß, die bildende Natur hat sich bisher im Schaffen nur versucht und so weiter. So wohnt ein Mädchen neben mir an, das ich nicht sehen kann, ohne mich glücklich zu fühlen. Gerade in diesem Augenblick steht sie unter ihren Blumen auf dem Balkon; quanto e bella, quanto e carina! Verzeih dies, Elise; ich flechte zuweilen ein paar italienische Worte ein, weil ich denke, daß sie mir, wenn ich einmal diese Briefe lese, eine angenehme Erinnerung sein werden . . .

. . . Meine Lebensweise ist denn jetzt die vernünftigste, 25 Juli
die ein Baron führen kann. Ich esse, trinke, amüsiere mich und schlafe. Nichts ist übel dabei, als daß ich kein Baron bin. Aber merkwürdig genug, nun alles zu Ende geht, fängt das Sparen mich zu langweilen an, und ich gebe mehr aus, wie früher. Wie es mit meiner Gesundheit steht, mag Gott wissen. Der Knoten, den ich in der Seite hatte, sitzt noch immer da; er geniert mich jetzt nicht, was er später tun wird, muß die Zukunft lehren. Ich nehme hier die Woche mehrere Male Seebäder; eins kostet aber fast soviel, als das Diner. Was ich in Deutschland schon immer sagte, weil ich es fühlte, das weiß ich jetzt gewiß: es haben sich in meinem Körper so viele Übel gesammelt, daß nur eine ernste und lange Kur unter Leitung eines bedeutenden Arztes mich wieder davon befreien könnte. Dazu ist kein Geld vorhanden und die Folgen werden schrecklich sein. Schon jetzt spüre ich sie in der fürchterlichsten Abspannung, womit ich fortwährend zu kämpfen habe; ich würde ganz anders arbeiten können, wenn ich gesund wäre. Halte dies nicht für Einbildung, ich weiß, was ich sage, wie ich es früher wußte . . .

. . . Die eigentliche Frucht meiner Reise ist die, daß ich nicht mehr leben kann, wenn ich nicht reise. Mich in eine Eck hinzuhocken, Familienpapa zu werden und mich daran zu ergötzen, wie der Junge wächst, wird mir ewig unmöglich sein. Ich werde in Deutschland versuchen, ob sich nicht Verhältnisse anknüpfen lassen, die mir die Existenz im Auslande durch literarische Arbeiten sichern und dann wieder nach Paris oder Italien gehen. Es ist möglich, daß mir dies nicht gelingt, obgleich ich nach den Wirkungen meiner bisherigen Werke, wie sie mir selbst hier sichtbar werden, nicht zweifeln sollte. Dann werde ich mich aber auch immer unglücklich fühlen. Für Dich und das Kind werde ich tun, was in meinen Kräften steht. Das bedarf keiner Worte, das ist heilige Pflicht . . .

. . . Wenn Du mir zuweilen von „Durchkommen" schreibst, überschleicht mich ein unsäglich peinliches Gefühl. Nein, damit bin ich jetzt nicht mehr zufrieden. Lieber den Tod, als ein so enges Dasein, wo man von Tag zu Tag, wie die Raupe von Blatt zu Blatt hinüberkriecht und selig ist, wenn man sich satt fühlt. Es mag sein, daß der Mensch sündigt, sobald er mehr verlangt, aber mit dem Dichter sind diese Sünden geboren und was sollte ein Tragödienschreiber denn anderes sein, als ein Tragödienheld? Der Widerspruch zwischen meinen kümmerlichen äußeren Verhältnissen und meinem genuß- und tatendürstigen Innern wird immer schneidender; aber ich hoffe viel von meiner späteren Zukunft, vorausgesetzt, daß ich nicht einen Schritt tue, der entschieden das Glück verscheucht, und bin nur besorgt für die nächste . . .

[1] Der eine war Hettner. [2] In „Genoveva".

Das Venerabile in der Nacht

Ein Bild aus Neapel.

12. Juli 1845.

Auf benachbartem Balkone
sah ich, wenn die Nacht sich senkte,
oft zwei Schwestern traulich gehn;
doch, wie nah ich ihnen wohne,
und wie drob mein Herz sich kränkte:

Tags hab ich sie nie gesehn;
nur mit seiner Flammenkrone,
die er wie in Feuer tränkte,
sah ich den Granatbaum stehn.

Heute auch sind sie erschienen,
ihre Kleider, ihre weißen,
schimmern durch die Nacht wie Licht;
und die Düfte ziehn von ihnen
her zu mir, die sich befleißen,
zu erfrischen ihr Gesicht;
nur die süßen Mädchenmienen,
die den Himmel uns verheißen,
nur ihr Antlitz, seh ich nicht.

Horch! da zieht es durch die Gassen,
beten höre ich und singen,
fromm gebeugt steht jedermann;
mit dem Christusbild, dem blassen,
kommen Knaben, Glocken klingen,
und Gott selber naht heran;
aber meine Nachbarn fassen
nach den Lampen rings und bringen
sie zum Fenster, knieen dann.

An die junge Brust sich schlagend,
sinken zu des Ewgen Preise
auch die Schwestern auf das Knie;
und die helle Lampe tragend
kommt die Mutter still, die greise,
und sie stellt sie zwischen sie;
doch der Baum, sie überragend,
streut auf sie die Blüten leise,
die der Sommer ihm verlieh.

An den Künstler

1.

Ob du auch bilden magst, was unvergänglich
durch alle Zeiten wandeln soll und glänzen,
doch wird dich die, in der du lebst, nicht kränzen,
sie wird dir trotzen, stumpf und unempfänglich.

Die Menschheit, schon an sich so unzulänglich,
kann sich in ihren enggesteckten Grenzen
nicht einmal aus dem Zauberquell ergänzen,
der aus ihr selbst hervorbricht überschwänglich.

Beklage es, doch einzig ihrethalben,
die mit dem Nichtgenießen dies Verkennen
zu teuer büßt, und nimmer deinetwegen;

denn wollte sie dich gleich zum König salben,
so würden dich die Zweifel nicht mehr brennen,
durch die du zahlst für aller Götter Segen!

2.

Und ob mich diese Zweifel brennen müssen?
So rufst du aus und möchtest es verneinen,
auch mag der Frost dir unerträglich scheinen,
der oft dich schüttelt bei der Muse Küssen.

Doch sprich: wenn deinen schöpfrischen Ergüssen,
in denen alle Wonnen sich vereinen,
die Schmerzen fehlten, stünden nicht mit Weinen
die Brüder fern so einzigen Genüssen?

Drum nimm sie hin, die Ungerechtigkeiten
der Welt, die dir die Lust des Daseins trüben
und bittern Zwiespalt in dir selbst erwecken.

Sie sind bestimmt, von Anbeginn der Zeiten,
die höhere Gerechtigkeit zu üben
und einen Zwiespalt größrer Art zu decken.

An Felix Bamberg

in Paris.

Am 13. bin ich von Neapel zurückgekehrt, nachdem ich dort volle vier Monate verweilt hatte. Diese Zeit gehört zu der glücklichsten meines Lebens. Es kam so manches zusammen, was sich selbst in Neapel nicht immer trifft. Ich kann nicht darüber schreiben, um so weniger, als ich den schönsten der gehabten vielen schönen Momente in meinen neueren Gedichten schon Denkmäler gesetzt habe. Nicht ohne tiefe Wehmut blicke ich zurück, nicht ohne einiges Grauen vorwärts. Schon höre ich die wohllautendste Sprache der Welt nicht mehr von dem lieblichsten Munde, bald werde ich sie gar nicht mehr hören. Dennoch verbanne ich mich selbst, denn nichts hindert mich, noch hierzubleiben, aber mir däucht, der Silberblick ist vorüber. Auch den hätte ich festhalten können, doch das erlaubten meine Verhältnisse nicht, und ich glaube eine schwere Probe nicht gar zu schlecht bestanden zu haben. Rom 18. Okt. 1845.

Also, es geht zurück nach Deutschland, statt vorwärts nach Sizilien. Dies steht fest, aber es steht nicht weniger fest, daß ich wiederkehre. Über Paris gehe ich nicht; dort war ich für die geringen Resultate meines Aufenthalts nur zu lange; auch hat Frankreichs Hauptstadt den größten Teil ihrer Reize für mich verloren, seit ich Italien kenne. Ich werde den Weg über Wien, Prag, Berlin, Leipzig wählen und weiß noch selbst nicht, wo ich zunächst anhalte; vielleicht schon in Wien, gewiß wohl in Berlin, denn in Hamburg habe ich nichts zu tun, wenigstens als Dichter nicht. Ehrlich gestanden, ich zittre vor der deutschen Atmosphäre, nicht, weil ich etwa nach Art manches andern, albernen Gesellen behaupte, daß man nur unter azurblauem Himmel atmen könne, einzig und allein, weil mir die nächste Frucht der an und für sich höchst bedeutenden und wünschenswerten politischen Bewegungen in einer jede künstlerische Regung erstickenden barbarischen Gleichgültigkeit gegen die höchsten Prozesse des menschlichen Geistes zu bestehen scheint. Wäre das metallne Fundament meines Lebens so wohl gegründet, wie das geistige, ich würde Deutschland nie wieder

betreten, sondern meinen Anteil an dem nationalen Entwicklungsgeschäft nach dem Maß meiner Kraft ruhig und gelassen aus der Ferne besorgen und es den Göttern anheimstellen, wann und wie sie von meinen Arbeiten Gebrauch machen wollten. Nun muß ich in den Kampf hinein und mir für Todeswunden — Kommisbrot kaufen! . . .

An Elise

24. Okt. 1845. . . . Deinen Brief lasse ich unbeantwortet, da er natürlich nur die allerunangenehmsten Gedanken in mir angeregt hat.

. . . O Du hast recht, ich schwimme in Genüssen allerart! Glaube mir, ich würde mit Freuden nach Deutschland zurückgehen, denn ich hoffe, dort wieder arbeiten zu können, wenn nicht die allerfurchtbarste Misere des Lebens mich erwartete. Dennoch stelle Dir Deinen Freund nicht zu melancholisch vor. Ich weiß nicht, ist es Kraft, ist es Leichtsinn, aber ich halte den Kopf noch immer einigermaßen oben. Hier in Italien kann ich jedoch unter solchen Verhältnissen nicht bleiben. Wer könnte etwas genießen, wenn er vom Schuldenmachen lebt? Ohnehin habe ich einstweilen genug, und lüge mir wenigstens vor, um mir den Abschied zu erleichtern, daß ich einst wiederkehren werde.

Von Triest werde ich nach Wien, von Wien nach Berlin gehen. In Wien denke ich etwas zu verweilen, vorausgesetzt, daß ich Duller dort treffe. Die Wiener Jahrbücher haben schon den dritten Artikel über mich gebracht, vielleicht ist der Boden mir günstig. Jedenfalls werde ich mir dort Kleider kaufen, ehe ich mich vor jemand sehen lasse, denn ich bin gar zu abgerissen, habe nichts mehr als einen alten, abgeschabten Frack, nicht einmal für die Reise einen Oberrock . . .

Von Neapel bin ich, solange ich auch da war, nicht ohne Schmerz geschieden. Wie trieb es mich hinüber nach Sizilien! Für 5 Speziestaler war ich in Palermo und fast alle meine Bekannten machten die Tour! Aber zurück wieder 5, das sind schon 10, und dafür hat man in Deutschland einen Rock. Also blieb ich und freute mich dessen, was ich hatte. Sehr schöne Gedichte habe ich noch gemacht, Liebesgedichte, und

vom Moloch den ersten Akt. Am frühen Morgen, es war noch völlig dunkel und die Straßenlaternen brannten noch, verließ ich die schöne Stadt. Es regnete, als ob der Ozean neu zu füllen wäre! Lebe wohl, Neapel, lebe wohl, Villa reale, lebt wohl, ihr drei nachbarlichen Balkone, lebt wohl, Emilia und Angiolina, ihr süßen Kinder aus Messina, aus deren Munde ich die schönste Sprache der Welt jeden Morgen hören durfte! Alles ist vorbei, wie ein Schauspiel, wir ziehen die bunten Kleider wieder aus; wann werden wir zu Bett gehen? — —

Wenn Hebbel nicht, wie Goethe, in ein sehr inniges Verhältnis zu den bildenden Künsten kam, so lag das nicht nur an der gewaltigen Kluft, welche die Welt dieses Norddeutschen von den Gestalten trennt, die ihn in allzu hohem Frieden von den Postamenten grüßten oder die in starkem, freiem Sinnentum auf den Leinwänden feierten, sondern auch an seinen, von inneren Gärungen, Krankheit, materiellen Nöten und unablässiger Sorge um die nächste Zukunft getrübten Blicken. Dennoch liegt auf den reinen Formen seiner damaligen Gedichte viel von dem Glanz des italienischen Himmels, und der Mensch Hebbel verdankt der südlichen Natur und ihren Menschen einen neuen Mut zur klaren, notwendigen Entwicklung und natürlichen, kräftigen Sinnlichkeit, wodurch er sich von Elise Lensing innerlich loslöste. „Im ganzen bestätigte sich mir die allgemeine Erfahrung," schreibt er daher später mit vollem Recht, „daß man in Italien etwas zurückläßt, was man nur dort los wird, und aus Italien etwas mitfortnimmt, was man nur dort erlangt. Auch ich datiere seit meinem römischen Aufenthalt eine neue Epoche."

Wien

4. November 1845 bis zum Tode 13. Dezember 1863

Mit angegriffener Gesundheit, von dem Gespenst der Not umklammert, so kam Hebbel in Wien an. Zwar sagten ihm die Autoritäten der Literatur und des Theaters das Schmeichelhafteste über seine Dramen, aber auf tatkräftige Hilfe wartete er vergebens. So war er im Begriff, mit getäuschten Hoffnungen Wien zu verlassen und sich nach Prag und von dort aus nach Berlin zu wenden, als das Schicksal mit wirklichen Wundern in sein Leben eingriff. Auf dem Wege zur Post, wo er sich einen Platz im Eilwagen nach Prag bestellen wollte, wurde er zu zwei galizischen Edelleuten, Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti, geladen. Mit einer fast grotesken Begeisterung fielen sie über den Dichter her, feierten ihn mit einem Champagnersouper und toasteten und rezitierten vor ihm auf den Knien. Am Weihnachtsabend steckten sie ihn in neue, kostbare Kleider und mieteten ihm eine Wohnung im „Erzherzog Karl". Inzwischen war die Wiener Jugend gleichfalls von Begeisterung für ihn ergriffen worden; Hebbel wurde beinahe Mode, und die Zeitungen waren voll von Berichten und Notizen über den großen Dichter. Was ihn jedoch mehr als alles andere in Wien festhielt, war seine Neigung zu der Burgtheaterschauspielerin Christine Enghaus, mit der er sich am 24. Mai 1846 verheiratete.

Elise Lensing hatte während der ganzen langen Zeit ihres Verkehrs Hebbel stets für frei erklärt und ihm versichert, sie werde im Falle einer in ihm erwachten Leidenschaft sofort zurücktreten; das war ihr heiliger Ernst gewesen, dennoch konnte ihre Natur der grausamen Tatsache einer Trennung unmöglich standhalten. Auf den Rand eines Pariser Briefes, in dem ihr Freund einst liebevoll aller ihrer Leiden gedacht hatte, setzte sie jetzt in den Tagen des ersten wilden Schmerzes die Worte: „Leide ich jetzt durch seine Grausamkeit, wo jedes Gefühl der Teilnahme sogar aus seiner Seele für mich erloschen ist — viel mehr?!! — er entwürdigt das tiefste, heiligste Gefühl in mir und wirft mir mein Herz mit Hohn und Spott zu Füßen einer Schauspielerin — ich hab nun einmal keinen Glauben zu diesen Leuten, sie wechseln wie mit Kleidern so mit ihren Gefühlen." Leider hat Bamberg die Korrespondenz jener Tage vernichtet. „Briefe anklägerischen, verteidigenden, wehevollen und widerwärtigen Inhalts", so charakterisiert sie Hebbels Biograph Emil Kuh, „liefen, besser schlichen zwischen ihm und Elise hin und her; alte Posten wurden gezählt und an-

einandergereiht, Vergangenes und Verschollenes, Gutes wie Böses, Schönes wie Unschönes rekapituliert. Was das rastlos vorwärtstreibende Leben in seinem mannigfaltigen Wechsel der Lagen und Stimmungen zum Heil oder Unheil der beiden, zu ihrem Troste oder ihrer Pein hervorgebracht und was als Ursach und Wirkung, als Schicksal oder Zufall sich vor ihnen beglaubigt hatte, das nahm sich nun, in dem Briefgefecht zum Kriegsgebrauch herbeigeholt und erniedrigt, unhold und mißlich, halbwahr oder lügenhaft aus, das erschien als ein Leichenfeld von Fehltritten und Enttäuschungen, als eine Folgenreihe von Willkür und Traum. Die Wärme des Erlebten und Durchlebten hatte sich verflüchtigt und alles wurde kalt und häßlich und unwahr." Erst später kam es zu einer Versöhnung. Als am 12. Mai 1847 Elisens zweiter Sohn Ernst gestorben war, da reiste sie auf Christines Veranlassung nach Wien und blieb über ein Jahr in Hebbels Hause. „Daß unser Verhältnis sich so rein gestaltete," so schrieb sie, nach Hamburg zurückgekehrt, der hochherzigen Freundin, „verdanke ich meinem Dortsein, Eurem Ruf, nach Wien zu kommen. Soviel Schmerzensstunden mir in jener unvergeßlichen Stadt auch bestimmt waren — nimmer würde es sich so gewendet haben, hätt ich nicht Dich und alles dort selbst kennen gelernt. Jetzt ist unser Verhältnis gewiß eines von denen, deren es wenige gibt. Bleibe Du und die Deinen gesund, das ist ja die erste Lebensbedingung, genießt Euer Glück, denn Ihr seid glücklich!" Und ein anderes Mal schreibt sie: „Du, meine süße Tina, bist wie ein ewig klarer Stern, der, wenn er trüb uns erscheint, doch rein ist."

Die Gunst der Wiener, die Hebbel so bald gewonnen hatte, sollte sich ebenso schnell teils in Gleichgültigkeit, teils in Gehässigkeit und Klatsch verwandeln. So sehr ihm die Kaiserstadt gefiel, so wenig sagte ihm der leichtlebige, liebenswürdige Wankelmut ihrer Bevölkerung zu, den er als den krassesten Gegensatz zu seiner norddeutschen ernsten Gewissenhaftigkeit und Beständigkeit empfand. Das von der Zensur unterjochte Theater blieb ihm verschlossen. Für solche Übelstände entschädigte ihn das Glück im Hause, das zwar durch den Tod seines erst wenige Wochen alten Söhnchens getrübt, aber durch die Geburt eines Töchterchens, Christine, wieder erhellt wurde, und die Freundschaft mit dem jungen, geistvollen Sigmund Engländer.

Leider verlor er den Freund einstweilen, da sich dieser in die Wirren des Revolutionsjahres 1848 hineinreißen ließ und schließlich fliehen mußte. Hebbel selbst nahm zu den Ereignissen der erregten Zeit feste Stellung: den Sturz des Absolutismus begrüßte er, aber gegen die wüsten Unruhen machte er energisch Front. Auf politischem Gebiete ist er hervorgetreten als Kandidat für das

deutsche Parlament der Wiener Josephstadt, doch hatte er wegen seiner, den Österreichern unverständlichen norddeutschen Aussprache keinen Erfolg, sodann als Mitglied und Sprecher einer Deputation des Schriftstellervereins Konkordia an den nach Insbruck geflüchteten Kaiser und endlich als Berichterstatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Hebbels politische Ansichten waren vernünftig und weitzügig; er bekämpfte einen frühreifen Kosmopolitismus und ersehnte die Einigkeit des Deutschen Reiches.

Das Revolutionsjahr machte für Hebbel vorübergehend die Bühne frei, auf der „Judith" und „Maria Magdalena" mit starkem Erfolg gespielt wurden, sein neues Trauerspiel „Herodes und Mariamne" dagegen unverstanden vorüberging und das Märchenlustspiel „Der Rubin" kühl ließ. Außer den letztgenannten Stücken schuf Hebbel in jenen Jahren die beiden Dramen „Ein Trauerspiel auf Sizilien" und „Julia" und die satirische Komödie „Michelangelo".

An Elise

9. Nov. 1845. . . . Ein eiskalter Wind blies mich an, Regentropfen fielen, mich fröstelte und auch meine Seele begann zu schaudern. Das war der Gruß des Vaterlandes, adio, bella Italia, Schnupfen, Husten und Zahnweh schickten ihre Gesandten. Ein unglaublicher Unterschied bei so kurzer Distanz. Am nächsten Morgen hielten wir in Laibach; es hatte über Nacht Eis gefroren; der Himmel schien wie mit Löschpapier ausgeschlagen, und ich rezitierte eine Schilderung Thules aus meinem Moloch und wunderte mich über ihre schreckliche Richtigkeit; denn es fiel mir in Italien schon gar nicht mehr ein, daß es in Deutschland kalt und trübe sei . . .

19. Nov. 1845. . . . Gottlob, noch immer sind die Kräfte frisch, und jede Schlacht will ich bestehen; nur das Gespenst der Not muß mir nicht nahekommen, das vernichtet mich. Dürftig lebe ich jetzt, ich ertrag es; alle Ehren, die mir gebühren, gehen an meinem Haupt vorüber, ich lache dazu; aber der wirklichen Misere würde ich erliegen; es ist Lebensbedingung für mich, daß sie mir fernbleibt . . .

. . . Ich war schon im Begriff, abzureisen und ging eben auf die Post, als mir ein Herr, der mich ein wenig kannte, be-

gegnete und mir sagte, es seien ein paar Barone aus Galizien hier, die sehnlichst wünschten, meine Bekanntschaft zu machen; sie hätten sich schon an Deinhardstein um meine Adresse gewendet, aber dieser habe ihnen geantwortet, er wisse sie nicht, ich hätte ihm eine verkehrte gegeben, er hätte mich schon fünfmal gesucht, ohne mich zu finden. Natürlich war ich augenblicklich geneigt, diesem Wunsch zu willfahren und bestimmte ein Café zum Rendezvous, unterließ aber auch, mich auf der Post einzuschreiben, da mir über Deinhardstein ein neues Licht aufging, und ich den nächsten Tag noch Zeit genug hatte. Ein merkwürdiger Abend erfolgte, einzig in seiner Art. Im Café erhielt ich durch jenen Herrn eine Einladung, die Barone zu besuchen und einige Stunden bei ihnen zu verbringen. Ich tats und wurde auf eine Weise empfangen, die mir fast peinlich war. Von einem solchen Enthusiasmus hatte ich noch keine Vorstellung gehabt, und es waren nicht junge Leute, sondern Männer, die dem Greise näherstanden, als dem Jüngling. Zunächst erfuhr ich, daß Deinhardstein sie dringend ersucht habe, auch ihm meine Adresse mitzuteilen, falls sie sie auftreiben sollten, und entschloß mich, gleich den folgenden Tag zu ihm zu gehen. Dann gabs eine wilde Nacht, kostbares Essen, Fasane und Rebhühner, Champagner, Toaste, auf den Knien vor mir ausgebracht, und, weil dritte Personen hinzukamen, fortwährendes leidenschaftliches Rezitieren und Interpretieren der Judith und der Genoveva. Ich konnte der Sache keinen Einhalt tun, so wenig durch Ernst, als durch Spaß; ich mußte mich daher benehmen, als ob ich meine eigne Bildsäule wäre, das heißt stillschweigen. Doch würzte ich mir die für mein Gefühl viel zu übertriebene, wenn auch wohlgemeinte Situation durch Torteessen und Weintrinken. Auch die Nacht mußte ich dableiben, mein kostbares Leben durfte der Gefahr einer Erkältung nicht ausgesetzt werden, und ich schlief unter damastenen Decken mit goldenen Frangen. Mir war, als ob mir ein Märchen passierte, halb ungereimt, halb tiefsinnig, aber im ganzen angenehm. Diese Herren sind seitdem in ihrem Eifer nicht erkaltet, sondern sie tun für mich,

was sie mir nur an den Augen absehen können, und das ist ein noch größeres Wunder, als das erste; sie können mir, da sie hier mit den ersten Familien verwandt sind, von großem Nutzen sein . . .

. . . Das mußt Du doch fühlen, daß die Verhältnisse von ehemals jetzt unmöglich sind, und daß mein Leben entweder einen höheren Schwung oder — ein Ende nehmen muß. So steht die Sache, täusche Dich nicht. Alle meine Gedanken sind jetzt auf Wirkung gerichtet; von allen Arten der Sehnsucht kenne ich nur noch die eine nach Taten, und nichts kann Pflicht für mich sein, was diese verhindert, weil es mich und alle meine Kräfte vernichtet . . .

. . . Auf Deinem Sofa ruhte sichs ganz bequem, ich war gegen jeden rauhen Luftzug geschützt, aber ich hatte dafür auch gleich den Schnupfen, sowie ich ins Freie trat. Dies zurückgezogene Leben war für einen Menschen, der, wie ich, der Welt bedarf, der nur im Sprechen aufgeht, höchst unnatürlich. Wohl mir, daß die Reise mich herausriß! Wenn ich glücklich sein soll, so muß ich in der Mitte einer empfänglichen Umgebung stehen, auf die ich wirken kann; denn in mir ist gottlob der Mensch noch mehr, als der Künstler. Wie prächtig gehts jetzt? All dies verschüchterte Wesen hat sich verloren, ich mache Dutzende von Bekanntschaften, und das Interesse, was man an meiner Person nimmt, die Teilnahme, die meine von Gedanken und Einfällen, dummen und klugen, blitzende Unterhaltung einflößt, weckt Interesse und Teilnahme für meine Arbeiten. Und so solls sein. Einer Liederseele, wie Uhland, mag das in sich gekehrte Schweigen geziemen, aber ein dramatischer Dichter muß auch persönlich etwas von einem Feldherrn haben. Freilich kommt mir auch das zustatten, daß mir die Ansprüche, die ich früher im stillen machte, aber nicht laut und offen auszusprechen wagte, mir jetzt unaufgefordert bewilligt werden, daß die Jugend den König der Literatur in mir sieht und das Alter wenigstens den Kronprinzen. Alle Blätter sind hier voll von mir . . .

. . . Ich ward in die Concordia, eine Gesellschaft, wo

sie Sonnabends alle zusammenkommen, eingeführt. Es ward den Abend, wo ich dort war, dem böhmischen Dichter Karl Egon Ebert, durch Goethe empfohlen, ein Fest gegeben. Er gefiel mir recht wohl, trotz seines starken Oberkörpers, der, auf dünnen Beinen ruhend, ihm ein seltsames Ansehen gab. Der erste Toast galt, wie natürlich, ihm. Als zum zweiten geläutet wurde, erhob sich stürmisch die Jugend und brachte mir einen Toast. Hierauf erhob sich Bauernfeld und erklärte, er habe nur ums Wort gegeben, um es selbst zu tun. Ich hatte nur zu tun, daß ich die Jüngeren in Ordnung hielt. Sie scharten sich um mich, als ihren Bannerherrn, und konnten es nicht ertragen, daß ich nicht allein gefeiert wurde. Napoleon hat recht, der Enthusiasmus der Jugend ist es, der die Welt neugebiert. Ich werde Dir, wie ich hoffe, nicht eitel vorkommen; ich erzähle Dir diese Dinge nur deshalb, weil sie mir als Zeichen einer besseren Zukunft erscheinen. Im übrigen sind sie mir schon darum gleichgültig, weil ich ein Recht auf sie zu haben glaube. Das gehört zu meiner Existenz; dies Wort mag nun so stolz klingen, als es will, ich werde so wenig davon überrascht, wie der Nackende von dem Kleide, das er endlich findet, und das er nie hätte entbehren sollen. So gefährlich es ist, sich Hoffnungen hinzugeben, so möchte ich es jetzt fast wagen, ich möchte fast glauben, daß mein Leben jetzt eine bessere Wendung nehmen wird, wenn ich auch über das Wie nichts zu vermuten wage. Warum? Weil ich weiß, daß es geschehen muß, wenn ich nicht zugrunde gehen soll. Jeder Lebensmut war in Italien in mir erstickt, ich trug mich schon mit den finstersten Gedanken, nie hätten meine Nerven sich ohne dies Bad wieder gespannt! Und ich bin hier in Wien doch wirklich durch ein Wunder festgehalten worden! Die Herren von Zerboni bleiben sich gleich. Fast täglich werde ich gepreßt, mit ihnen zu essen; ich habe in dieser kurzen Zeit mehr Champagner getrunken, wie in meinem ganzen übrigen Leben. Ich kann nicht widerstreben, ohne zu verletzen. Der Ältere hat einen Aufsatz über mich geschrieben, worin er mich alles Ernstes einen Propheten nennt. Gebe der Himmel, daß

er ihn nicht drucken lasse! Es ist ein wunderbarer Mann, fast nur Seele . . .

An Gurlitt

25. Febr. 1846. . . . Nicht leugnen will ichs, daß ein schönes, weibliches Wesen mich fesselt und möglich ist es — dies bleibt aber unter uns! — daß ich heirate. Du wirst staunen, da Du meine Verhältnisse kennst! Ich kanns nicht ändern. Alles Unwahre, Fundamentlose muß einmal ein Ende nehmen und so auch diese Verbindung ohne Liebe! . . . Ich habe Dir oft über das Mädchen gesprochen. Wäre sie imstande, das Opfer einer liebeleeren Ehe anzunehmen, so wäre sie eines solchen Opfers nicht wert und hätte nur das zu ertragen, was ein Weib denn doch wohl verdient, welches weiß, daß ein Mann sie nicht liebt und den Mann doch nicht fahren läßt. Auch müßte ich jedenfalls, um in Hamburg ein Herz zu schonen, in Wien ein Herz berechen . . .

An Bamberg

März 1846. . . . Dankbar will ichs anerkennen, der Aufenthalt in Wien hat mir außerordentlich genützt. Wie die Kiesel im Bach glatt werden, so bin ichs in diesem Menschenstrom geworden, der mich gewaltsam mit sich fortriß. All die kleinen Ecken und Spitzen, an denen man sich sonst so leicht bei mir ritzte, sind fort. Man hat mir hier unendlich viel Liebes und Gutes erzeigt; die Schriftsteller, vom ersten bis zum letzten, haben mir, ich kann mich nicht anders ausdrücken, gehuldigt; die Blätter haben sich in Aufsätzen über mich überboten, und das hat natürlich auch außerhalb des eigentlich literarischen Kreises Folgen gehabt. . . . Sie kennen mein Verhältnis in Hamburg, Sie kennen es ganz und wissen, daß ich dort verehrt, ja angebetet habe, ohne zu lieben. Hier verehre ich, wie ich dort verehrte und liebe, wie ich noch niemals liebte. Rechnen Sie die glühendste Gegenliebe, eine brillante Lebenssituation und die unbedingteste Ergebenheit in meine Wünsche, die entschiedenste Bereitwilligkeit, mir alle Verhältnisse zu opfern, hinzu, und fragen Sie, ob ich glücklich bin! . . . Aber die

in Hamburg? werden Sie fragen. Liebster Freund, alles Falsche muß ein Ende nehmen. Zehn Jahre lang habe ich versucht, ob die Liebe sich dem Herzen einimpfen lasse und es zuweilen geglaubt, im elften lehrt mich die Natur ihre schreckliche Wahrheit. Soviel über mich, weil Sie es so wollten!

Ach, sähen Sie die Enghaus einmal auf der Bühne! Jetzt die einzige tragische Schauspielerin Deutschlands! Keime zum Allerhöchsten! Dies sagt der Dichter, nicht der Liebhaber.

An Charlotte Rousseau

Fromm verlangt ihr mich, Götter? So macht mich glücklich! Ich werd euch 11. April 1846.
niemals fürchten, ihr wißts, aber ich liebte euch gern!

Eine kecke Herausforderung, nicht wahr? Aber — sie hat geholfen! Wie? werden Sie fragen. Hier die Antwort. Ich habe eine Braut und wahrscheinlich schon in vier Monaten eine Frau. Sie war schon sehr unglücklich und ist unendlich schwer geprüft worden, aber, solange die Welt steht, haben wohl nur wenige einen solchen Seelenadel, ein so reines, edels Herz aus einem Flammenbad, wie das ihrige, gerettet. Ich glaube nicht, daß ihr jemand ins Auge sehen kann, ohne sie zu lieben, die Güte ihres Wesens ist unwiderstehlich. Könnte ich Ihnen nur ihr Bild schicken! Aber so oft sie schon lithographiert wurde: auch nicht als Schattenriß kann ich eins dieser Porträts anerkennen! Ich liebe sie, wie ich noch nie geliebt habe und werde ebenso von ihr geliebt. Ein Tag bringt mir jetzt mehr Glück, wie ehemals ein ganzes Jahr. Sie ist lebenslänglich mit 5000 Gulden C. M. beim Hofburgtheater engagiert; ihre Stellung erlaubt uns daher, uns zu heiraten, sobald wir wollen, und es wird in wenigen Monaten geschehen. Auch ich selbst habe die ausgezeichnetsten Aussichten. Alles, was Dumpfheit und Bosheit mir in den Weg legte, ist beseitigt; ich finde in bezug auf mich ein ganz anderes Deutschland vor, als ich vor drei Jahren verließ; die Nation fängt an, den tiefen sittlichen Gehalt meiner Produktionen

zu ahnen. Die Maria Magdalena, die man unmoralisch zu nennen den Mut hatte, während sie die echte Moral gerade aus ihrer dicken unmoralischen Kruste herausschälen will, ist von der Kritik mit Enthusiasmus aufgenommen worden; man hat sie in Gotha, Oldenburg, Königsberg schon gespielt; die ersten Schauspieler in Berlin geben sie jetzt auf eigene Hand auf einem Privattheater, und ohne Zweifel wird eine öffentliche Aufführung bald folgen. Man kann mich nicht länger ablehnen, es geht nicht; selbst hier, wo ganz andere Hindernisse zu besiegen sind, werden meine Werke Bresche schießen. Das ist mir, weniger meinet- als der Sache selbst wegen, lieb, denn für die Kunst gibt es nur noch eine Rettung auf dem Wege, den ich einschlug, jeder andere geht im Ring herum.

An Gurlitt

11. April 1846. . . . Du bist berechtigt, lieber Freund, jetzt mit Ruhe an mich zu denken. Aus vielen Gründen muß Dich der Inhalt meines letzten Briefes überrascht haben. Du kanntest mein früheres unglückseliges Verhältnis, Du kanntest meine Abneigung gegen die Ehe. Aber die letztere entsprang bei mir einzig und allein aus dem ersteren. Die Liebe sei viel oder wenig, ich will mit niemandem darüber streiten, aber ohne die Liebe ist — vielleicht die Ehe, gewiß jedoch nicht ein freiwilliges Schließen der Ehe denkbar. Meine Prinzipien haben mir nichts zu schaffen gemacht, aber das Verhältnis, aus dem sie sich entwickelt hatten, desto mehr. Doch, da war ein Schnitt unvermeidlich. Mein Unglück kann nur scheinbar eines anderen Glück sein; ich kann es also selbst vom Opfer- und Aufopferungsstandpunkt nicht wählen. Überhaupt, es gibt innere Notwendigkeiten, wie äußere. Bei den äußeren gibt das Schicksal, das uns sie auferlegt, sich keineswegs Mühe, sich gegen uns über sein Recht dazu zu legitimieren; müßten wir uns bei den inneren wirklich dieser Verpflichtung unterziehen? Es ist zu bezweifeln.

Schon durch Auflösung jenes früheren Verhältnisses, das mir in Wahrheit, meine Korrespondenz wird es dereinst be-

zeugen, zehn Jahre lang den Horizont verfinsterte, ist eine heitere Ruhe über mich gekommen; mir ist, als ob das Leben, ja ich selbst, erst jetzt wieder mein geworden wäre. Mein neues Verhältnis dagegen füllt mein Leben aus, wie es noch niemals ausgefüllt wurde; es bringt mich um das Bewußtsein meiner selbst, um das Bewußtsein des Rings, in den wir alle eingepreßt sind. Du kennst mich und begreifst, daß ich mich über meine Braut nicht äußern kann . . . Ich liebe sie unendlich, sie ebenso mich, und wir werden uns sehr bald verheiraten. Die bürgerliche Gesellschaft verlangts, nur der Unabhängigste kann ihr trotzen und warum es tun in gleichgültigen Dingen. Jedenfalls im Anfang Juni, wenn nicht früher, wird alles zum Schluß kommen. In einem Punkt, den Du berührtest, muß ich Dir freilich unbedingt recht geben. Man hat, unter uns gesagt, jetzt ein Mittel in Händen, um mich zu töten. Man richte auf sie die Pfeile und ich werde schnell fallen. Doch, das ist kaum zu fürchten, denn sie ist der Liebling des Publikums und, Du magst mir glauben, daß nicht der Liebhaber, sondern der Dichter diesen Ausspruch tut, jetzt die einzige große Schauspielerin in Deutschland. Ich nahm noch nie einen Eindruck aus dem Theater mit mir fort, wie aus dem elenden Raupachschen Nibelungenhort von ihrer Krimhilde. Man gebe ihr nur Rollen und sie wird riesenhaft in ihrer Kunst dastehen, wie je eine, denn die dämonische Kraft in ihrer Seele ist gewaltig . . .

Noch nie hat mir ein Weib durch Tiefe des Geistes imponiert, aber wohl durch die Tiefe des Gemüts. Im Gemüt wurzelt die Kraft des Geschlechts, mag die Kraft einzelner Individuen auch allerdings im Geist wurzeln. Reizenderes gibt es nicht, als das weibliche Gemüt durch den weiblichen Geist beleuchtet zu sehen. Tagebuch Juni 1846.

An Bamberg

. . . Schon in Rom war ich fest entschlossen, das in Hamburg bestehende Verhältnis auf ein rein freundschaftliches, 27. Juni 1846.

was es für mich immer gewesen war, faktisch zurückzuführen, und ich richtete danach meine Briefe ein. Ich führe dies an, um Ihnen zu zeigen, daß nicht erst der überwiegend-mächtige Eindruck einer weiblichen Bekanntschaft den Wendepunkt herbeigeführt hat, was freilich bedenklich gewesen wäre. Ich schauderte vor dem Gedanken, mein Leben an der Seite eines Frauenzimmers zu Ende bringen zu müssen, das ich nie geliebt und das dies immer gewußt hatte; ich fühlte, daß sie mich unglücklich machen und dadurch selbst unglücklich werden mußte, unglücklicher, als bei der Aufhebung einer Verbindung, die bei ihr freilich im Naturgrund wurzelte, die sie aber bei ihrer unbedingten Kenntnis meiner Empfindungen nie hätte suchen sollen, und die mich für ewig von einer gesunden menschlichen Existenz ausschloß. Jedes Opfer darf man bringen, nur nicht das eines ganzen Lebens, wenn dies Leben einen Zweck hat, außer dem, zu Ende geführt zu werden. Das Leben erhält sich nur durch den Reiz; die völligste Abspannung ist die Folge davon, wenn dieser fehlt und wenn statt seiner die Pflicht eintritt, ihn zu meiden. Ein Weib, was einen Mann in seinen Armen verwesen sehen könnte und in dem Bewußtsein, ihn zu besitzen, wie man jede andere Sache besitzt, Ersatz fände, würde das Opfer des Mannes nicht verdienen, und ein anderes Weib würde ein solches Opfer nicht verlangen. Es gibt keine zweite Alternative . . .

. . . Meine Hamburger Freundin hat mir hundert- und tausendmal gesagt und geschrieben — noch nach Rom, noch nach Wien, aber vor der Katastrophe — daß ich frei sei, daß ich jede Verbindung eingehen könne, wenn ich dadurch glücklich würde, daß sie sich auf eine endliche Trennung gefaßt mache. Gerade, weil sie dies tat, verehrte ich sie; gerade, weil sie mich freisprach, fühlte ich mich gebunden, denn sonst hätte ich ihr bei der dem Weibe in Lebensverhältnissen angeborenen Klugheit und bei den zehn Jahren, die sie vor mir voraus hatte, das Unnatürliche in unserer Situation ganz anders zur Last gelegt. Hören Sie nun, wie sie sich benommen hat. Kaum hatte ich in meinen Briefen an sie den Namen des

Fräuleins Enghaus genannt, als sie mir, scheinbar naiv, aber unmöglich ohne Absicht, ich sage: unmöglich, eine der niedrigsten Verleumdungen mitteilte, die jemals über ein weibliches Wesen, ich sage nicht: über ein edles weibliches Wesen, ersonnen worden sind. Ich antwortete ihr mit jener Heftigkeit, die natürlich ist, wenn eine Dame, die man hochachtet, über ein Mädchen, das man liebt, Dinge schreibt, welche ihr selbst um so mehr schaden, je weniger sie diesem zu schaden vermögen; mit jener Heftigkeit, die ihr nach zehnjähriger vertrauter Bekanntschaft mit mir, gewiß nicht unerwartet kommen konnte; ich teilte ihr zugleich meine Neigung mit. Seit diesem Moment lernte ich eine ganz neue Seite ihrer Natur kennen; keine Idee, daß ihre Handlungen auch nur im entferntesten ihren Versicherungen glichen, keine Spur, daß sie sich mit einiger Würde in das Notwendige fände. In die jämmerlichsten Sophismen sich einspinnend, behauptete sie anfangs, es sei nicht die Sache, die sie verletze, sondern die Art, wie ich ihr die Sache mitgeteilt habe; dann, ich sei allerdings frei gewesen, aber nur für den Fall, daß ich ganz glücklich hätte werden können und ganz glücklich würde ich nicht; jetzt, nach der Trauung, verirrt sie sich bis zu den gröbsten Insulten, rechnet es sich als große Tat an, daß sie die Gerichte nicht gegen mich in Bewegung gesetzt hat, was sie bei dem Inhalt ihrer Briefe nicht konnte, überschüttet mich mit Auszügen aus meinen Briefen, die begreiflicherweise etwas ganz anderes sagen, als die Totalität der Korrespondenz, und fordert von mir, der ich sie seit Jahren ernähre, der ich mich ihretwegen in Italien mit Schulden beladen habe, gerichtliche Erklärungen über meine Bereitwilligkeit, für mein Kind zu sorgen. Natürlich fühle ich mich innerlich jetzt viel freier, als ich getan haben würde, wenn sie sich entgegengesetzt benommen hätte, aber ich gestehe Ihnen, daß mir diese Erfahrung sehr bitter ist, denn ich weiß nicht, soll ich sagen: so ist sie? oder: so ist der Mensch! . . .

An Christine Enghaus

August 1846.

Du tränkst des Dichters dämmernde Gestalten,
die ängstlich zwischen Sein und Nichtsein schweben,
mit deinem Blut, und gibst den Schatten Leben,
in denen neugeborne Seelen walten.

Ich aber möchte nicht zu früh erkalten,
der Zeit die Form zu dem Gehalt zu geben
und über sie hinaus sie zu erheben
durch neuer Schönheit schüchternes Entfalten.

Doch dieses Deutschland wird uns schwer erwarmen,
und eh wirs denken, stehn wir ab, verdrossen,
drum laß uns eins das andere belohnen.

Wo treu und fest sich Mann und Weib umarmen,
da ist ein Kreis, da ist der Kreis geschlossen,
in dem die höchsten Menschenfreuden wohnen.

Tagebuch 10. Okt. 1846.

Gestern habe ich mit meiner Frau eine Wohnung am Josephstädter Glacis bezogen, die so schön ist, daß ich mir für meine ganze Lebenszeit keine schönere wünsche. Es ist ein äußerst angenehmes Gefühl, in irgend einem Punkt den Gipfel der Wünsche, der bei mir immer weit über den Gipfel der Hoffnungen hinausgeht, erreicht zu haben, und das ist diesmal der Fall. Was aber diesem Gefühl noch einen besonderen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß diese Wohnung über einem Café liegt, in welchem ich während der ersten Zeit meines Aufenthalts in Wien zu frühstücken pflegte, und von welchem ich, wie ich genau erinnere, auch an dem Morgen ausging, als ich mir für die Eisenbahn nach Prag ein Billet lösen wollte, was nur deshalb unterblieb, weil ich das Bureau vergebens suchte.

An Bamberg

23. Okt. 1846.

. . . Die „Empfänglichen“, die sich bei meiner Ankunft in Wien zu mir drängten, haben sich in Würmer verwandelt und die Würmer zum Teil in Schlangen. Niederträchtigkeiten sondergleichen habe ich erlebt; Ideendiebstähle, manuskript-

liche Veruntreuungen und viel Schlimmeres. Eine momentane Verstimmung darüber war verzeihlich, längst ist sie vorüber. Für alles, was ich tue, wünsche ich mir gar keinen größeren Lohn mehr, als daß man mich dafür nur nicht steinigen, oder, wenn auch steinigen, doch nicht mit Kot bewerfen möge. Ich werde mich jedoch auch in dies Schicksal finden, wenn es mir beschieden sein sollte, denn ich weiß, daß der Himmel immer zur rechten Zeit regnen läßt. Diese Heiterkeit, womit ich allem entgegensehe, kommt zum größeren Teil auf Rechnung des engelguten Weibes, womit mich Gott beglückt hat. Ich müßte sehr undankbar sein, wenn ich noch mehr forderte . . .

Über Nacht hatte Christine wegen der zu starken Bewegungen des Kindes unter ihrem Herzen nicht schlafen können. „O, wie habe ich den armen Wurm bedauert!" sagte sie am Morgen mit ihrem engelfreundlichen Gesicht. Gutes Weib, gutes Geschlecht! Ein Mann hätte ihn verwünscht. Tagebuch Dezember 1846.

Heute, den 27. Dezember 1846, den Sonntag nach Weihnachten, nachmittags, zehn Minuten vor zwei Uhr, gebar meine teure Frau mir einen gesunden Knaben, den wir, da es ja auch ein Mädchen hätte sein können, lange vorher scherzend schon immer Ariel genannt hatten. Die ersten Wehen stellten sich um halbzwölf Uhr ein, die Geburt war also eine schnelle und glückliche, obgleich so schwer, daß ich mich am Ende der bittersten Tränen nicht enthalten konnte. Jetzt ist es sieben Uhr abends, und die Wöchnerin befindet sich so wohl, wie sie nur kann, ebenso das kleine Kind; möge es so fortgehen!

Bis jetzt geht alles gut. Das Kind ist wieder mein treues Abbild, und ich mache jetzt eine Erfahrung, an die ich nie geglaubt habe, daß man nämlich die Mutter lieben muß, um ein Kind lieben zu können. Der kleine Max war gewiß liebenswürdig, das erkannte ich, das sagte mir mein Verstand; aber erst mit seinem Tode erwachte mein Gefühl für ihn, und auch da nur in der Form der Reue; bis dahin war sein Dasein

für mich nichts, als eine Fessel des meinigen. Darum sündigt ein Weib, das Liebe gibt, ohne Liebe zu empfangen; die Strafe trifft nicht sie allein. Wie ganz anders ist es jetzt!

Die alte gute Gewohnheit, die ich im vorigen Jahr versäumen mußte, weil mein Tagebuch im unausgepackten Reisekoffer lag, soll wieder in ihr Recht eingesetzt werden; ich will am Jahresschluß das Jahr rekapitulieren. Es hat alle meine Verhältnisse umgestaltet; ich bin verheiratet, und nicht mit Elise Lensing in Hamburg; damit ist alles gesagt. Ich verließ Italien, weil ich dort nicht länger verweilen konnte, wenn ich nicht meine Schulden bis zu einem unabtragbaren Grade erhöhen wollte; ich kam nach Deutschland zurück, ohne die geringste Aussicht zu haben. Mein Buchhändler[1] würdigte mich auf zwei Briefe aus Rom, worin ich ihm Manuskripte antrug, nicht einmal einer Antwort; an eine andere Einnahme war nicht zu denken. Von dem Reisestipendium war nicht allein nicht das Doktordiplom bezahlt worden, ich hatte davon nicht einmal meine Schuld an Rousseau abtragen können und noch überdies von meinem Freund Gurlitt in Rom 200 Speziestaler angeliehen. In Hamburg erwarteten mich Elisens Gläubiger, leben sollte man auch, es war eine verzweifelte Situation, in der bei mir kein Entschluß feststand, als der eine, nach Hamburg nicht zurückzukehren. Ich kam nach Wien und wurde die ersten vierzehn Tage völlig ignoriert; dann brachte ein Blatt eine Notiz über meine Anwesenheit, und gleich darauf erschien ein Aufsatz von Engländer über mich, der so viel Selbstgedachtes und Eigentümliches enthielt, daß ich den Verfasser aufzusuchen beschloß. Inzwischen die Bekanntschaft mit Deinhardstein. Nun die Einführung in den Leseverein, dann in die Konkordia, das Zusammentreffen mit Otto Prechtler in der Konkordia, sein Erbieten, mich mit dem Fräulein Enghaus bekanntzumachen; auf der anderen Seite die Bekanntschaft mit Zerboni, zu der der erste Faden in dem Augenblick, wo ich in Ancona das Dampfschiff betrat und ein Gespräch mit meinen polnischen Reisegefährten anknüpfte, ge-

schlungen ward, der Weihnachtsabend im Erzherzog Karl, das Weihnachtsgeschenk. Auch Deinhardsteins lügnerische Vorspiegelungen hatten wohltätige Folgen; er sprach mit solcher Sicherheit von der Leichtigkeit, meine Stücke auf dem Hofburgtheater zur Aufführung zu bringen, daß ich meinen Aufenthalt in Wien bis auf unbestimmte Zeit verlängerte, was ich doch wegen Zerboni allein kaum gewagt haben würde. Nun ich blieb, wurde mein Verhältnis zu Zerboni immer inniger, und mit Fräulein Enghaus knüpfte sich eins an; das erstemal besuchte ich sie mit Armesünderempfindungen, die mein schlechter Reisehabit mir einflößte; aber mit einem anderen Rock wurde ich ein anderer Mensch. Ich bemerke dies ausdrücklich; es mag kleinlich scheinen, ist es aber keineswegs; ich antwortete schon in Heidelberg einmal auf die Frage, wie ich mich befände: wie meine Hose! und wollte nicht witzig sein; das Kleid weist dem Menschen überall seine Stelle an, und bei denen oft am ersten, die es am schärfsten bestreiten. Das Einfache, Seelenvolle dieses schwergeprüften Mädchens machte einen mächtigen Eindruck auf mich; kaum aber nannte ich ihren Namen in einem Brief nach Hamburg, als Elise, die sich schon über mein bloßes Verweilen in Wien auf die rücksichtsloseste Weise geäußert hatte, mir die ärgsten Schmählichkeiten über sie schrieb, und in einem Ton gemachter Naivität, der mich noch mehr verdroß, als die Sache selbst. Die Absicht, mich abzuschrecken, ohne daß ich es merken sollte, lag zutage, und wenn es mich schon an und für sich empören mußte, daß gerade sie, die selbst ein Opfer der Verleumdung gewesen war, der Verleumdung das Sprachrohr lieh, so erbitterte mich noch mehr das falsche Spiel, das sie dabei trieb; denn statt mir zuzurufen: nimm dich in acht! plauderte sie ihre boshaften Neuigkeiten aus, als ob sie gar nicht ahnte, daß sie verletzen könnten. Dieser Zug trat früher schon zuweilen hervor, aber noch nie mit solcher Deutlichkeit; sie hatte mir immer gesagt und geschrieben, daß ich frei sei, daß sie keinen Anspruch auf mich mache, sondern unbedingt zurücktreten werde, sobald sie meinem Glück im Wege stehe; ich hatte hierin stets einen

Beweis hoher Sittlichkeit erblickt und oft davon gegen meine Freunde, zum Beispiel gegen Bamberg und Gurlitt, gesprochen; ich war also auf ein ganz anderes Benehmen gefaßt gewesen, und zum allerwenigsten auf ein offnes und ehrliches, nicht auf diese kleinliche List. Ich verlobte mich mit Fräulein Enghaus; ich tat es sicher aus Liebe, aber ich hätte dieser Liebe Herr zu werden gesucht und meine Reise fortgesetzt, wenn nicht der Druck des Lebens so schwer über mir geworden wäre, daß ich in der Neigung, die dies edle Mädchen mir zuwendete, meine einzige Rettung sehen mußte. Ich zögere nicht, dieses Bekenntnis unumwunden abzulegen, soviel ich auch dabei verlieren würde, wenn ich einen deutschen Jüngling zum Richter hätte; auf eine unbesiegbare Leidenschaft darf man sich nach dem dreißigsten Jahre nach meinem Gefühl nicht mehr berufen, wenn man nicht ein völlig inhaltloses Leben führt, wohl aber auf eine Situation, die, ein Resultat aller vorhergegangenen, das Dasein selbst mit seinem ganzen Gehalt ins Gedränge bringt, wie es in jedem Sinn mein Fall war. Es ist meine Überzeugung und wird es in alle Ewigkeit bleiben, daß der ganze Mensch derjenigen Kraft in ihm angehört, die die bedeutendste ist; denn aus ihr allein entspringt sein eigenes Glück und zugleich aller Nutzen, den die Welt von ihm ziehen kann; diese Kraft ist in mir die poetische: wie hätte ich sie in dem miserablen Kampf um die Existenz lebendig erhalten, und wie hätte ich diesen Kampf, ohne sie auch nur notdürftig in die Länge ziehen sollen, da bei meiner unablenkbaren Richtung auf das Wahre und Echte, bei meiner völligen Unfähigkeit, zu handwerkern, an einen Sieg gar nicht zu denken war. Wenn die Ruhe des Gewissens die Probe des Handelns ist, so habe ich nie besser gehandelt, als indem ich den Schritt tat, aus dem Elise mir eine Todsünde macht; ich will aber, so sehr sie sich auch in Sophistereien verstrickt, um den ungeheuren Abstand zwischen ihren Resignationsversicherungen und ihrem Betragen zu verkleistern, nicht den Stab über sie brechen, sondern darin nichts als den Beweis erblicken, daß der Mensch auf alles, nur nicht auf die Grundbedingung seiner

Existenz Verzicht zu leisten vermag, und mich der Hoffnung ergeben, daß sie einmal, früher oder später, zu einer klareren Einsicht in das Sachverhältnis gelangen wird. Ich verheiratete mich, wie mir mein Trauring sagt, den ich in diesem Augenblick abziehe, am 26. Mai mit meiner Braut; ich geriet dadurch in eine singuläre Stellung zur Gesellschaft; ich werde es aber nie bereuen, mir um diesen Preis das edelste Herz erkauft zu haben, denn nie schlug ein besseres in einer weiblichen Brust, davon hab ich die vollgültigste Probe. Indem ich dies schreibe, liegt sie mit meinem kleinen Sohn, den sie mir vor vier Tagen gebracht hat, in ihrem Bett und gibt ihm die zärtlichsten Namen; ich kann mir nicht helfen, aber ich empfinde für dieses Kind ganz anders, wie für die beiden früheren; die Natur macht mehr von der Liebe, von dem unwillkürlichen Zug zweier Menschen zueinander abhängig, als man denkt, doch soll mich dies nicht abhalten, meine Pflichten gegen mein Kind von Elise zu erfüllen. „Wie er mich immer ansieht, der kleine Schnuckfel! Bist du zufrieden mit deinem Plätzchen? Du wirst kein bessres finden!" sagt meine Frau zu ihrem Ariel und hätschelt ihn; kann ich dafür, bin ich ein schlechter Kerl deswegen, daß mir das Herz dabei überläuft, während es mir sonst gefror, wenn — weiter. Die Wiener Literaten machten mir im Anfang förmlich den Hof, als sie aber merkten, daß ich meinen Aufenthalt bleibend unter ihnen aufschlagen würde, verwandelten sich die glatten Aale in Schlangen . . .

[1] Campe.

. . . Heute bin ich fast den ganzen Tag zu Hause gewesen und habe nur abends einen kleinen Spaziergang durch die Vorstadt gemacht, um frische Luft zu schöpfen. Meine liebe Frau (wozu das Adjektiv? und doch, wer läßt es aus, ohne ein ganz eigenes Gefühl zu haben!), meine liebe Frau befindet sich so wohl, als das Milchfieber und die damit verbundene Schlaflosigkeit es zuläßt. . . . Über Nacht werde ich die Obhut des Kindes übernehmen; ich habe die Mutter endlich soweit gebracht, daß sie in diese äußerst notwendige Trennung für die nächsten zwölf Stunden eingewilligt hat. Der kleine Schelm Tagebuch Januar 1847.

ist schon bei mir, sein Wiegenkorb steht auf meinem Sofa, und die Magd liegt hinter mir auf ihrer Matratze. . . . Merkwürdige Situationen zwischen mir und meiner Frau: sie liebt meinen Namen Friedrich und spricht ihn gern aus, ich kann ihn nicht ausstehen; an wem ist es nun, Rücksicht auf die Empfindungen des anderen zu nehmen und seine eignen zu opfern? Ich glaube, an ihr, auch zweifle ich nicht, daß sie es gern tun würde, wenn sie wüßte, daß ich, der ich durchaus nicht friedereich bin, mich so äußerst ungern Friedrich nennen lasse . . .

Welch eine Freude mir mein kleines Kind macht, ist kaum zu sagen. Daran sehe ich, wie ich die Mutter liebe. Könnte ich der Welt zeigen, wie sehr sie es verdient!

. . . Eine unendliche Freude macht mir mein Kind. Es ist gesund und gedeiht sichtlich; die größte Wohltat der Natur. Das Leben legt so viele Lasten auf; wenn es auch noch an sich eine Last ist, muß es nicht zu ertragen sein, oder nur deshalb, weil Menschen, denen dies fürchterlichste Schicksal auferlegt wird, keinen besseren Zustand kennen. Mit hellen, stahlblauen Weltspiegeln in dem regelmäßigen, schon völlig entwickelten Gesicht schaut es mich an; sein kurzes Atmen rührt mich, es ist, als hätte es schon Mühe um sein Dasein.

Tagebuch Februar 1847.

Gleich heute morgen erhielt ich von Rousseaus Schwester einen Brief, worin sie mir den Tod ihres Vaters anzeigte. Was ein solcher Schlag Tröstliches mit sich führen kann, hat er diesmal mit sich geführt: der alte Mann ist schnell und schmerzlos gestorben. Dennoch hat mich die Nachricht tief erschüttert: ich sehe die Familie vor mir!

Tinens Geburtstag. Ich machte eine Hyazinthe zum Herold meiner Wünsche. Wir brachten den ganzen Tag in völliger Einsamkeit zu, aber darum nicht minder vergnügt. Abends tranken wir ein Glas Punsch, und ich suchte meine Tanzkünste wieder hervor.

. . . Abends zwei Briefe; von Campe und von Elise. Jener voll erfreulicher Nachrichten; dieser, wie immer, und ohne die Erklärung, daß der Inhalt nicht wieder ehrenrührig sei. Ich wollte ihn zurückschicken, Tine gab es nicht zu. Die Ärmste! Schon, wie ich in die Tür trat, sah ich, daß etwas vorgefallen sein müsse; auf meine Frage reichte sie mir das Kuvert und zerfloß dann in Tränen; dennoch hielt sie mich ab, zu tun, was recht war und notwendig dabei, weil es ihr zu hart schien.

Heute morgen mit Tine Besuche gemacht und den Tag darüber verloren; Elisens Brief gelesen und menschlicher gefunden, als der Anfang erwarten ließ.

Auf dem zweiten Kirchhof zu Schmelz, Nummer 1776, oberhalb des Grabes von einem zehnjährigen Knaben, so daß man, wenn man sich mit dem Rücken gegen den Grabstein des letzteren stellt und mit dem rechten Fuß einen Schritt tut, auf das Grab tritt, ruht mein Ariel, mein teures, heißgeliebtes Kind. Diese Adresse glaubte ich in diesem Tagebuch nicht sobald einzutragen. Sonntag, den 14. Februar, abends 9 Uhr, ist der Engel gestorben, ohne vorher krank gewesen zu sein, an den Fraisen, oder am Herzkrampf, wie der Arzt sagte. Den ganzen Tag hielt ich mich, meines Schnupfens wegen, zu Hause; ab und zu besuchte ich, von meiner Arbeit an dem Rötscherschen Aufsatz aufstehend, das Kind, zuweilen brachte seine arme Mutter es mir herein. Nachmittags nach dem Kaffee hatte ich es bei mir auf dem Sofa; es schlief ein, wachte aber noch einmal wieder auf und lächelte mich himmlisch-süß an, dann wurde es fortgetragen. Abends nach sieben Uhr ging ich in die Kinderstube, wo Tine sich befand; eben hatte das Kind mit Appetit gegessen; ich nahm es auf den Arm, scherzte, sagte: solange, als deine Mutter dich getragen hat, wird dich keiner wieder unausgesetzt tragen, gab es an das Mädchen zurück und ging in unser Wohnzimmer, um meinen Kaffee zu trinken. Eine Viertelstunde später, ehe ich noch

mit dem Kaffeetrinken fertig war, ging ich wieder hin und traf meine Frau in der größten Aufregung; das Kind schrie heftig, es hatte die Augen im Kopf verdreht, wie ich hörte, und um sich geschlagen; ich ahnte nicht, daß der Zufall etwas Schlimmes bedeuten könne, aber es ward zum Arzt geschickt. Der Arzt erschien in wenigen Minuten, ich kannte ihn nicht, er war aus der Nachbarschaft, wir hatten sonst einen anderen, er sprach von der größten Gefahr; ich hielt ihn für einen rohen Charlatan und sagte das zu meiner Frau, als sie zusammensank. Es wurden dem Kinde kalte Umschläge auf den Kopf und ein Senfpflaster auf den Rücken gelegt; nach und nach hörte es zu schreien auf, ich sah darin einen Beweis, daß ich den Arzt richtig beurteilt habe, und fragte ihn: nicht wahr, es geht besser?, er antwortete: ich fürchte, daß alles zu spät ist, ja, es ist zu spät, sehen Sie, es ist aus! Das Kind hatte zu atmen aufgehört. Den ganzen Tag hatte ich mich, meines Schnupfens wegen, enthalten, es zu küssen, nun —. Ich will nicht mit meiner Lebensphilosophie in Widerspruch treten, ich habe einen raschen Tod immer für den besten erklärt, und er ist es. Aber nur für den Sterbenden selbst, auf den man freilich auch allein sehen soll, nicht für die Hinterbliebenen; diese werden sich unendlich viel eher mit ihm versöhnen, wenn er als Wohltat erscheint, als das Ende schwerer Leiden und bittrer Kämpfe. Was man leidet, wenn man sich so plötzlich ohne Vorbereitung und Übergang an die äußerste Grenze der Menschheit gedrängt sieht, ist nicht auszusprechen; aber ich halte es für Pflicht, die Lebenskräfte zu sparen und zusammenzuhalten, darum gestatte ich es der Erinnerung nicht, in der Wunde zu wühlen, obgleich die Wollust, die darin liegt, der Wonne des Besitzes fast gleich ist. Das einzige Mittel, dieser Pflicht genugzutun, ist dasjenige, das der Instinkt von selbst ergreift, sich mit Gewalt zu zerstreuen, wie es die Sprache so außerordentlich tiefsinnig nennt, das heißt sich nicht in den Schmerz zu vertiefen, ihn nicht in seine Einzelheiten aufzulösen; den Gedanken: Dein Liebling ist tot! konnte ich in seiner nackten Allgemeinheit schon während der letzten drei

Tage ertragen, aber stromweis rannen meine Tränen, wenn mir irgend ein konkreter Zug, das Lächeln des Kindes, sein Auge, vor die Seele trat, ja wenn ich nur etwas, das ihm angehört hatte, erblickte, sein Mützchen oder was es war. Unendlich haben wir gelitten, die arme Mutter und ich, denn wir haben das kleine Wesen geliebt, als ob es statt sieben Wochen sieben Monate, ja Jahre, alt gewesen wäre; ich habe es nie geahnt, wie fest die Natur bindet, wenn menschliche Verhältnisse nicht durch den Zwang der Umstände herbeigeführt, sondern auf die rechte Basis gegründet sind, und den Trost entbehre ich jetzt nicht, wie einst, die schuldige Vaterempfindung aus vollstem Herzen gezahlt und mein Kind für ewig, mag es mir nun wieder begegnen, in welcher Gestalt es will, an mich gefesselt zu haben. — Gestern, um vier Uhr nachmittags, wurde es beerdigt, bei Regen und Wind, in seinem eignen Grabe, das ich für 35 Gulden kaufte, so daß ich jetzt Landbesitzer geworden bin. Ach, all dies Drum und Dran, dies Füllen gieriger Fäuste, dies Abfinden der durch Kirche und Staat privilegierten Bettler! Getauft war der Engel nicht; an seinem Todestag setzte seine liebe Mutter ihm das für die Taufe bestimmte Mützchen auf und sagte: mach, Vater, daß dein Söhnchen getauft wird, sonst wird das Köpfchen für das Mützchen zu groß; nun trägt er dies Mützchen im Sarg! Der protestantische Pfarrer, der übrigens mit der Beisetzung protestantischer Leichen nichts zu schaffen hat, riet meinem Schwager, dem katholischen zu sagen, das Kind habe die Nottaufe empfangen, um großen Unannehmlichkeiten zu entgehen; dies ist denn geschehen, sonst wäre die Erde vielleicht noch nicht zu dem Ihrigen gekommen. — Nun ruhe sanft, du holdes Wesen, Freude hast du deinen Eltern gemacht, Freude hast du, soweit dein Traumleben dafür erschlossen war, selbst genossen, gelitten hast du nicht viel, und wiederbegegnen werden wir dir, so oder so, gewiß! . . .

. . . Öde! Öde! Und die Mutter! Die Mutter! Diese plötzlich in einer Träne zerspringenden Augen!

. . . Heute morgen, in einer innig-schönen Stunde, sah Tine mir lange ins Gesicht und fing dann auf einmal heftig zu weinen an. „Dein Auge erinnert mich so oft an das Auge des Kindes!"

An Elise

1. Mai 1847. . . . Vielleicht ist das Schicksal noch gnädiger, als ich zu hoffen wage. Es wiederholt sich nicht gern. Dann hast Du für die ausgestandene Angst und Sorge den Lohn und es bedarf meiner Bitte nicht, Dich zu schonen. Vielleicht — Dann möchte ich Dich beschwören, keinen Tag länger in Hamburg zu bleiben, den Rest des Geldes zu nehmen, Dir von Campe noch 6 Friedrichdor, die er gern noch zahlen wird, dazu geben zu lassen und nach Berlin zu Madame Baumgarten zu reisen! Ich möchte Dich bitten, Dich so einzurichten, daß Du nie nach Hamburg zurückzukehren brauchst. Im Sommer würden wir Dich sehen und Du würdest mit uns gehen. Das war das erste Wort, was meine engelgute Frau, trotz aller ihr von Dir widerfahrenen empörenden Kränkungen, sagte, als sie Deinen Brief gelesen hatte. Nimmermehr würde ich darauf eingegangen sein, wenn Du wirklich wärest, wie Du Dich bis jetzt gegen sie zeigtest. Aber ich weiß, Du bist anders. Du wirst es, wenn Du sie erst einmal kennst, bitterlich bereuen, Dich zum Sprachrohr des Pöbels hergegeben zu haben, Du wirst sogar — ich sage es Dir voraus — meine beiden Briefe, solchen Anklagen gegenüber, natürlich finden! Ich habe immer wahre Pflichten erfüllt und mich davon durch scheinbare nicht abhalten lassen, und ich werde fortfahren, es zu tun . . .

Tagebuch Mai 1847. Auch mein kleiner Ernst in Hamburg! Den 12. Mai. Ich sah ihn nie!

Was war das erste, das meine Frau sagte, als sie die Todesbotschaft wegen meines Kindes erfuhr? „Laß sie — die Mutter — zu uns kommen, laß sie gleich kommen!"

Und aufs tödlichste war sie von der gekränkt und beleidigt. Lebt noch eine zweite auf Erden, die so spräche und gleich ein Zimmer einrichtete, Betten besorgte und so weiter. Ich zweifle!

An Elise

Hebbels letzter Brief an Elise, da die spätere Korrespondenz von Christine geführt wurde.

Soeben kommt Dein Brief! Wir saßen gerade beim Essen. 17. Mai 1847.
Meine arme Frau zitterte krampfhaft, sowie sie ihn nur erblickte. Von mir ist nicht die Fassung zu verlangen, daß ich etwas anderes, als das Notwendigste schreiben soll. Ich erwartete keinen anderen Ausgang, dennoch triffts!!!

Nun, man muß sich finden, wie man kann. Für uns liegt eine große Beruhigung darin, Dich hier bei uns zu sehen. Wir können nichts sagen, als: je eher, je lieber! Ich darf hinzusetzen: Du wirst ein Wesen kennen lernen, vor dem wir alle uns beugen müssen! Und auch ein Kind, ein liebes, gutes Kind wirst Du finden!

Reise daher gleich, auf der Stelle! Wie schnell bist Du hier! Du schreibst an Christine, auf wie lange Du kommen sollst? Mein Gott, das versteht sich ja von selbst! Meine Briefe und was sich dort an wichtigeren Papieren von mir noch findet, bringe mit; alles übrige von mir, ich meine die Papiere, übergib den Flammen, auch die an mich eingegangenen und aufbewahrten Briefe. Doch nein, die nicht. Du wirst schon selbst sehen.

Eine Anweisung auf 6 Louisdor lege ich bei. Ich wünsche aber, daß Du sagst, wohin Du gehst. Spotten kann nur jener Pöbel, den ich verachte und vor dessen Richterstuhl mein Handel leider unvorsichtigt gebracht worden ist. Jeder andere wird von dem Augenblick an, wo er das erfährt, wissen, wer ich und meine Frau sind, wenn sie es früher noch nicht wußten.

Ein paar Zeilen schreibst Du mir wohl am Tage vor Deiner Abreise, damit ich weiß, wann ich Dich erwarten darf.

Ruhe den Toten, Friede den Lebendigen!

An Robert Schumann in Dresden

der Hebbel um Überarbeitung von Robert Reinicks Operntext „Genoveva“ gebeten hatte.

26. Mai 1847. Geehrtester Herr! Was Sie von mir verlangen, ist so wenig, daß Sie der Gewährung unbedingt sicher sein konnten. Mir kann es ja nur zur Freude gereichen, wenn ein Mann, wie Sie, sich durch meine Produktionen zum musikalischen Schaffen angeregt fühlt, da mir das beweist, daß ihr ein lebendiger Hauch nicht ganz abgehn kann, und es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen dabei gern, soweit ich es vermag, hilfreiche Hand leiste. Ich sage: soweit ich es vermag, denn ich weiß, daß der Komponist, durch seine selbständige Kunst gezwungen, einige Anforderungen an die Poesie stellt, die diese als solche sich nicht von selbst auflegt, und von denen ich schon darum, weil ich sie nicht anders, als von Hörensagen kenne, nicht im voraus bestimmen kann, wieweit ich imstande werde, ihnen zu entsprechen. Doch wird das im vorliegenden Fall, wo ich ein Libretto bloß überarbeiten, nicht schreiben soll, wohl leichter gehen, wie es sonst ginge; da Sie das Gerippe ja doch approbiert haben. Senden Sie es mir also zu, sobald Sie wollen, und teilen Sie mir zu meiner Richtschnur Ihre etwaigen Spezialbemerkungen mit; ich werde dann soviel daran tun, als mir möglich ist und es Ihnen entweder in der mir von Ihnen zu bestimmenden längsten Frist remittieren oder es Ihnen in der letzten Hälfte des Julimonates, wo ich nach Leipzig und also auch nach Dresden komme, persönlich mitbringen. Sie werden nicht mehr und nicht weniger verlangen, als was Zeit, Stimmung und Kräfte gestatten; dessen können Sie aber auch gewiß sein.

Übrigens trauten Sie mir gegen Ihre schöne, der meinigen so nah verwandte Kunst eine große Gleichgültigkeit zu, wenn Sie es für möglich hielten, daß Sie mir unbekannt seien. Ich weiß sehr wohl, was Ihr Name in der musikalischen Welt bedeutet; ich habe Ihre Frau Gemahlin schon vor Jahren in Hamburg mit großem Genuß gehört . . .

Gestern morgen um 8 Uhr kam Elise! Gewiß ist sie edel und gut, nie habe ich das bezweifelt! Möge sie sich in unserem Hause wohl fühlen, möge sie sich die Lebensaufgabe nicht zu schwer gestellt haben! Tagebuch 30. Mai 1847.

An Gurlitt

. . . Für das mir mitgeteilte Brieffragment danke ich Dir. Es ist sehr interessant, und ich kann mir zu Freunden, die meinen Produktionen bei soviel ästhetischer Bildung so energische Teilnahme zuwenden, nur Glück wünschen. Auch hat der Verfasser in allem recht, nur nicht in seinen Gedanken über meine Zukunft, die nach einer Seite hin seine Erwartungen übertreffen wird, da ich mich an nichts, am wenigsten aber an meine Vergangenheit, gebunden fühle. Der Unterschied zwischen Goethe und mir, um den Vergleich, den er geist- und sinnreich anstellt, fortzuführen, besteht darin, daß Goethe die Schönheit *vor der Dissonanz*, die Traumschönheit, die von den widerspenstigen Mächten und Elementen des Lebens nichts weiß, nichts wissen will, *gebracht hat*, ich dagegen die Schönheit, *die die Dissonanz* in sich aufnahm, die alles Widerspenstige zu bewältigen wußte, *zu bringen suche*. Auf diesem Standpunkt löst sich alles, was in meinen Produktionen auf jedem anderen dunkel und seltsam erscheinen mag. Wie schwer er auch zu erringen, wieviel schwerer ihm noch zu genügen sei: er ist der allein gültige . . . 23. Juni 1847.

Heilges Licht, das alles scheidet! Du *machst* die Dinge, beleuchtest sie nicht bloß. Ohne dich ein Chaos. Tagebuch August 1847.

Weihnachtsabend! Meine liebe Frau befindet sich in demselben ängstlichen Zustande, wie das vorige Jahr; sie erwartet jeden Tag ihre Niederkunft. Es geht ihr heute aber wohl, und sie ist eben beschäftigt, den Tannenbaum aufzuputzen . . . Tagebuch Dezbr. 1847.

Tagebuch Weihnachten 1847. Mit einem Herzen voll Dank und Freude schreibe ich es nieder, daß meine teure Christine mir heute, am ersten Weihnachtstag, nachmittags, eine Viertelstunde vor fünf Uhr ein kleines Mädchen geboren hat. Möge alles fortgehen, wie es anfing!

Noch steht alles wohl. Das Kind hat gleich den ersten Abend herzhaft getrunken. Freilich sind wir noch immer im Anfang.

Tagebuch Januar 1847. Alles geht besser. Die Patientin ist auf dem Wege, wieder gesund zu werden. Das Kind ist freilich sehr unruhig und läßt uns so wenig bei Nacht als am Tage schlafen, dennoch befindet meine Frau sich leidlich wohl . . .

Mittwoch, den 12. Januar, ist mein kleines Töchterlein auf die Namen Christine Elisabeth Adolphine durch den Pfarrer der hiesigen protestantischen Gemeinde getauft worden. Paten waren Herr Adolph von Kolatschek aus Teschen und Elise.

Heute habe ich meinem Bruder 10 Taler Pr. Cour. geschickt und das Versprechen hinzugefügt, diese Sendung jährlich zu wiederholen. Vor drei Wochen ungefähr schrieb ich ihm seit Jahren zum erstenmal wieder und erhielt vor einigen Tagen seine Antwort. Mein langes Stillschweigen war mir durch sein Benehmen abgedrungen; er wollte haben, immer haben, und ich konnte nichts geben, da ich nichts hatte. Sein Brief gefiel mir. Wenn er ist wie der, hat er sich geändert, und alles ist gut.

Ohne alle Tätigkeit verstreichen mir die Tage, weil ohne allen Schlaf die Nächte. Ich stehe jeden Morgen mit einem Gehirn auf, das mir wie ausgebrannt erscheint und sicher auch ausgebrannt ist. Unser Kind ist so unruhig und mehr noch, wie sein Geschrei, stört mich die Angst. Sie ist sicher zu groß, aber nach meinen Erfahrungen doch so natürlich! . . .

Welch ein ängstlicher Besitz ist der eines geliebten Kindes! Bis jetzt ist mein kleines Mädchen nicht krank, aber auch nicht gesund. Mich schreckt jedes Geschrei, das es von sich gibt, und ich komme weder bei Tage noch bei Nacht zur Ruhe. Diesen Zoll will ich gern bezahlen, wenn es mir nur erhalten bleibt. Ist das Schicksal aber noch einmal so grausam gegen mich, so steht mein Entschluß fest. Ein fünftes Kind will ich nicht haben.

O, welche Qualen knüpfen sich an den Besitz des Kindes! Es gedeiht so schön, ist schon so ausgebildet und doch — das Übel gibt sich nicht; schon zeigen sich gelinde Krampfanfälle, und der Arzt verordnet Senfpflaster! Nie, nie wieder eins! Solche Schmerzen soll meine arme Frau durch mich nicht wieder leiden, und müßt ich — Das steht fest!

Tines Geburtstag. Elise hatte den guten Einfall gehabt, das kleine Kind sehr früh anzukleiden, wie es bei der Taufe gekleidet war, ihm einen Blumenstrauß in die Hand zu geben und es der Mutter beim Erwachen zu bringen. Es war allerliebst. Tagebuch 9. Febr. 1848.

Ich lebe jetzt in einem anderen Österreich, in einem Österreich, worin ich sicherer bin, wie Fürst Metternich, wo Preßfreiheit proklamiert, Nationalbewaffnung eingeführt, eine Konstitution versprochen ist! Wer hat Zeit, das Nähere niederzuschreiben, aber soviel muß hier stehen! . . . Tagebuch 15. März 1848.

Auch in Preußen ist alles durchgesetzt, jedoch nur nach einem furchtbaren Blutvergießen in Berlin! Der König von Preußen wußte nichts davon, daß Blut ein ganz besonderer Saft ist, und Blut der Untertanen noch mehr, wie jedes andere Blut. Gleichviel, man ist am Ziel. Was aber weiter werden wird, ist schwer zu sagen, und jubeln kann ich nur, wenn ich an eine spätere Generation denke, die jetzige ist wohl zu schweren Dingen bestimmt! 25. März 1848.

28. März 1848. Die großen Weltereignisse greifen auch in meinen kleinen Privatkreis hinein. Das Hofburgtheater wird meine Stücke spielen, Julia ist angenommen, Holbein[1] zeigte es mir heute morgen persönlich an. Wer Kind genug wäre, sich darüber freuen zu können! Mir schmeckt das Ei nicht, das der Weltbrand geröstet hat.

[1] Direktor Franz v. Holbein.

An Amalie Schoppe
in Hamburg.

1. Mai 1848. . . . Lassen wir das Vergangene auf sich beruhen. Der Mensch verwandelt ein kleines Recht dadurch, daß er es zu eifrig verfolgt, sehr oft in ein großes Unrecht. Das ist der Fluch des Geschlechts, dem auch verfallen zu sein, kein einzelner schamrot zu werden braucht. Die ganze Weltgeschichte predigt uns diese Wahrheit und ist nur darum eine Tragödie, deren Lösung nicht in unseren Gesichtskreis fällt.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, mit welchem tiefen Schmerz mich Ihr häuslich Unglück, das ich schon erfuhr, als ich mich in Paris befand, erfüllt hat. Zu meiner Beruhigung hörte ich den letzten Sommer in Leipzig von der jüngern Assing, die ich dort bei Kühne traf, schon manches Tröstliche über Sie, das Janinski mir jetzt bestätigt. Das zeigt mir, daß Sie denselben Weg eingeschlagen haben müssen, den auch ich fand, als das Schicksal mich zerschmetternd zu treffen meinte.

„Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich auch schon aufgehört, Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit, sich bis zu ihm durchzuarbeiten und die Kraft, ihn festzuhalten, ist eben das Universelle im Individuellen, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er diesen im wesentlichen antizipiert."

Dies schrieb ich einmal in einem der schwersten Momente meines Lebens, eine unendliche Reihe von Gedanken in mir abschließend. In dem Begriff dieser Notwendigkeit, die freilich

von der blinden, nicht in Vernunft aufgelösten, der sich jeder beugt, weil er muß, sehr verschieden ist, wohne ich seitdem, wie in einer Burg. Dieser Begriff waltet über mich, wie über meine Kunst, in der mein Ich eben am geläutertsten hervortritt und mit der ich mich mehr und mehr völlig identifiziere. Von ihm allein gehen Versöhnung und Friede aus, denn wenn ich die Grundbedingungen aller individuellen Existenz in ihrer Unabänderlichkeit erkannt und eingesehen habe, daß nur aus den mir auferlegten Beschränkungen die Freiheit des großen Organismus, dem ich eingegliedert bin, hervorgehen kann, so ist in mir die Möglichkeit, ihnen auch nur trotzen zu wollen, aufgehoben. Alles übrige führt zu nichts, und wenn ich nicht leider notgedrungen von der Kapazität der Massen eine sehr geringe Meinung gefaßt hätte, so möchte ich wünschen, daß die jetzt eingetretene ungeheuere Weltkrisis den sanktionierten Beschwichtigungsanstalten des modernen Staats bald und gründlich ein Ende machte. Aber ich fürchte, das sittliche Gesetz wird noch einige Zeit durch den Mund eines Moloch sprechen müssen . . .

An H. Th. Rötscher in Berlin

Dramaturg und Ästhetiker.

. . . Vorgestern hatten wir wieder eine Revolution. 17. Mai 1848.
Nationalgarde und akademische Legion überreichten dem Kaiser eine Petition mit geladenen Musketen. Das Resultat war, daß das zum Teil Unmögliche bewilligt, daß also das Gouvernement gezwungen wurde, sich mit eigener Hand zu brandmarken. Alles jubelte, ich hätte fluchen mögen. Und von welchen Hammeln diese Revolutionsherde geleitet wird! Es ist unglaublich! Ich bewundre Napoleon nicht um die Hälfte mehr, wie sonst; sein Spiel war viel leichter, als ich dachte! . . .

An Bamberg

. . . Jetzt sind wir hier mit den Wahlen für den Reichs- 15. Juni 1848.
tag beschäftigt. Ich beteilige mich an diesem Akt sehr, denn von ihm hängt es ab, ob die revolutionären Zuckungen bei

uns endlich ein Ende nehmen sollen oder nicht. Ich selbst würde ohne Zweifel als Kandidat für ihn in Betracht kommen, wenn ich schon Staatsbürger wäre. Allein das bin ich nicht, kann es auch noch nicht werden, da ich zuvor in Schleswig-Holstein aus dem Nexus entlassen sein muß . . . Sie verweisen mich auf die Kunst und haben in der Idee freilich recht, denn der Mensch nützt der Welt ohne Zweifel durch seine primitiven Kräfte am meisten und das sind in mir die poetischen. Aber, wer kann während eines Erdbebens malen? Und wer kann das Erdbeben malen? Ohnehin wird für mich die Politik jetzt um so sicherer zu Poesie, je gründlicher ich sie selbst durchmache . . .

. . . Zu dichten, dramatisch zu gestalten, werde ich erst aufhören, wenn mir der Schädel mit einer Axt oder einem Kolben zerschmettert ist, ein Moment, der vielleicht nicht lange mehr auf sich warten läßt. Es ist meine innerste Natur, mein Ausatmen, nicht Resultat eines Willensakts. Das andere, die einfache Mannestätigkeit, gewährt mir aber auch Genuß und sobald sich mir die Gelegenheit bietet, werde ich mich ins Geschäftsleben stürzen. Ich bereite mich jetzt schon vor, durch Studien, deren Trockenheit unsre jetzigen Herren von zweiundzwanzig Jahren mit Entsetzen erfüllen würde. Sehen Sie darin nicht bloß die Influenza der Zeit oder gar des Tags. Ich habe es von jeher für wichtig gehalten, daß der Mensch alles, was in und an ihm ist, entwickle . . .

Tagebuch Juni 1848. Man reißt jetzt das Pflaster des Staats und der Gesellschaft auf. Ich habe dabei ein eigentümliches Gefühl. Mir ist, als ob dem Bau, der jetzt zerstört wird, uralte Erfahrungen zugrunde lägen, aus Zuständen gewonnen, wie sie jetzt wieder im Anzug sind, als ob jeder Pflasterstein auf der umgekehrten Seite die Inschrift trüge: auch wir wissen, daß dies ein Pflasterstein ist, wenn wir ihm gleich das Bild eines Gottes aufgeprägt haben; seht ihr zu, wie ihr ohne Pflastersteine, die man für mehr als Pflastersteine hält, fertig werden wollt!

Der gestrige Weihnachtsabend wurde auf eine fast vornehme Weise bei uns gefeiert. Ein Tannenbaum für das kleine Titele, an dem mehr hing, als ich mein ganzes Lebelang beschert erhalten habe; freilich alles von außen her ins Haus geschenkt, sonst wär es sündlich gewesen. Gesellschaft; Fasanen, Karpfen, Champagner, unerhört, wie weit man es auf Erden bringen kann. Meine liebe Frau schenkte mir Walter Scotts Romane, die ich längst gern besessen hätte; Frau von Laroche überraschte mich mit einem Autograph von Goethe! Tagebuch 25. Dez. 1848.

Das Jahr ist wieder herum. Es hat Deutschland eine Revolution gebracht; ob mehr, soll sich erst zeigen. Alle Erbfehler unserer Nation stehen wieder in voller Blüte; hie Guelf, hie Ghibelline! Mich wundert nur, daß in dem Körper eines Deutschen Einigkeit herrscht, daß sich nicht das Herz gegen den Kopf, der Arm gegen das Bein empört. Zu einem imponierenden, wohl gegründeten Staatsbau werden wir es wohl nicht bringen, das ist unmöglich, wo jeder Stein Schlußstein werden will. Aber der Absolutismus ist doch, wie es scheint, beseitigt, und daß er nicht wiederkehren kann, möchte ich hoffen. Das ist denn freilich schon ein unendlicher Gewinn. Hier in Wien machte ich den Oktober mit durch; ich schloß meine Mariamne in dieser Zeit, sonst hätte mich das Element des Widerwärtigen vielleicht erstickt. Furchtbare, ekelhafte Tage; man erfuhr, was das Chaos eigentlich für ein Ding ist, und lernte das Pflaster der Sozietät, von dem niemand mehr weiß, wie schwer es zu legen war, gründlich schätzen. Ich sah in die Vergangenheit bis in den mit Bären bevölkerten deutschen Urwald hinein. Ein Tagebuch hätte ich führen sollen; doch durch zu ängstliche Bemühungen, außerordentliche Eindrücke festzuhalten, stumpft man sich selbst ab und raubt ihnen ihr Frisches. — Mein kleines Mädchen gedeiht und macht mir große Freude; an meiner lieben Frau ängstigt mich ein hartnäckiger Husten, den die Ärzte freilich für die Folge eines Schleimhautkitzels erklären, der nichts bedeutet. Mögen sie recht haben! Als Deputierter des Schriftstellervereins machte 31. Dez. 1848.

ich im Mai eine Reise nach Tirol zum Kaiser und war Sprecher bei der Majestät; über diese verfaßte ich einen in der Donauzeitung veröffentlichten Bericht . . .

---

1. Okt. 1849. Gestern bereitete meine liebe Frau mir eine schöne Überraschung, die ihr vollkommen gelang. Sie hatte zur Erinnerung an einen wichtigen Moment unser Kind malen lassen, ohne daß ich etwas davon wußte. Nun hatte sie auf den Abend Freunde geladen, und wie ich um 6 Uhr vom Spaziergang zu Hause kam, fand ich unser großes Zimmer festlich erleuchtet. Ich trat hinein, begrüßte meine Gäste und merkte noch immer nichts, bis mein Auge endlich auf die Wand fiel, an der das Bild aufgehängt war. Anfangs war ich, wie es mir bei Überraschungen immer geht, konsterniert, dann freute ich mich herzlich, mein Titele nun auch so zu besitzen. Das Bild ist außerordentlich gelungen, und das kleine Ding, ausgelassen vergnügt wegen der vielen Lichter, trat immer vor die Wand hin und rief: Tietzi! Tietzi! Das wiederholte sie diesen Morgen gleich wieder.

---

25. Dez. 1849. Gestern wurde ich am Weihnachtsabend durch ein allerliebstes Bild überrascht. Wie ich in das erleuchtete Zimmer zu dem prachtvollen Tannenbaum hineingerufen wurde, trappte mir mein Töchterlein in der Gestalt eines Braunschweiger Bauernmädchens, wie sie dort auf den Markt gehen, entgegen. Schwarzes Hütchen, nur den Hinterkopf deckend, mit langen roten Bändern; rotes Kleid, kurz geschürzt; Zwickelstrümpfe nebst Lederschuhen; eine geflochtene Kiepe auf dem Rücken, angefüllt mit Nüssen und Kuchen für mich. Das alles hatte meine liebe Frau an den Abenden gemacht, wenn ich nicht zu Hause und sie nicht auf der Bühne beschäftigt war; ich hatte nicht das geringste davon gemerkt. Das närrische kleine Ding wollte die Kiepe den ganzen Abend nicht wieder ablegen, es saß damit auf dem Stuhl und aß und trank. Des Morgens holt sie immer meine Tasse, wenn ich, noch im Bett liegend, ausgetrunken habe; heute morgen kam sie ebenfalls im Häubchen der

Mutter, blieb aber vor dem Baum bewundernd stehen, den ich durch die Glastüre erblickte, küßte das darin hängende Konfekt, rief einmal über das andere: schön! schön!

Wieder ein Jahr zu Ende. Im allgemeinen dieselbe Unsicherheit der Zustände, wie im vorigen Jahr; nirgends eine Hoffnung auf endliche Lösung des ungeheuren gesellschaftlichen Rätsels; nirgend auch nur ein ernstlicher Versuch; dagegen wieder überall die Furcht, die Krankheit beim rechten Namen zu nennen und die Wunden zu sondieren; überall der alte Haß gegen die Männer, die als redliche Ärzte das tun. Man lebt so hin und genießt, wie am Abend vor einer Schlacht, was sich eben bietet; selbst dem Künstler wird es schwer, sich in seiner Montgolfière über den Dunstwolken zu halten . . . 31. Dez. 1849.

. . . Das kleine Mädchen gedeiht, es hat seine Blattern glücklich überwunden; zu dem Zweck brachten wir den Sommer auf dem Lande zu. Es ist unsere größte Freude und steht jetzt in der Periode, wo man die Fortschritte der Kinder nach den Worten mißt, die sie aussprechen können. Mit der Gesundheit meiner lieben Frau geht es besser, wie es im vorigen Jahre ging, obgleich sie jetzt überbeschäftigt ist. In mir selbst regt sich das Leben noch immer mächtig, so viele Steine man mir auch auf den Kopf wirft. Voilà tout!

Die Krankheiten, die das Wachstum der Menschheit bezeichnen, nennt man Revolutionen. Januar 1850.

Ich trug mein Mädchen auf den Armen, drückte es innig an mich und sagte: Gott erhalte dich! „Ja, ja!“ sprach das kleine Ding, als ob es das verstanden hätte.

An Bamberg

. . . In Hamburg[1] war ich kaum zwei Tage, als die Schlacht bei Idstedt geschlagen wurde. Ich befand mich gerade bei Campe und ließ mir von ihm auseinandersetzen, daß die Schleswig-Holsteiner durchaus siegen müßten, daß sie gar 31. Aug. 1850.

nicht besiegt werden könnten, als die Nachricht kam, daß sie besiegt seien. Meine Lage war eigen. Bis 1848 war ich bloß Mensch; 1848 mußte ich mich wieder auf den Deutschen besinnen; 1850 gar auf den Schleswig-Holsteiner. Aber ich war bald wieder Schleswig-Holsteiner, und zwar mit Haut und Haar, denn wenn man ganze Bahnzüge mit Toten und Verwundeten ankommen sieht, wie ich in Altona, so macht die Stammsverwandtschaft sich wieder mächtig geltend. Überhaupt muß ich Ihnen sagen, daß Deutschlands Schmach und Mißgeschick mich drückt, wie ein persönliches Leid, und daß ich erst seit dem schmählichen Umschwung der Dinge, der uns in den tiefsten Abgrund hinunterwirbeln zu sollen scheint, das natürliche Band kenne, was den Menschen mit seinem Vaterlande verknüpft . . .

[1] Bei diesem Aufenthalt in Hamburg sah er frühere Freunde und Bekannte wieder und erkannte, daß er nichts mehr mit ihnen gemein hatte. So fand er Gravenhorst verkommen, dem Trunk ergeben, und Rendtorf, der Arzt geworden war, als ungenießbaren Philister.

Tagebuch Dezember 1850. Am ersten Weihnachtstage trank ich mit meinem alten Freunde Fritsch[1] auf du und du. Heute morgen sagt mir meine Frau: „Im ersten Moment war mir das nicht recht, mir war — dabei traten ihr die Tränen in die Augen — als obs ein Raub an mir wäre!" Ein allerschönster Zug des tiefsten Gemüts, wert, an einer Julia, eines Desdemona zu leuchten! Und vollkommen berechtigt!

[1] Sein Schriftstellername war Franz von Braunau.

31. Dez. 1850. Abermals der Jahresschluß da! Im allgemeinen ist nichts geschehen: Deutschland liegt zerrissen und zerschlissen da, wie immer, und auch die europäischen Zustände sind ganz die alten geblieben. Aber der Strom, der im vorigen Jahre doch noch Wellen schlug, ist jetzt völlig wieder eingefroren, und die Diplomatie kann Schlittschuh laufen, wie sie will. Was daraus werden soll, weiß ich nicht, aber ich fürchte früher oder später böse Folgen, denn ich sehe nicht, daß die Regierungen sich irgendwo ernstlich bestreben, die unabweisbaren Nationalbedürfnisse, deren brennendes Gefühl die Revolution allein her-

vorrief, auch nur annähernd zu befriedigen, und wahrlich, sie lassen sich auf die Länge nicht mit Gewalt ersticken! Ich selbst bin jetzt ruhiger, wie in den letzten zwei Jahren; ich weiß, daß es wieder Winter ist, aber auch, daß der einzelne den Frühling nicht zurückrufen kann, darum lasse ich meinen Pflug im Stall stehen und tue, was sich hinterm Ofen tun läßt. Meine Privatverhältnisse haben sich verschlechtert, seit der Doktor Laube das Burgtheater dirigiert; der Mann ist vom ersten Augenblick an aufs gehässigste gegen mich und meine Frau aufgetreten und sucht uns bis zur Stunde den Boden unter den Füßen wegzuziehen . . .

. . . Im Frühling hatte ich eine schlimme Krankheitsperiode durchzumachen; ein rheumatisch-hämorrhoidalisches Leiden ergriff mich und verursachte mir große Schmerzen; doch taten Schröpfköpfe und dann die Kaltwasserkuren gute Dienste, und jetzt bin ich, wenn ich das Übel auch noch fühle, doch schon längst so gut als hergestellt. Mein Titele gedeiht, ist dick und fett; an meiner lieben Frau ängstigt mich noch immer das Hüsteln, sonst geht es auch ihr wohl . . .

Durch die Angriffe seiner vielen, teilweise sehr einflußreichen Gegner und die Feindschaft Heinrich Laubes, des neuen artistischen Direktors am Hofburgtheater, oft bedrängt und erbittert, aber niemals aus seinem sicheren Gleichgewicht gebracht, erlebt Hebbel ein sich stetig steigerndes und festigendes Glück. Der Meister, der so sein Leben in starken Händen hält, söhnt sich aus mit Amalie Schoppe, mit Gutzkow und knüpft älteste Beziehungen mit dem Jugendfreund Hedde wieder an. Neue Freunde gesellen sich hinzu: so Julius Glaser, der spätere österreichische Justizminister, der tiroler Dichter Adolf Pichler, der Schriftsteller Franz Xaver Fritsch, Professor Ernst Brücke, der Musiker Karl Debrois und namentlich Emil Kuh. Und die wahrhaft Bedeutenden unter den Zeitgenossen, wie Gervinus, Friedrich Vischer, Rückert, Robert Schumann, der alte Ludwig Tieck, Eduard Mörike, bewundern ihn.

Im August 1855 erwarb er ein Häuschen am Traunsee, in Orth bei Gmunden, wo ihm in Gegenwart seiner Frau und seines Kindes jeden Sommer das Gefühl tiefster Daseinsfreude zuteil wurde. Fünf Wochen in Marienbad, wo er mit dem Dichter

Friedrich von Uechtritz Freundschaft schloß, verschiedene andere Reisen, mehrere nach Berlin und Hamburg, eine kurze nach Oberitalien, eine große durch ganz Deutschland, die ihn an den Rhein, nach Frankfurt, Weimar und Stuttgart führte, sein zweiter, kurzer Aufenthalt in Paris, ein Besuch der Londoner Weltausstellung, bereicherten ihn mit neuen Eindrücken und bedeutungsvollen Bekanntschaften. Das, was Laube in Wien versäumte: den größten Dramatiker der Zeit auf der Bühne zu Worte kommen zu lassen, das tat in München Franz von Dingelstedt, der „Judith" und „Agnes Bernauer" aufführte und Hebbel dazu einlud, so daß dieser die ihm vertraute Stadt wiedersah, diesmal freilich als ein Gefeierter, dem auch bei Hofe reges Interesse gezeigt wurde. Dingelstedt bewährte sich als Freund und Vorkämpfer und bewirkte, als er Generalintendant des Weimarer Hoftheaters geworden war, daß in den Blättern, die uns von der Geschichte jener kleinen und doch so großen Stadt erzählen, auch Hebbels Name unauslöschlich geschrieben steht. Zunächst wurde „Genoveva" aufgeführt und einige Jahre später die ganze Nibelungentrilogie, in der Christine Hebbel als Gast die Brunhild und Kriemhild spielte. Der Großherzog Karl Alexander war dem Dichter sehr geneigt und sorgte ebenso wie der Kreis um Franz Liszt dafür, daß die Beziehungen zwischen Weimar und Hebbel innig wurden und blieben. Ganz besonders nahe trat ihm die junge Prinzessin Marie von Wittgenstein. Ihr herber und fremder Zauber und die seltene Anmut ihres Geistes haben über seine letzten Lebensjahre Glanz gebreitet.

Das, was Hebbel in seiner düsteren Kindheit die einzelnen Lichtblicke sammeln ließ, was ihm in München, bei kärglichster Nahrung die ärmliche Kammer hell machte, das, was ihn in Hamburg befähigte, sich aus den ihn umschnürenden Verhältnissen loszureißen, was ihm in Paris in schwersten Leiden Geist und Phantasie frisch erhielt, was ihn in Wien die Möglichkeit zu einem neuen Leben ergreifen ließ, diese bei aller unbegrenzten Schmerzfähigkeit jedem Schicksalsschlage trotzbietende Lebenskraft, die schließlich das Schicksal zwingen mußte, verschaffte ihm eine an Orden und Ehren, Auszeichnungen und Anerkennungen reiche, vor Freunden und Feinden repräsentative Stellung und ließ ihn in den Werken „Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring", „Die Nibelungen" die künstlerische und in seinem Leben die menschliche Vollendung finden.

Uechtritz schreibt an Emil Kuh: „Es äußert sich bei Hebbel eine Kraft und Fülle und dabei geniale Gewandtheit des Wortes, die ihm ebensosehr den prägnantesten Ausdruck für seine Gedanken und Bemerkungen zuführte, als sie seiner Rede eine freie, an-

mutende Strömung gab, und ihr noch in der Entladung von Unmut und Entrüstung über ihm Ungefälliges und Widerwärtiges die Würde eines eigentümlichen Stils erhielt. Es war ein eigentümlicher Gegensatz zwischen der nachdrücklichen volltönenden Kraft, die sich in seinem Wort vernehmen ließ, und seinem blonden Haare, der Weiche und Weiße seiner Haut und der Zartheit seiner Gesichtsfärbung; ein Gegensatz, der sich durch das geistige Feuer, das in den blauen Augen leuchtete, harmonisch vermittelte. Weder etwas Vornehmes, noch weniger aber aufgetragen Geniehaftes war in seiner Erscheinung, aber bei aller bürgerlichen Schlichtheit edel Unbeengtes und ruhig Sicheres." „Nie", so urteilt der Biograph selber, „bin ich einem heftigeren, leidenschaftlicheren Menschen begegnet und nie einem gerechteren." Und Felix Bamberg sagt: „Wie die Schönheit bei seinen einzelnen Werken weniger im Einzelnen als im Ganzen besteht, so gipfelt die seines ganzen Werkes darin, daß er die Schönheit des Lebens dargestellt hat, soviel er auch in Gefahr war, in seinen Fluten unterzugehen. Nur ein wahrhaft sittlicher Mensch konnte ein solcher Künstler sein. Härte und Milde durchdrangen sich in seinem Charakter dergestalt, daß er nur das Unwürdige abstieß, das Edle aber belehrend befruchtete."

An Dingelstedt in München

Hierbei, lieber Dingelstedt, übersende ich Ihnen, was Sie verlangten. Entschuldigen Sie die Gestalt, in welcher dies Theaterstück vor Ihnen erscheint; ich hätte Ihnen gern eine vollständige neue Abschrift machen lassen, aber das würde ziemlich viel Zeit weggenommen haben, da mein Kopist nicht zu den Raschesten gehört, und Sie wollten baldmöglichst mit dem opus versehen werden. Darum richtete ich das alte Buch ein, von dem sich glücklicherweise noch ein Exemplar vorfand; es stimmt jetzt buchstäblich mit dem Souffleurbuch des Burgtheaters, nach dem das Stück noch vor anderhalb Monaten gegeben wurde. 17. Febr. 1851.

So wünsche ich Ihnen denn, wie zu dem neuen Posten überhaupt, so auch zur Darstellung der Judith, von ganzem Herzen Glück und empfehle dem Herrn Intendanten, der so gütig ist, sich meiner gleich am Anfang seiner schwerlich dornenlosen Laufbahn freundschaftlich zu erinnern, meine geratenen und ungeratenen dramatischen Kinder zur weiteren Protektion. Ihr Vorgänger im Amt ließ die Maria Magdalena durch den

hiesigen Kommissionär Nolding von mir einziehen und sprach dann die Annahme aus; sie liegt aber bereits anderthalb Jahre vor Anker.

München ist eine sehr liebe Stadt, in der ich als Student über zwei Jahre verbrachte; ich sähe sie gern einmal wieder, was vielleicht im nächsten Sommer auf einer größeren Reise geschieht . . .

An Christine

Berlin 13. April 1851. . . . Am meisten entbehrte ich die Reisekappe, da man sich mit dem Hut nicht anlehnen kann; ich drehte mir in der Nacht einen Turban aus meinem wollenen Winter-Schal und muß wie ein verunglückter Pascha ausgesehen haben. Jetzt habe ich nach einem kurzen, aber gesunden Schlaf vortrefflich gefrühstückt: sehr guten Kaffee und echt holsteinische Butter. Im Kopf ist mir noch wüst, doch das wird sich in der Luft schon geben, und es ist ein Tag, so schön, daß Ihr ihn in Wien nicht schöner haben könnt. Überhaupt habe ich wenig klimatischen Unterschied gespürt; in Wien blühten ein paar Bäume, in Breslau auch und in Berlin würden sie es ebenfalls tun, wenn es dort Bäume gäbe. Du siehst, mein teures Herz, aus diesem Brief, daß ich guten Humors bin; das beweist, daß ich auf den alten Gott vertraue und bei Euch ein Gleiches voraussetze. Gestern habe ich den ganzen Tag das Pinscherlied („was ist das für ein Pinscherle usw.") in Gedanken gesungen und mitunter in der Manier, die Dir so wohl gefällt, dazu getanzt; das zeigt Dir wohl am besten, wo ich im Geiste war. Den heutigen Tag werde ich nach Porubskys Ausdruck: verlumpen, das heißt niemand besuchen, sondern mir die Merkwürdigkeiten, zum Beispiel bei Gropius usw. ansehen, und abends ins Theater gehen. Der „Vergnügungsanzeiger", ein neues Blatt, liegt schon vor mir und ich entnehme daraus, daß ich Mazarin von Frau Birchpfeiffer und Rübezahl von Herrn Raupach (der wieder so fruchtbar wird, als ob er bis dahin Jungfrau gewesen wäre) sehen kann; ist das nicht beneidenswert? Meine Sachen habe ich schon ausgepackt, es

war mir dabei zumute, als ob ich die liebe Hand, die alles so vorsorglich zusammengelegt hatte, fassen könne; irrte ich mich, oder hast Du einen Druck gespürt? Es schlägt elf Uhr, nun will ich den Brief schließen und ihn dann, das Pinscherlied singend, auf die Post tragen. Küsse den Allerkleinsten, grüße die Freunde und behalte lieb Dein Nuxel.

. . . Bisher habe ich Dir jeden Tag geschrieben, Du bist daher von allem unterrichtet, nur gestern war es mir unmöglich, da ich von früh 8 Uhr an herumlief. Erst auf die Polizei wegen meiner „Reisezwecke"; übrigens höfliche Behandlung vonseiten der Beamten; Grobheit vonseiten Nuxels . . . Berlin 17. April 1851.

. . . Wie freu ich mich auf Dein Tagsblättchen! Heute mittag hoff ich mit den Herren zusammen vergnügt zu sein, abends muß ich einmal wieder zu Mundt.[1] Den Kuß des liebsten Titele habe ich aufgetrunken! Behalte lieb Dein Nuxel.

[1] Kritiker und Literarhistoriker.

An Adolf Pichler in Innsbruck

Es tut mir sehr leid, daß Ihre Erfahrungen über die akademische Jugend die meinigen nicht nur nicht bestätigen, sondern ihnen auf die schneidendste Weise widersprechen. Freilich stehen Sie den Massen näher, während mir nur die ausgezeichneteren Individuen vor die Augen kommen, so daß ich mich gar wohl geirrt haben mag, wenn ich von den Einzelnerscheinungen aufs allgemeine schloß. Ich habe jedoch noch immer die Freude, kräftigen jungen Leuten zu begegnen, und es entschädigt mich für manche Unbill, daß diese sich gerade mir anschließen. Ihre Schilderung der dortigen gebildeten Stände paßt leider fast auf jede Stadt, nur wird es einem nicht so gut, daß man in einem so urkräftigen, kerngesunden Bauernstand, wie es der Tiroler ist, auch anderwärts Ersatz für die Martern findet, welche diese Misere jedem auflegt. Ich bin noch nie mit einem Handwerker, einem Landmann, einem Matrosen zusammengestoßen, wärs auch nur auf der Landstraße, ohne daß ich irgend etwas Neues von ihm erfahren, einen Blick in mir 11. Mai 1851.

fremde Zustände getan oder eine originelle Welt- und Lebensanschauung kennen gelernt hätte, während ich bei den meisten Gebildeten ein Omar werde, der alle Bücher verbrennen und, um das Recht dazu zu erlangen, die eigenen zum Fidibus hergeben möchte. Das einzige Resultat dieser Dressur, die den heutigen Namen der Bildung usurpiert, scheint darin zu bestehen, daß sie die Adern unterbindet, die das Individuum mit der Natur verknüpft, daß sie den Instinkt tötet, ohne den Verstand oder die Vernunft zu wecken . . .

An Rötscher

5. Juni 1851. . . . Es ist mir absolut unmöglich, in Dingen, die nicht Kopf und Kragen angehen, einen Entschluß zu fassen. Darum ist mir der Beistand meiner Freunde doppelt und dreifach nötig und sie tun wohl, zuweilen die Reitpeitsche bei mir anzuwenden, wie bei jenem Esel in Italien, der sich mit aus dem Halse hängender Zunge drei Schritte vom Brunnen in der glühenden Mittagshitze unerquickt niederlegen wollte . . .

An Christian Hebbel in Wolfenbüttel in Holstein.

17 Sept. 1851 Ihre Zuschrift, mein werter unbekannter Vetter, erhielt ich, als ich eben mit meiner Frau von Berlin zurückgekommen war, wo wir uns vier Wochen aufgehalten hatten. Es war mir damals unmöglich, von Ihren drei Bitten auch nur die letzte, Ihnen gleich zu antworten, zu erfüllen, denn ich fand in Wien eine Menge dringender Arbeiten vor. An Briefen und Sendungen waren wenigstens dreißig eingegangen, von nah und von fern, die alle erledigt sein wollten. Ferner hatte ich für die Münchner Hofbühne meine Genoveva einzurichten, weil die Intendanz mit diesem Stück die Wintersaison eröffnen will. Dann mußte ich an fünfzig Novellen lesen, weil der Österreichische Lloyd in Triest einen Preis von 50 Dukaten auf die beste Novelle gesetzt hat, die für sein Familienbuch einläuft, und ich Preisrichter bin. Endlich hatte ich von den Werken unseres früheren Unterrichtsministers, des verstorbenen Freiherrn von Feuchtersleben, die ich herausgebe, den

dritten und vierten Band für den Druck zu ordnen. Da blieb denn keine Zeit übrig, wie Sie wohl selbst sehen.

Jetzt will ich tun, was ich kann, und Ihnen schreiben. Ihr Brief hat mich allerdings, wie Sie voraussetzten, sehr überrascht, schon deshalb, weil ich gar nichts von Ihrer Existenz wußte. Noch mehr aber durch seinen Inhalt, aus dem ich mit erlaubter Verwunderung abnehme, daß meine Landsleute so gut, wie gar nichts von mir wissen. Um diesen Punkt zuerst abzutun, so hätten Sie sich alle Erkundigungen ersparen und Ihren Brief ohne alle weitere Adresse an mich absenden können; er wäre sicher in meine Hände gelangt; denn in Deutschland lebt kein gebildeter Mensch, der mich nicht kennt. Es ekelt mir, das über mich selbst zu sagen, was hundert und aber hundert Zeitungen in allen Sprachen längst über mich gesagt haben und was in jeder Geschichte der neueren Literatur zu lesen steht; da ich meiner eigenen Familie jedoch einige Aufklärungen schuldig zu sein glaube, so lege ich eines dieser Blätter bei, das meine neuesten Arbeiten bespricht. Daraus werden Sie erfahren, in welchem Sinne ich Dichter bin; ich habe statt einer gelehrten Abhandlung, wie sie dutzendweise über mich erscheinen, einen populären Artikel gewählt, der Ihnen verständlich sein wird, und würde ein paar meiner Werke hinzufügen, wenn Ihnen für diese die nötige Reife nicht noch fehlte. Österreichischer Professor bin ich dagegen nicht und wer meine Dramen versteht, wird das begreiflich finden, wohl aber ist meine Frau die erste tragische Schauspielerin am Kaiserlichen Hofburg- und National-Theater in Wien und nach dem übereinstimmenden Urteil aller Kunstrichter eine der größten, die Deutschland jemals hatte.

Was nun Ihre Wünsche betrifft, so finde ich Ihren Drang, sich geistig zu entwickeln, nur achtungswert, bin jedoch nicht imstande, Sie zu mir zu nehmen, oder Sie studieren zu lassen, wozu viel gehört. Ich habe alle Ursache, mit meiner Lage zufrieden zu sein, und wünsche sie mir gar nicht besser, aber sie wirft bei der Wiener Teuerung keinen Überfluß ab . . . Eine Wenigkeit lege ich Ihnen bei, für die Sie sich ein Buch

oder was Sie wollen, kaufen mögen; was ich sonst übrig habe, gehört meinem hilfsbedürftigen Bruder. Mein Rat ist nun der. Wenn Sie keine hervorragende geistige Fähigkeiten besitzen, so stehen Sie von der Gelehrtenlaufbahn ab und wenden sich dem Handwerk zu. Mit dem bloßen Studieren ist es in unserer Zeit, wo alle Fächer überfüllt sind, nicht mehr getan; von dem, was man jetzt braucht, um in die Höhe zu kommen, kann man nur das Allerwenigste lernen. Hat die Natur Sie aber ganz besonders begabt, so harren Sie einstweilen in Ihrem engen Kreise aus und arbeiten an sich selbst so gut es geht; das mußte ich auch sieben lange Jahre, und es hat mir eher genützt, als geschadet. Mir antworten Sie auf diesen Brief und schreiben Sie mir ausführlich Ihre Jugendgeschichte; wenn Ihr Pfarrer, der Sie ja genauer kennen muß, ein Gutachten über Sie hinzufügen will, wird es mir lieb sein. Dann lassen Sie mich alle Jahr einmal (nicht öfter) von sich hören und seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen zur Erreichung Ihrer Zwecke, wenn Sie dieselben in Einklang mit Ihren Anlagen und den Umständen formulieren, gern behilflich sein werde. Dazu ist Geld ja nicht das einzige Mittel; ich habe überall vielfache Verbindungen, und wenn Sie früher oder später einmal nach Deutschland kommen, so wird Ihnen schon der Name, den Sie tragen, zur Empfehlung gereichen . . .

Tagebuch Dez. 1851.

Titi. Wir waren mit ihr im Krippenspiel, was auf mich selbst einen Kindereindruck hervorbrachte. Es kam ein Elefant, der den Kopf hin und her bewegte, da rief sie aus: „Ich will brav sein!"

„Die Sonne und mein Kind."

Ihr „So?" wenn sie fragt, ist süß, wie eine Erdbeere.
Ewige Sonne, empfingst du je ein reineres Opfer?
Ich der Wandelnde, sah dir, der Versinkenden nach,
auf dem Arme mein Kind; ich nickte dir grüßend, doch dieses
hauchte den brünstigsten Kuß in die vergoldete Luft.

Die Weltlage hat eine feste Gestalt wieder gewonnen, die letzten Ereignisse in Frankreich sind entscheidend gewesen; es tritt eine Periode ein, wo die Gegensätze sich ins Auge fassen und unter Benutzung der auf beiden Seiten gemachten Erfahrungen auf dauernde Vermittlung ausgehen können. Dazu gebe Gott seinen Segen! Meine persönlichen Verhältnisse haben sich, wo möglich, noch mehr verschlechtert, und es ist wahrlich keine Kleinigkeit, seine Frau zum moralischen Tode in ihrer künstlerischen Blüte verurteilt zu sehen, weil man von Deutschland für einen besseren Dichter gehalten wird, wie der neue Theaterdirektor . . . Tagebuch 31. Dez. 1851.

. . . Mein Kind gedeiht, ich studiere die menschliche Natur in ihm; meine liebe Frau ist ihren Husten los, der mich früher so ängstigte. Möchte in meinem Hause alles bleiben, wie es ist!

An Professor Karl Werner in Olmütz

Ihr großer Brief hat mir viele Freude gemacht, sein kleiner Nachfolger mit dem allerliebsten Spielzeug für Titele viel Spaß. Wie die Kleine es empfing, beauftragte sie mich, Ihnen zu sagen, Sie seien „recht brav" und sie würde Ihnen ebenfalls etwas schicken. Das wäre denn hierdurch bestellt. Übrigens bin ich in meinem Hause der Erste, und bis jetzt Einzige, gewesen, der die Kugel mit dem Becher wirklich auffing. Es hat mir aber auch Mühe und Schweiß gekostet, und ich bin wohl nicht zu anmaßend, wenn ich annehme, daß meine Tochter beträchtlich älter sein muß, ehe sie daran denken darf, in diesem Spiel mit ihrem Vater um die Krone zu ringen. Jedem das Seine! . . . 16. Febr. 1852.

An Christine

Wenn ich Dir gestern noch hätte schreiben können, so würden die Klagelieder Jeremiae um eins vermehrt worden sein. Das war aber, wie Du gleich sehen wirst, keine Möglichkeit, und heute werde ich Dir meine Fatalitäten mit epischer Ruhe, statt mit lyrischer Leidenschaftlichkeit erzählen. München 22. Febr. 1852.

Du hast gestern abend gegen acht Uhr, als Du Deinem

Titele sein Nachtmahl brachtest, gewiß gedacht: nun sitzt der Nux schon ruhig und warm in München und es ist nicht mehr nötig, daß ich ihn noch im Geist umschwebe! Aber niemals bedurfte er seines Genius mehr, denn erst um Mitternacht traf er bei dem heftigsten Schneegestöber und mit einem ansehnlichen Schnupfen in der blauen Traube ein! Ich hatte also zweieinhalbvolle Tage und zweieinhalbvolle Nächte im Postwagen zugebracht und das ist im Winter keine Kleinigkeit, besonders, wenn man nicht gehörig mit Schutzmitteln gegen die Kälte versehen ist, und das war ich nicht, da diese durch das bloße Sitzen von Stunde zu Stunde steigt. Ein Schlafrock ist höchst respektabel für Sofa oder Lehnstuhl, aber auf der Reise kann er den Mantel nicht ersetzen, und obgleich ich dem meinigen dadurch einen höheren Grad von Wärme abzupressen suchte, daß ich ihn des Nachts mit dem Schal, der eigentlich für den Hals bestimmt war, um die Beine zusammenschnürte, so erlöste mich das doch nur halb vom Zähnklappern. Ich faßte mich daher kurz, als wir des Morgens um drei Uhr Schärding und die bayrische Grenze erreichten, und nahm bei der Visitation meines Koffers den dicken Braunen heraus, den wir schonen wollten. Von da an ging es gut, er leistete treffliche Dienste und litt, wie ich wenigstens hoffe, selbst nicht viel dabei, indem ich ihn bloß über die Beine legte. Wenn Du zu diesem allen nun noch hinzurechnest, daß ich während der ganzen Zeit aus der Übelkeit, die ich von Wien schon mitnahm, nicht wieder herauskam, so stimmst Du mir ohne Zweifel bei, wenn ich behaupte, daß der mich beleidigt, der diesen Winterausflug mit zu meinen Freuden zählt. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich so wenig zum Gedankenspinnen, als zur reinen Aufnahme äußerer Eindrücke gelangte, ja nicht einmal das innerliche Rezitieren von Gedichten, womit ich mir sonst zu helfen pflege, wollte verfangen. Sprechen konnte ich auch nicht, denn ich und mein Reisegefährte, ein amerikanischer Geistlicher, der mir übrigens recht wohl gefiel, standen in linguistischer Beziehung ganz und gar auf gleicher Stufe, uns beiden war nur die Mutter-

sprache geläufig und ich bin, wie Du weißt, so groß im Englischen, wie er im Deutschen. Nun arbeiteten wir denn in allen Zungen der Welt aufeinanderlos, um uns irgend eine Trivalität mitzuteilen; für die große Wahrheit, zum Beispiel, daß es schneie, und daß der Schnee die Straße zu verschütten drohe, wurde das Italienische, das Französische und das Lateinische zugleich gebrandschatzt. Unsre Köpfe glichen Letternkasten in einer unordentlichen Druckerei, die durcheinandergestürzt sind, und da man unter solchen Umständen nur das auszudrücken vermag, was nicht ausgedrückt zu werden verdient, so entschließt man sich am Ende lieber zum Schweigen. Einmal sangen wir jedoch einen Kanon zusammen, einen alten neapolitanischen Gassenhauer, der mir auf einmal wieder einfiel und den ich ihm vorsagte, weil er so ganz auf unsre Lage gemacht zu sein schien.

Colombo, cosi celebre,
Cerca di qua e la,
Finiva miserabile,
Cercando Novità.[1]

Das geschah sogar unter lautem Gelächter, es war aber das Gelächter der Verzweiflung. Als wir zuletzt um Mitternacht in München eintrafen, wurden wir unter freiem Himmel abgeladen und mußten noch eine Viertelstunde warten, ehe wir unsre Bagage erhielten. Im Gasthof gab es dann glücklicherweise noch etwas kalte Küche, dazu mußte ich aber ein fürchterliches Bier trinken, weil die Keller schon geschlossen waren, und das läßt man sich auf Münchens klassischem Boden am wenigsten gefallen. Erst um ein Uhr lag ich im Bett, um sieben saß ich aber schon wieder am Schreibtisch; die paar Stunden festen Schlafs haben mich völlig wiederhergestellt, und ich will erst ausgehen, wenn ich gleich diesen Brief auf die Post mitnehmen kann. Das ist Dir doch recht, nicht wahr? Übrigens scheint die Sonne hell in mein Fenster und ich werde, wenn auch nicht einen guten Tag, so doch wenigstens einen guten Morgen haben. So werde ich denn auf der Stelle meine Besuche machen.

Weißt Du, was mich diese drei Tage aufrechtgehalten hat? Einzig und allein der Gedanke an Dich, oder vielmehr das Gefühl von Dir! So bist Du mir niemals nah gewesen, wie diesmal. Mir war wirklich, als ob die Mütze, die Du mir noch ganz zuletzt mit rührender Emsigkeit stricktest, elektrische Funken ausströmte, ich glaubte zuweilen von Deinen eignen Fingern berührt zu werden, was mir immer so wohl tut! Mit Deinem Kaffee ging ich so sparsam um, daß ich erst auf der Station vor München die letzten Tropfen trank! Ich grub mich hinein in Dich, sah Dein teures Angesicht über mich geneigt, faltete die Hände und schloß die Augen! Das war ein Bild, das mir, wie gemalt, vorschwebte, obgleich ich selbst ein Teil davon war; es gibt ja auch im Wachen solche Traumzustände, worin sich alles durcheinanderschiebt. Diese einzelnen Momente meiner Reise soll man gern zu meinen Freuden rechnen, denn süßere habe ich nie gehabt, nur nicht sie selbst als solche! Dann rief ich so halblaut vor mich hin: Du guter, guter Pinscher! und in diesen Ausruf ging mehr von meinem Herzen hinein, als in tausend Gedichte! Das glaube mir, und darin liegt der Grund, warum bedeutende Dichter so selten oder nie auf Wesen, die zu ihnen gehören und von denen sie sich in ihrem eignen Bewußtsein kaum noch geschieden fühlen, ein Gedicht machen. Sie können sich ja auch da nicht verleugnen, sie müssen ja auch in einem solchen Fall nach der höchsten Vollendung der Form streben, da sie, wenn sie das nicht wollen, ja beim Brief oder beim simplen Wort stehen bleiben können, und die Form erkältet alles Subjektive, da sie verallgemeinert! Auch habe ich persönlich ein Gefühl dabei, als ob ich auf mich selbst dichtete, da es wahrlich keine Phrase ist, daß Mann und Weib eins sind! Bei Liebenden ist das etwas anderes, sie sollen erst eins werden und gleichen einem edlen Wein, der in zwei verschiedenen Pokalen funkelt; es ist wenigstens äußerlich noch eine Trennung.

Heute bist Du zu Tisch bei der Feuchtersleben, gestern warst Du im Kunstverein. Wie freut es mich, daß ich das

weiß! Schreib mir alles, was Du machst und tust; das geringste interessiert mich mehr, wie Sonne, Mond und Sterne! Es ist zehn Uhr, ich muß gehen. Ob ich was ausrichte? Gleichviel! Wenn nicht, so bin ich um so eher wieder bei Euch und das entschädigt mich für alles. Ich hoffe, Dein Lebenszeichen an mich ist schon unterwegs! Den Freunden herzliche Grüße, dem Titele, was beiliegt, Dir Gruß, Kuß und Umarmung!

[1] „Der so berühmte Kolumbus suchte hier und dort und kam auf der Suche nach Neuem elend um".

. . . Grüße alles, dem Titele sage, hier wären die Tauben so zahm, daß man sich in acht nehmen müsse, ihnen auf die Füße zu treten und frag es, ob ich eine fangen und mitbringen soll. 23. Febr. 1852.

Küsse Deinen nächsten Brief, laß Titerl ihn auch küssen und bezeichne die Stellen! . . .

Heute sind es nun schon acht Tage, daß ich fort bin. 25. Febr. 1852. Aber sehr unrecht würdest Du mir tun, wenn Du glaubtest, daß ich Dich, Deine liebevolle Nähe und Dein freundliches Walten um mich her, jetzt weniger vermißte, wie in der ersten Stunde. Der Tag geht mir im Wirbel der Geschäfte, wegen deren ich hier bin, und der Zerstreuungen, die sich daran knüpfen, rasch und eilig dahin; er läuft mir fast unter den Händen weg. Aber des Abends und des Morgens, wo ich zur Besinnung und zum Aufatmen komme, packt mich eine unendliche Sehnsucht, und es ist mir jedesmal ein Fest, wenn ich mich niedersetze, um an Dich zu schreiben.

Wie ich mich gestern freute, als ich Deinen lieben Brief empfing, kann ich Dir gar nicht sagen. Deine bloßen Schriftzüge sind für mich elektrisch, mir ist, als ob ein Teil Deines Wesens in sie übergegangen wäre, so daß ich nie einen Zettel von Dir, und wenns ein Waschzettel sein sollte, zerreißen könnte. Das weißt Du und hast oft darüber gelacht; es ist aber so. Darum kommt es gar nicht darauf an, ob in Deinen

Briefen viel oder wenig steht; mir sind sie, wie lebendige Boten Deiner Seele, die mir in ihrer bloßen Existenz immer viel mehr bedeuten, als alles, was sie bringen oder melden. Das vergiß nicht; wenn Du mir ein bloßes, weißes Blatt mit Deinem Namen schicktest, so wäre ich schon zufrieden. Dein gestriger Brief war nun aber auch obendrein gar lieb und herzig. Mach Dir ja keine Sorge um mich; wohl kann ich mich nur da fühlen, wo Du bist, aber die Reise habe ich bis auf einen kleinen Schnupfen schon verwunden. Über Titele habe ich gelächelt; seltsam und unerklärlich ist und bleibt es doch immer, daß dem Kinde in so zartem Alter solche Einfälle kommen. Küß ihn, wenn Du dies liesest, recht ab in meinem Namen, den kleinen Narren; gewiß gefallen ihm meine Küsse besser, wenn ich sie ihm nicht unmittelbar, sondern durch Dich aufdrücken lasse . . .

29. Febr. 1852. . . . Wie dank ich Dir für Deine lieben, lieben Zeilen! Wie oft hab ich sie geküßt! Unendlich fehlst Du mir; ich bin ein geteilter, auseinandergespaltener Mensch, einer, der unaufhörlich rückwärtsschaut, während er unbarmherzig vorwärtsgepeitscht wird . . .

1. März . . . Das Klima ist hier rauh, das Wetter so ungünstig, daß wir bis über die Knie im Schnee waten und, was die Hauptsache ist, den Speisen, die mein Pinscher nicht bereitet, fehlt der Teil, der vom Pinscher in sie überströmt, und das ist natürlich der beste . . .

. . . Heut abend, wie wir durch die Stadt gingen, wurde ich tief gerührt; ich schaute zufällig in ein Bäckergewölb hinein, wo ein kleines Mädchen von Titeles Alter mit auf den Tisch gelegten Ärmchen vor seiner Mutter stand und mit dem süßen Kinderblick zu ihr emporsah. Meine Sehnsucht nach Euch ist unbeschreiblich; tausendmal am Tage rufe ich Deinen Namen. Glaube aber ja nicht, daß ich dies in Berlin nicht auch empfunden habe; die elenden Reiseberichte, die ich abzufassen hatte, ließen mich nur nicht dazu kommen, meine Gefühle auszusprechen . . .

. . . Eben aufgestanden und sehr traurig darüber, daß noch immer ein Kellner mir den Kaffee bringt, nicht Deine liebe Hand mir ihn einschenkt, erhalte ich Deinen teuren Brief, mein edles, edles Weib. Wie habe ich ihn geküßt, ehe ich ihn öffnete, wie doppelt und dreifach, als ich ihn geöffnet hatte, die Stellen, wo Sonne und Abendstern stehen und ihren Segen auf mich ausströmen! . . . 2. März

Kuh hat das poste restante abermals vergessen, mir völlig unbegreiflich, da es auf Deinem Kuvert jedesmal steht. Das hat meine Freude diesmal freilich nicht so lange verzögert wie sonst, da sie mir ihn gleich heut morgen herüberschickten. Laß ihn denn jetzt nur fortmachen, wie er angefangen hat, ich spiele aus der Ferne nicht gern den Korrektor und er glaubt wahrscheinlich, ich sei so bekannt, wie die Sonne. Der Jugend steht ihr Enthusiasmus so schön, wie der eben aus der Erde gekrochenen Blume ihre frische Farbe, wenn der Mann auch oft darüber lächeln muß. Sag ihm also nichts, grüß ihn bloß herzlich und danke ihm für seinen Fleiß . . .

Emil Kuh an Hebbel

Hochgeehrter Herr. Schon eine volle Stunde nach Mitternacht ist verstrichen, und ich springe aus dem Bette und setze mich an den Schreibtisch, um an Sie zu schreiben. Staunen Sie nicht über diesen wunderlichen Anfang! Ich habe Ihnen keine wichtigen Neuigkeiten mitzuteilen, aber ich hielt es auf meinem Lager nicht länger aus, und zwar vor Aufregung und Leidenschaft, durch das *Denken an Sie*, hervorgerufen. Ihr Bild schwebte um, neben und über mir, ich *mußte* mit Ihnen sprechen, da ich schon einmal eine so verflucht unbändige Natur bin und mich in jede Stimmung, wie in das All auflöse. Es ist gut, wenn ein Wesen, das man heiß liebt und tief verehrt, von Zeit zu Zeit von einem scheidet, denn man kann sodann das *schreiben*, was *gesagt* für Wahnsinn ausgelegt werden müßte. Das Gefühl, das mich an Sie dämonisch fesselt, muß meiner Ansicht nach das Wien 1. März 1852.

heiligste sein, dessen ein Erdensohn fähig sein kann. Liebe ist nicht so rein, Freundschaft nicht so flammend, und doch trägt es, ich kann mich nicht anders ausdrücken, einen sinnlichen Charakter an sich.

Ich glaube an eine Bestimmung im höchsten Sinn, die sich mir in dem wahlverwandtschaftlichen Verhältnisse, das durch die ganze Natur geht, majestätisch enthüllt. Und ich bin deshalb der festesten Überzeugung, daß ich mit Ihnen zusammenstoßen mußte, weil ich sonst ein halber Mensch geblieben wäre. Deshalb lebe ich auch stets in einer gewissen unheimlichen Angst, Sie könnten sich einmal von mir abwenden, und diese unerklärliche Angst trübt mir oft die schönsten Momente, die mich von dem Gegenteile gerade überzeugen. Mir ist physisch dabei zumute, wie wenn man für einen Augenblick zuweilen fürchtet, blind zu werden. Soll ich es aufrichtig gestehen, ich empfinde Ihnen gegenüber, wenn ich Ihre übrigen Freunde vor meine Seele führe, Eifersucht! Und obgleich es der schönste Moment meines Lebens war, als Sie sich äußerten, ich sei Ihnen der liebste von Ihren Freunden in Wien, so stachelt der Gedanke an diesen Ausspruch meine Leidenschaft nur desto stärker auf, weil der Unglaube sein bleiches Antlitz zeigt, ohne daß ich über all dies mir Rechenschaft zu geben imstande wäre.

Darum, Teurer, schlage nicht zusammen
das Gefäß, das heilge, leicht und kühn!!
Wisse! daß es in sich birgt die Flammen,
die mich nähren können und verglühn!!

Ich komme aber auch, Sie für all das um Verzeihung zu bitten, wenn es auch leichter Art und unbewußt geschehen ist, was ich beging, und verlange dagegen, daß Sie mir unbedingt vertrauen und fest auf mich bauen mögen, denn ich sage es stolz und sicher: daß außer Ihrer Frau kein Mensch auf Erden lebt, der Ihnen so angehört wie ich. Ich juble schon, daß ich mit Ihnen die Triumphe jetzt feiern werde, und daß mir jeder die goldenen Schalen, die für Sie be-

stimmt sind, reichen wird, wie ich den Wermut trank, der Ihnen oft gespendet wurde.

Doch genug — ich habe getrunken, indem ich den Becher ausgoß, und mich kümmerts nicht, wenn Sie verwundert dreinschaun und über die vielen Handbewegungen lachen, welche ich jetzt vielleicht gemacht habe.

An Christine

. . . Mein teuerstes, teuerstes Herz, glaube ja nicht, daß München 5. März 1852.
die hiesigen Zerstreuungen, der bunte Wechsel der mannigfaltigsten Erscheinungen mich auch nur eine Minute über die Trennung von Dir zu trösten vermögen. Fieberhaft sehne ich mich nach dem Augenblick, wo ich mich wieder in den Postwagen setzen darf und wie Auferstehung von den Toten wirds mir sein, wenn ich wieder in mein kleines Zimmer eintrete. Ich habe, so gut es mir hier auch geht, die größte Mühe, auszuhalten, und mir ist oft, als ob eine einzige der liebenswürdigen Unarten des allerkleinsten Pinschers alles aufwöge, was mir hier allenfalls verloren ginge, weil er gar zu nett ist. Doch, ich darf dem Schlachtfeld nicht den Rücken wenden. Behaltet mich nur recht lieb, wie ich Euch! . . .

. . . So wurde ich in der Lecouvreur durch das Andenken an Dich aufs tiefste gerührt. Das prunkt da mit Pariser Garderobe herum, die allein mehr kostet, als die ganze Gage. Da sah ich Dich auf einmal an einem Tischchen sitzen, wie Du flickst und zusammenstückelst, und von mir wohl noch gar mit finstrem Gesicht betrachtest wirst, weil mir das Notwendigste überflüssig scheint. Edles, edles, so oft verkanntes Herz, ich gäbe einen Finger darum, wenn ich Dich in diesem Augenblick an die Brust drücken dürfte! . . .

. . . Wie ich mich sehne, so bald, als irgend möglich 10. März
wieder bei Dir zu sein, kann ich Dir gar nicht sagen; mir blutet jetzt das Herz sogar, wenn ich Dir schreibe, was mich sonst immer beruhigte. Nein, ich kann ohne Dich nicht leben; meine Augen werden feucht, wenn ich nur an Dich denke,

und ich sehe Dich immer vor mir, wie Du bald dies tust und bald das. Ich fühle eine schreckliche Öde in mir, obgleich man mich hier wirklich mit Huldigungen der treugemeintesten Art überhäuft; ich bin, wie ohne Mund. Ich habe mit mir zu kämpfen, daß ich nicht noch zuguterletzt einen dummen Streich mache und ohne die Aufführung abzuwarten, in den Reisewagen steige; mir ist oft, als hört ich durch die weite Ferne Deine Stimme: komm, komm! . . . O Gott, wie tief erkenne ichs, daß zwei Menschen, die sich lieben, sich nie trennen und sich auch aus der äußeren Misere, die immer wiederkehrt, seis nun in dieser oder jener Gestalt, nichts machen sollten? Halten wir an diesem Glauben fest! . . .

12. März Ich denke und träume hier nichts, als Euch. Wenn ichs noch nicht gewußt hätte: jetzt würd ichs wissen, daß ich ohne Euch gar nicht existieren kann. Bin ich in einer Gesellschaft, so sehe ich Dich, wie Du in unserem Hause unter Deinen Gästen waltest. Geh ich spazieren, so rede ich mit Dir, als ob Dus hören könntest. Hüpft ein Kind an mir vorüber, so werd ich traurig und frage: was macht Titele! Ich würde hypochondrisch werden, wenn nicht eine Menge von Zerstreuungen, denen ich mich nicht entziehen darf, weil es im Grunde, ich möchte sagen, nur vergoldete Arbeiten sind, mich unerbittlich meinen trüben Stimmungen wieder entrisse. Aber da hat man Besuche zu machen, Konzerten beizuwohnen, Liedertafeln die Reverenz zu bezeigen, vorzulesen, zu schwatzen usw., alles um der Agnes Bernauer einen guten Boden zu bereiten. Ich sage: es ist Deine Pflicht! und gehe ans Geschäft. Aber so fortzuleben, wär für mich die Hölle.

Neulich ging ich, an unserem ersten schönen Tage, dem gestern gleich wieder einer voll Nebel und Schnee folgte, allein in den Englischen Garten, in dem ich vor dreizehn Jahren immer spazierte. Niemand war da, als der König, der spazieren ritt; riegsum alles weiß und gefroren. Wie ich so fortschlenderte, stieß ich auf eine Baumgruppe, unter der ich einst, bei einem plötzlichen Regenguß aus blauer Luft herab,

den ersten Gedanken zum Diamant gefaßt hatte. Nun führte die Erinnerung mich weiter und weiter. Dort entstand der junge Jäger (ein Gedicht), hier kam mir die Idee zur Maria Magdalena, hier zeigte mir Genoveva zum erstenmal ihr Gesicht. Als ich wieder in den Hofgarten zurückkehrte, bezog das Militär gerade die Wache und marschierte mit klingendem Spiel von seiner Kaserne bis zur Residenz. Das geschah früher auch immer um dieselbe Stunde, und, wie früher als Student, schloß ich mich an, in Phantasien versenkt und mehr taumelnd, als wandelnd. Ein wunderbares Gefühl, so ganz in eine längst vergangene Zeit zurückversetzt zu werden, und ein ebenso süßes, als wehmütiges, wenn, wie bei mir, die damaligen Träume nicht bloß Wahrheit geworden sind, sondern von der Wirklichkeit übertroffen und überholt. Ich habe in Dir, mein herrliches Weib, unendlich viel mehr, als ich je zu besitzen hoffen durfte, und Gott weiß, daß ichs dankbar erkenne . . .

. . . Nein, mein Herz, schlaf ruhig, etwas Arges *können* wir gar nicht erfahren, es handelt sich bloß um den *Grad* des Beifalls, er selbst ist uns *gewiß*! Dies würde ich niemand schreiben, als Dir, aber da es zu einem guten Zweck geschieht, so darf ich es wagen, ohne fürchten zu müssen, die bösen Dämonen zu reizen. Nur behalt es für Dich. Übrigens werd ich Dir, wenn mir nur jemand dabei hilft, den Ausfall wirklich, wie Du wünschest, telegraphieren lassen . . . 15. März

. . . Es sind in der Tat die seltsamsten Stimmungen, die hier durch meine Seele ziehen, weil sich Alt und Neu so wunderbar ineinandermischt. Ein Dichter! Ein berühmter Dichter! Was war mir das früher, wie hob sich die Brust bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, wie tröstete es mich über so manche Entbehrungen. Jetzt hab ich den Bettel und es gilt mir nicht viel mehr, wie eine leere Erbsenschote. Darüber vergeß ich denn oft, was es anderen gilt, vernachlässige Personen, ohne zu ahnen, daß es ihnen von mir doppelt wehtut, spreche kurzweg und berechne nicht, wie schwer meine 16. März.

Worte jetzt ins Gewicht fallen und wie sie umhergetragen werden. Wie mag mir das schon geschadet haben! Auch versteh ich mich geistig durchaus nicht aufs Sparen. Andere sitzen den ganzen Abend und tun nicht das Maul auf. Dann sagen sie irgend eine Trivialität, in einen vergoldeten oder versilberten Ausdruck eingepackt, und alle Welt erstaunt. Ich werde nicht müde, meine Gedanken auszugeben, ja ich fühle mich dazu verpflichtet und nun merken die Leutchen oft gar nicht mehr, was sie zu hören bekommen. Überhaupt: wie die Phrase auf Erden herrscht, habe ich erst seit 1848 gründlich kennen gelernt.

Ich muß schließen! Mein Herz, mein teures, teures Herz, lebe wohl. Wir sind jetzt, wie ein zerbrochener Ring. Die eine Hälfte liegt hier, die andere dort, aber bald werden sie wieder zusammengeschmiedet! Darauf verlaß Dich, am 25. ist Agnes und am 27. segle ich ab . . .

25. März 1852. . . . Zu Tränen hat mich gerührt, was Du mir von Titele und seinem in meinem Zimmer hergesagten Spruch schreibst; ich glaube mit Dir, daß der liebe Gott Menschen, wie wir, lieben muß, mich wenigstens Euretwegen! Es bestätigt sich auch überall; ich brauche mein ehrliches Gesicht nur zu zeigen, und bis auf die Schufte reicht mir jedermann warm und herzlich die Hand. Das ist doch auch was wert.

Ich muß schließen! Verlaß Dich auf alles, was im Brief steht, und komm mir Mittwoch, wenn Kuh die Stunde der Ankunft mit einiger Bestimmtheit erfahren kann, auf der Post entgegen. Von mir erhältst Du morgen einen Detailbericht; von Euch verlange ich jetzt keinen Brief mehr! Ich küsse Dich, wie am Hochzeitstage! . . .

An Dingelstedt

Wien 1. April 1852. Mein teuerster Freund! Gestern nachmittag zwischen zwei und drei langte ich in Wien wieder an und wurde von Frau und Töchterlein auf dem alten Fleischmarkt empfangen. Klopstock würde auf den Moment gleich eine Ode gemacht

haben, wenn er ihn erlebt hätte; Leute unsrer Art begnügen sich, zu sagen: er war schön! Das war er aber auch wirklich, ein Wiedersehn wird mit einer Trennung nicht zu teuer bezahlt. Dies soll uns auch trösten, denn ich habe mich, trotz dessen, was mich erwartete, von Euch nur schwer losgerissen. Nun, im Juli bin ich wieder da!

Wie soll ich Dir und Deiner lieben Frau all die Güte und Liebe danken, womit Ihr mich aufgenommen und bis zum letzten Augenblick überschüttet habt! Ich saß wirklich unter dem Wunderbaum, der durch Geben reicher wird und für eine Blüte, die er auf den Wanderer zu seinen Füßen fallen läßt, zwei neue aus sich erzeugt, die er ihm ebenfalls herunterwirft! Und ich bedarf dessen so sehr, daß die Wohltat, mir erwiesen, eine zwiefache ist, wenn ichs mir auch nur selten merken lasse. Nicht ohne die tiefste Rührung verließ ich die letzte Nacht Dein Haus, und nicht, ohne Euch aus vollster Seele gewünscht zu haben, was ich mir selbst wünsche, überschritt ich die Schwelle. Ich glaube, ein wahrer Wunsch ist ein Segen! Genug davon! Das Wort, das nicht schon einmal entweiht wäre, ist ja nicht mehr zu finden! . . .

An Bamberg

. . . Ich habe mich schon einmal gedrungen gefühlt, 18. Aug. 1852.
Ihnen einen Abriß meiner Lage zu geben. Sie hat sich seitdem wenig verändert und nur verschlechtert, indem es dem Fünfteil von Jungdeutschland, das sich im Burgtheater den Direktorposten erkrochen hat, durch Anwendung der allernichtswürdigsten Mittel geglückt ist, mir diese Bühne wieder zu verschließen. Das wird nicht ewig so bleiben, aber für längere Zeit ist mir die am reichlichsten fließende Erwerbsquelle verstopft, und dies habe ich nicht etwa der Regierung, sondern einzig und allein der persönlichen Niederträchtigkeit eines literarischen Gegners, den der Adler deckt, wie jenen in der Fabel die Schlange, beizumessen. Ich schreibe jedes Wort wohlbedächtig nieder und habe mir zur Entscheidung zwei volle Jahre Zeit genommen, werde auch, wenn der Tag der Rechen-

schaft einmal kommt, die Beweise beibringen, wenn ich gleich aus naheliegenden Gründen wünschen muß, daß mein Urteil unter uns bleibe . . .

Tagebuch 31. Dez. 1852. — Die Weltlage hat sich wieder verändert, und ich fürchte, weit mehr, als die meisten Menschen sich gestehen wollen: ein Bonaparte trägt die französische Kaiserkrone und nennt sich Napoleon den Dritten. Ich zweifle stark, daß er ein Großsiegelbewahrer des Weltfriedens sein wird, ich glaube sogar, daß er es nicht werden kann, wenn er es auch werden will. In Deutschland ist alles beim alten, doch wird mir versichert, daß wenigstens die Zollvereinigung zustande komme. Gott gebs, es wäre ein Anfang! Im Frühling war ich in München: Dingelstedt nahm mich sehr herzlich auf und tat alles mögliche für mich . . .

Bogumil Goltz an Hebbel

Als Bogumil Goltz von einer Reise nach Ägypten zurückkehrte, lernte Hebbel ihn in Wien kennen. „Ein starkknochiger, etwas hagerer Mann mit durchdringenden Augen, mächtig hervorspringender Nase und einer Stirn, die Eigensinn und Willenskraft zugleich abzuspiegeln schien, perorierte in einem Kreise von erschrockenen Damen und staunenden Herren gegen das schöne Italien; seine Garderobe erinnerte an einen Professor aus der ehrwürdigen Zeit, wo Lessing, als er tanzen und fechten lernte, sich gegen seinen Vater weitläufig darüber verantworten mußte; der Frack schien ein uraltes Erbstück zu sein, und ein weißes Tuch, bis über das Kinn hinauf gebunden, vollendete den urväterlichen Eindruck. Aber seine Gedanken waren nicht alt und bestäubt; in kernigster Sprache entwickelte er eine Reihe der originellsten Ansichten und Ideen; die schlagendsten Ausdrücke, die treffendsten Bilder standen ihm zu Gebot, und das schneidende seiner Äußerungen wurde durch die Unmittelbarkeit ihrer Erzeugung, die das Wägen und Messen ausschließt, doch wieder gemildert . . . Der erste Gedanke, den er, und nicht bei mir allein erweckte, war: er müßte in der nächsten Stunde vom Nervenfieber befallen werden; aber gleich der zweite: er habe mit Krankheiten garnichts zu schaffen". Goltz war Ostpreuße, ein Landsmann von Hippel, Hoffmann, Hamann und Kant. Über sein „Buch der Kindheit" schreibt Hebbel: „Wenn es jemals einen Dichter gab, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, so ist es Goltz . . . Hippel scheint jenen Blick fürs Detail des Stillebens auf ihn vererbt zu haben, der seinen „Lebensläufen" die klassische Seite gab; Hoffmann das glänzende, Ader und Nerv zugleich in den Rahmen bringende Darstellungstalent . . . Von Hamann hat er einen mystischen Zug . . ."

7. Jan. 1853. Verehrter Herr und Freund! Leben Sie noch; — haben Sie noch einen getreulichen Gedanken für einen gewissen Ägypter im altmodigen Frack, mit altmodigen Empfindungen und neumodigen Gedanken . . . Gut denn. Sie sind noch der Alte! — warum lassen Sie denn kein Wörtchen von sich hören? . . .

Ich sage Ihnen dies und schwöre Ihnen dies: Es steht ein Bild vor meiner Seele: Ihre liebe, prächtige, stattliche, herzige Frau — „als Judith" in dem frischen, originell gefärbten Dichtwerk des Herrn und Gemahls. Lebhafter ergriffs mich noch, wie diese Frau mich nach wenig Minuten versicherte, „ich müsse in Wien bleiben, der Freund ihres Mannes werden" — und diesen Mann hab ich ebensowenig vergessen, der so gescheit und herzig war: daß ihm sogar meine Ungebärdigkeit und meine Schimpferei Spaß machte . . .

Lieber Herr und Freund: ich habe eine wütende Bangigkeit nach Ihnen, nach Wien — nach jenen Stunden, die ich dort gelebt! . . .

Ich habe in Königsberg unter großem Zulauf Vorlesungen über Ägypten gehalten — aus dem Leibe, der Seele, dem Geiste heraus, aus meiner Art heraus, ich hasse die Konvenienzen und Affektation, die Schablonen — die adoptierten Manieren der Männchen ꝛc. Ich bin ich. Bin ich ein Gaukler, so werd ich durch Halsreden kein Schwan.

Ich muß Wien, ich muß Sie sehen; Ihre herzliebe Gattin, die Judith mit den schönen Armen — mit den prächtigen herzigen Augen, warum konnte ich sie nicht in Berlin sehen. Donnerwetter! — Sagen Sie mir, schreiben Sie mir: Kann man in Wien Vorlesungen halten; würden die Leute für 6 Vorlesungen 2 Taler oder $1^1/_2$ zahlen —

In Königsberg lieset, kennt man, liebt und ehrt man Sie — Sie haben sich durchgeschlagen durch die Unmasse der Literaten. Gott oder unser guter Engel schütze uns alle aber ohne Muckerei; (von der ich kein Freund bin). Ich küsse Ihrer Judith die Hand und bin Ihr getreuester Freund und Diener B. Goltz.

Bis dat, qui cito dat. Ich weiß, Sie sind ein herziger Mann — schreiben Sie bald.

In das Album meiner Frau

9. März 1853.

In deiner Seele unbeflecktem Adel,
in ihrer Unschuld, wurzeln deine Schwächen,
und was die meisten vor gemeinem Tadel
bewahrt, das ist ihr innerstes Gebrechen.

Es könnte einer dir das Leben rauben,
und wäre dir schon halb dein Blut entquollen,
so würdest du ihm noch im Sterben glauben,
er hätt dir bloß die Ader öffnen wollen.

Will die Natur die Schönheit rein entfalten,
so darf sie nichts von ihrem Feind ihr sagen,
sie kann nur dann das Herrlichste gestalten,
doch muß sie seinen Untergang auch wagen.

Oft wünscht ich dir zu deinem vollen Frieden,
du möchtest in der Brust des Feindes lesen,
doch weiß ich wohl, es wird dir nicht beschieden,
denn dieser Mangel trägt dein ganzes Wesen!

Tagebuch 14. April 1853.

Mein alter Jugendlehrer F. C. Detleffen schrieb aus Dithmarschen um Unterstützung an mich. Ich schickte ihm zehn Taler, und schämte mich innerlich, daß es nicht mehr war, denn großen Dank bin ich diesem braven Manne schuldig. Er antwortete mir, und sein Brief rührte mich tief, denn er wußte seiner Erkenntlichkeit für die kleine Summe gar keine Grenze zu finden, versicherte, nun könne er seine Schulden (!) bezahlen und so weiter. Daraus sehe ich, daß er ein edler Mensch ist, und das will um so mehr heißen, als er, wie ich leider nur zu gut weiß, sich schon seit zwanzig Jahren aus Mißmut und so weiter dem Trunk ergeben hat.

Sie haben nicht aufgehört, mir von Zeit zu Zeit die schönsten Proben Ihrer fortgesetzten Teilnahme zu geben und Ihre Güte durch die Komposition meines Nachtliedes und deren Widmung auf eine mich wahrhaft beschämende Weise gekrönt. Längst hätte ich Ihnen dafür wenigstens meinen Dank gesagt, wenn unser junger Freund Debrois mir nicht Hoffnung gemacht hätte, daß ich vielleicht einen Abdruck erhalten würde; jetzt, da er Ihnen gerade schreibt, muß ich aber durchaus mein Gewissen erleichtern. Ihre Werke, soweit sie mir zugänglich waren, sind schon seit Jahren eine Quelle hohen Genusses für mich gewesen, denn Sie erweitern den Kreis der Musik, ohne ihn zu zersprengen, und zwar, wie ich es in meiner Kunst ebenfalls versuche, auf dem Wege größerer Vertiefung in die gegebenen Elemente. Dieser Genuß steigt nun natürlich noch um ein Unendliches, wenn Ihre Schöpfung, um mich so auszudrücken, eine Wiedergeburt der Meinigen ist und mich in meine eigensten früheren Zustände zurückversetzt, ja, mir dieselben erst recht eigentlich aufschließt. So ist es mir besonders mit dem Nachtliede ergangen, obgleich ich es bis jetzt nur sehr unvollständig vernahm; ich habe das Gedicht immer lieb gehabt und es bis auf den heutigen Tag lieb behalten, bin aber erst durch Ihre Musik, die mich in die Heidelberger Dämmernacht, in der es entstand, ganz zurückführte, zu der Erkenntnis gekommen, daß der Dichter so ahnungsreichen Natur- und Seelenmomenten doch nur die äußersten Umrisse abgewinnt, und daß das Leben durch die verwandte Kunst hinzugetan werden muß. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für die Auferstehungsfeier einer vergangenen Zeit, die mir durch Sie zuteil wurde, und lassen Sie sich denselben durch die Zusendung meines Michel Angelo ausdrücken, den wohl (leider!) niemand besser verstehen wird, als Sie. Er hat mir gute Dienste getan und mich nicht bloß momentan, sondern für immer der widerwärtigen Misere, mit der wir in unserem eigenen Kreise kämpfen müssen, entrückt . . . 10. Mai 1853.

die nach Hamburg vorausgereist war.

Leipzig 3. Juli 1863. — In Gutzkow habe ich mich nicht getäuscht, er ist ein ganz anderer Mensch geworden, und wir haben uns vortrefflich miteinander verständigt. Wir waren beide Tage viel beisammen; gestern aß ich bei ihm und fuhr dann augenblicklich auf den Eisenbahnhof, denn ich hatte schon vorher gepackt. Es machte mir einen eigenen Eindruck, zwei lang aufgeschossene Söhne, von denen der eine dem Vater schon über den Kopf sieht, mir gegenüber sitzen zu sehen, und ich erinnerte mich gar wohl, daß ich in Hamburg gerade mit Gutzkow aß, als er die Nachricht von der Geburt des jüngsten durch einen Brief aus Frankfurt erhielt. Er wollte es nicht glauben, als ich es ihm ins Gedächtnis zurückrief und seine Frau, ein sehr einfaches, naives Weibchen, das Dir gefallen wird, wenn Du es kennen lernst, wollte durchaus von mir wissen, wie er sich denn bei Empfang des Briefs benommen habe. Natürlich stellte ich ihm das beste Zeugnis aus. Auch ein allerliebstes kleines Mädchen haben sie, mit dem Titele sich sehr gut unterhalten würde . . . Auch die alte Harkort traf ich auf der Brühlschen Terrasse; sie läßt Dir ebenfalls das Freundlichste sagen. Gutzkows letztes Wort zu mir war: „in unsers Vaters Hause sind viele Wohnungen!“ und da in uns beiden die Erkenntnis gereift ist, daß wir auf verschiedenen Wegen dasselbe suchen, so wüßte ich nicht, warum wir nicht von jetzt an sollten zusammengehen können . . .

. . . In der Bildergalerie (in Dresden) war ich nur auf flüchtigem Besuch, denn sie war Sonnabend verschlossen und wurde Sonntag erst um halb eins geöffnet, doch sehe ich hier überhaupt nur ein Gemälde an, indem man alles übrige auch an anderen Orten wiederfindet, und dazu war denn immer noch Zeit genug. Wie vermißte ich Dich und Deine Begeisterung, als ich vor der Madonna stand; nie ist Dein Auge schöner, als wenn die Glut der inneren Bewegung mit der Träne der Überwältigung darin kämpft, und Du sollst sie auf der Rück-

reise auf jeden Fall sehen, denn selten steht man vor einer Spitze der Menschheit, und nie ohne innere Furcht . . .

. . . Elisen sage von mir, sie soll sich ganz wahr und ohne Rückhalt gegen mich geben, sie soll ein Interesse, das sie nicht hat, und das wenigstens nicht tief bei ihr sitzt, auch nicht an den Tag legen, sie soll dies wohlgemeinte Wort am allerallerwenigsten übelnehmen und sie wird zufrieden mit mir sein . . .

Kuhs Mutter an Hebbel

Verehrter Herr von Hebbel! Nehmen Sie, verehrter Herr, Marienbad
den innigsten tief gefühlten Dank einer Mutter gütigst an, August 1858.
das sind auch die einzigen Worte, die sich über Ihr Benehmen in Beziehung meines Emil in seiner Krankheit sagen lassen, ich wußte es schon längst, daß Sie all der unendlichen Liebe dieses Menschen nicht widerstehen können, glaubte aber, obwohl ich mir Ihr Herz so reich an Liebe dachte, daß Sie in Ihrer Größe wohl meines Sohnes Liebe, Verehrung und reine Anbetung sich gefallen lassen, aber nicht so leicht erwidern. Der Vesuv in all seiner Höhe und Unergründlichkeit läßt Millionen Menschen zu sich hinaufsteigen, aber in seine Tiefe schauen nicht; noch viel weniger nimmt er eine Seele auf. Meinem Sohne ist also das so seltene Glück geworden, Ihr Freund zu sein, und Sie, den einst kommende Geschlechter gleich einem Gott verehren werden, Sie sitzen gemütlich an dem Krankenlager eines jungen Menschen, der so gar nichts noch ist, als daß er das große Verdienst hat, Sie als seinen Meister errungen zu haben, es kann Sie mein Sohn, ich fühle es, durch nichts lohnen, als daß Sie ihn heranbilden und dann einst die Freude an ihm haben, daß er geistig Ihr Geschöpf ist, und so können sie sich versichert halten, daß, nachdem ich durch Emils Unvorsichtigkeit erfahren, daß er vier Wochen krank war, nie aufhören werde, Ihnen stets mit Dankbarkeit und Verehrung anzuhängen und ich zu Gott bitte, mir Gelegenheit zu geben, Ihnen nur einst in freudiger, guter Situation beweisen zu können, wie ich stets bin und bleibe Ihre dankbar ergebenste

Antonie Kuh.

20. Aug. 1853. . . . Wir können gegenseitig geben und nehmen, auch ich bin nicht so exklusiv, wie ich Ihnen vor Jahren erschienen sein mag: die Knospen sind es ja alle, aber was aufsprang, trinkt und saugt. Und wir wollen die Sache äußerst einfach fassen! Was Sie in Ihrem ersten Brief schreiben, ist so wahr, daß es in Gold gefaßt zu werden verdiente: die Literatur ist in einer Anarchie begriffen, daß sie sich auflösen muß, wenn sich nicht Zentralpunkte finden, welche der Fieberbewegung der Atome einen Damm setzen. Nun, dahin wollen wir gemeinschaftlich streben, und die Trivialität auf der einen Seite, die originell zu sein glaubt, während sie nachahmt und stiehlt, sowie die hohle Abstraktion auf der andern, die alles Lebendige erstickt, kräftig bekämpfen. Das Mittel: daß wir uns überall die Arena zu öffnen suchen, wo man sie uns verschließt, ohne dem Spruch der dort richtenden Instanz vorzugreifen . . .

Tagebuch 4. Jan. 1854. Die Jammerperiode ist vorüber, ich fühle mich in meinen vier Wänden wieder wohl, kann aber doch eine Betrachtung nicht unterdrücken, die sich mir immer von neuem wieder aufdrängt. Ohne Zweifel stehe ich jetzt auf der Höhe meiner Existenz; ich habe ein teures Weib, ein lieblich aufblühendes Kind und wenigstens einen wahren erprobten Freund; mit meiner Gesundheit kann ich zufrieden sein, die Geisteswie die Leibeskräfte sind ungeschwächt, und meine Tätigkeit ist keine wirkungslose; dabei habe ich, was man zu einem bequemen Leben braucht, und bin sogar imstande, für die Zukunft einen Pfennig zurückzulegen. Ich bin, das Zeugnis darf ich mir geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes Tags; das Mittagsmahl und besonders die bei einem Glase Bier und einem Butterbrot verplauderte Abendstunde ist mir immer ein Fest, und ich nähre keinen andern Wunsch mehr, als den natürlichen, der in allen Verhältnissen übrig bleibt, daß es bleiben möge wie es ist!

. . . Ich habe mich, wie Sie wissen, zur Zeit meiner Entwicklung ganz für mich gehalten, weil ich das Bedürfnis fühlte, den reinen Widerklang der Welt zu vernehmen, um zur Selbsterkenntnis und zur richtigen Schätzung meiner Kräfte zu gelangen . . . 26. Jan. 1854.

Ein außerordentlich schöner Morgen, als wir um halb sechs Uhr erwachten und aufstanden! Über Nacht ein possierlicher Zufall; ich fiel aus dem Bett, was mir, seit ich in der Wiege lag, nicht mehr passierte . . . Tagebuch Marienbad 4. Juli 1854.

. . . Das Bad macht einen sehr freundlichen Eindruck; überall die schönsten Waldspaziergänge und geschwätzige Bäche, die bald still dahinrieseln, bald tosen und aufschäumen; in unser Zimmer rauscht eine Fontäne hinein, die nicht weit von unserm Hause steht. Ich glaube, es muß schwer sein, sich in einem Badeorte zu verlieben, da alle Damen, die einem begegnen, und bei denen man sonst an Werther und Lotte denken kann, nur des Purgierens wegen im Walde herumlaufen; wir sind eben von unserer Morgenpromenade zurückgekommen und, während ich dem Geist des Brunnens infolge der genossenen drei ersten Becher an einem gewissen Ort mein Opfer darbrachte, wurde mir vor meinem Fenster von der Musikkapelle ein Ständchen gemacht. Übrigens macht ein besuchter Badeort einen Eindruck, wie ein Jahrmarkt, der in einer kleinen Stadt abgehalten wird; viele Menschen drängen sich in einem kleinen Raum, und jedem sieht mans an, daß er nicht zu bleiben gedenkt. Dabei hier die fortwährende Erinnerung des Menschen an eine Pflicht, die er nicht gerne nennt, wenn er sich auch zu ihr bekennt; wie der Kirchhof ihm unaufhörlich zuruft: bedenke, daß du sterben mußt, so mahnt Marienbad ihn unermüdlich: vergiß nicht, daß du — — mußt! Wohin man auch komme, überall kleine Häuschen in Pyramidalform, deren Bestimmung sich keine Minute verkennen läßt, mögen sie nun über einem silbern

dahinrieselnden Bach, oder unter blühendem Hollunder und flüsternden Birken angebracht sein, und wie oft stößt man auf bebänderte Herren oder nach Ambra duftende Damen, die mit verlegenen Gesichtern auf sie zuweilen oder mit beschämten herausschlüpfen.

9. Jul Winterkälte, bleierner Himmel, dennoch um fünf Uhr am Brunnen. Dann klärte sich das Wetter auf, die Sonne brachte es wenigstens zu messingnen Strahlen, wenn die Wolken auch das Gold verschluckten, und wir machten gleich nach dem Frühstück einen Spaziergang zum Moorlager. Nie sah ich die Tanne noch so schlank und so stämmig, wie hier, wo sie der einzige Baum ist, jedesmal rauschten die Kronen im frischen Winde, und nie vernahm ich noch ein solches Rauschen; leise, fast säuselnd, begann es, als ob in der Ferne nur ein einziger Baum geschüttelt würde, dann verstärkte es sich, wurde dichter und dichter und konzentrierte sich zum Sturmakkord über unserem Haupt, darauf schwächte es sich ab, und endlich verlor es sich mit Tönen, wie sie ein langsam fortrollender Wagen wohl von sich gibt . . .

13. Juli Nach Tisch mitten im Regen mit meiner Frau zur Friedrich-Wilhelmshöhe hinauf, dem höchsten Punkt des Orts, den wir noch nicht erstiegen. Unter den dichten Tannen gingen wir ziemlich geschützt, und wie wir oben waren, kam die Sonne. Links und rechts Felsblöcke, oft von Steinnelken überwuchert, und ein üppiger Blumenflor, der doppelt heiße Düfte ausströmte, versteckte Bäche, laut und wild unter den breiten Farrenkräutern dahinhüpfend, und von Zeit zu Zeit ein dreister Vogel oder ein nasser, nur noch schwer flatternder Schmetterling. Zwischendurch Partien, die recht schauerlich an Tod und Verwesung mahnten, weil unter den grünen Tannen schichtenweis die seit vielen Jahren abgefallenen Nadeln vergilbt und modernd und dem Wind unzugänglich liegen geblieben waren; bemooste Stümpfe darunter gesät, so faul und morsch, daß sie in der Nacht leuchten und

glimmen müssen. Die Aussicht vom Gipfel herab imposant; man hat das Tal, das Marienbad einschließt, zweigeteilt vor sich und sieht in eine wahre Unendlichkeit hinaus . . .

Der Morgen wunderschön. Mit Puttlitz[1] in Schönau gefrühstückt, dann über die Anhöhe mit dem Pavillon zurück. Das herrliche, frische Wasser, das wir im Hause haben, veranlaßte mich zu der Frage, woher es komme. Die Antwort lautete: aus dem Keller! Dort springt eine Quelle, man denke sich, welch ein reizendes Bild! Das ist ein freundlicher Spiritus familiaris, den ich einem widerwärtigen Kobold bei weitem vorzöge. Nachmittags mit Uechtritz in der Waldmühle; fein im Innern, wie im Äußern, scheint er mir ein Mensch, mit dem sich fürs Leben ein Verhältnis anknüpfen läßt; übrigens hat er nie etwas von mir gelesen, und das ist mir gar nicht unangenehm, denn ich wirke lieber durch meine Persönlichkeit, wie durch die Werke. 16. Juli

[1] Märchen- und Lustspieldichter.

An Kuh

— — — An Putlitz und Uechtritz haben wir einen sehr angenehmen Umgang, nur verführen wir uns gegenseitig, nicht zum Essen oder gar zum Trinken, sondern zum geistigen Zechen, zum übertrieben vielen Sprechen, was auch seinen Rausch erzeugt. Beide sind aber ebenso treuherzige und offne, als feine Männer, mit denen sich vortrefflich verkehren, wohl auch für die Zukunft der Faden fortspinnen läßt. Sie lernen mich jetzt als Doppelgänger kennen, einmal in Person, wo ich ihnen als ein ganz leidlicher Mensch vorkomme, vor dem keiner zurückzuschrecken braucht und einmal in Emil Kuhs Charakteristik, die hier leider viel gelesen wird, und in der ich als böser Dämon herumspuke, vor dem man das Kreuz schlagen muß. — Marienbad 15. Juli

An Kirchspielvogt Mohr

in Wesselburen.

Marienbad 15. Juli 1854. Es tut mir leid, daß ich im Lauf meines Lebens noch einmal mit Ihnen in Berührung treten muß. Aber ich sehe mich dazu gezwungen, denn ich kann die zwischen dem Herrn Dr. Kuh in Wien und Ihnen in betreff meiner geführte Korrespondenz nicht ignorieren. Diese Korrespondenz wurde mir erst wenige Tage vor meiner Abreise ins Bad mitgeteilt, und auch jetzt nur, weil ich den Herrn Dr. Kuh zur Rede stellte, warum er Ihrer in seiner „Charakteristik Friedrich Hebbels" auf eine so herbe Weise gedacht habe; ich selbst hatte ihm dazu keinen Anlaß gegeben, denn ich habe mich nie über Sie geäußert. Zu seiner Rechtfertigung übersandte er mir Ihre beiden Briefe, nebst seiner Antwort, und ich muß bekennen, daß er vollkommen gerechtfertigt ist, ja, daß er es wäre, wenn er sich noch ganz anders über Sie ausgelassen hätte. Nur darin irrte er, wenn er dachte, daß ich von dem Vorgang keine Notiz zu nehmen brauchte; er kannte die Verhältnisse nicht und konnte sie nicht kennen.

Glauben Sie nicht, daß ich mich von Ihnen beleidigt fühle; das ist nicht der Fall und kann nicht der Fall sein. Ihr ästhetisches Urteil berührt mich nicht, denn Sie sitzen nicht mit in dem Areopag, der über mich und meinesgleichen richtet, und müssen sich es selbst sagen. Ihr moralisches Urteil, um Ihre Expektoration über meine Bescheidenheit so zu nennen, ist mir günstig, soweit es die Ihnen bekannte erste Hälfte meines Lebens betrifft, und wenn Sie der letzte Jurist der Welt sein sollten, so müßten Sie noch wissen, was es hinsichtlich der Ihnen gänzlich unbekannten zweiten bedeutet. Ihre Kritik eines nicht für Sie bestimmten Briefes beweist endlich nur, daß Sie ihn nicht verstanden haben, und das ist ein Unglück, aber kein Verbrechen. Zwar ist der Ton, in dem Sie sich gefallen, nicht der feinste und dem Witz, in dem Sie exzellieren, völlig ebenbürtig, doch daraus geht nur hervor, daß Sie zu den Leuten gehören, die immer aus den Windeln des Kindes

auf den Rock des Mannes schließen, und deshalb oft am unrechten Orte plump und zart sind. Das ist ein Naturfehler, und wer wird einen solchen nicht entschuldigen?

Hätte ich also bloß einen inkompetenten und zudringlichen Pseudorichter vor mir, so hätte der Herr Dr. Kuh recht gehabt, mir den Vorgang zu unterschlagen; den würde der erste beste Büttel der Themis schon ohne meine Beihilfe von seinem angemaßten Sitz verjagen. Aber ich habe es auch mit einem Pseudowohltäter zu tun, der behauptet, daß ich in seinem Hause „aufgewachsen" sei, und dadurch zu verstehen gibt, daß er Ansprüche an mich habe, und den muß ich zurechtweisen, denn der könnte gehört werden. Ich bin nun n i c h t in Ihrem Hause aufgewachsen, ich kam in meinem vierzehnten Jahr, mit vortrefflichen Schulkenntnissen ausgerüstet, zu Ihnen und leistete Ihnen vom ersten Tage an Dienste, die anfangs zwar gering waren, die Sie aber sehr bald in den Stand setzten, Ihren Schreiber zu entlassen und mich an seiner Statt zu verwenden. Dadurch ersparten Sie den nicht unbeträchtlichen Gehalt, den Sie ihm zahlen mußten, und ich erhielt als Äquivalent Ihre abgelegten Kleider und die Beköstigung am Gesindetisch; für meine Bildung aber taten Sie gar nichts, wenn Sie es sich nicht etwa als Verdienst anrechnen, daß Sie mir Ihre paar Bücher nicht geradezu aus der Hand rissen, und auch später trugen Sie zu meinen Studien nicht das mindeste bei. Noch leben Hunderte, die das bestätigen müssen; wie können Sie sich denn unterstehen, das Gegenteil zu schreiben? Wohl stand es bei Ihnen, mich zu Ihrem ewigen Schuldner zu machen; Sie aber brauchten mich, unbekümmert um meine Zukunft, wozu ich eben gut war, und gefielen sich, wenn Sie mir die letzten Jahre auch aus Scham eine Kleinigkeit aussetzten, bis zu dem Tage, wo ich Ihr Haus und Wesselburen zugleich verließ, in einem rohen Benehmen. In jenem Fall würde ich Ihnen bis an mein Lebensende dankbar gewesen sein, so gewiß, als ich es meinem braven Jugendlehrer, dem Herrn Rektor Dethleffen, und der Frau Doktorin Amalie Schoppe bin, die mit mir recht zufrieden sind; ein bloßes

Dienstverhältnis aber begründet keine Rechte und Verbindlichkeiten, die über das bedungene momentane Leisten hinausgehen.

Nein, Herr Mohr, ich stehe nicht in Ihrer Schuld, wohl aber Sie in der meinigen, denn Sie haben sich schwer an meiner Jugend versündigt, und der Mann ist in der Lage, sich Satisfaktion für das zu verschaffen, was Sie an dem Jüngling verbrachen. Schlägt Ihnen das Herz nicht, indem Sie dies lesen? Nach meiner Kenntnis der menschlichen Natur möchte ich es annehmen, aber nach der Rücksichtslosigkeit, die sich in Ihren Briefen ausspricht, muß ich es bezweifeln, darum will ich Ihr Gewissen wecken. Sie schwängerten Ihre Dienstmagd und hatten bei der Gelegenheit den brutalen Mut, mir einen Antrag zu tun, der sogar für einen Bäckergesellen, der ihn nachher einging, entehrend war und ihm die Verachtung seiner Genossen zuzog. Damals waren Sie mein Prinzipal und mein Obervormund, hatten also die zwiefache Pflicht, mich zu allem Guten anzuleiten und vom Schlechten und Nichtswürdigen abzuhalten; wissen Sie, was das heißt, und mit welchem Verdikt die ganze moralische Welt Sie belegen würde, wenn ich das Faktum in meinen Memoiren erzählte? Bis jetzt hatten Sie nichts zu befürchten, es ziemt dem Menschen, zu vergeben und zu vergessen, und ich war entschlossen, Ihrer nur im allgemeinsten zu gedenken und jene scheußliche Szene mit Nacht zu bedecken. Auch in diesem Augenblick noch wünsche ich, mit einer so traurigen moralischen Exekution verschont zu bleiben, nun aber hängt das nicht mehr von mir, sondern von Ihnen ab, denn ehe ich großmütig gegen Sie sein kann, muß ich mich sicher gegen Sie gestellt haben. Ginge das Selbstbewußtsein in mir auch nur um eine Linie über das Erlaubte, ja durch die erworbene Position Gebotene und von allen Seiten Bestätigte hinaus, so würde ich Ihnen eine schwere Bedingung setzen; aber die Beschäftigung mit der tragischen Kunst stimmt das Gemüt demütiger, als die stündliche Betrachtung eines Totenkopfs, und ich will nur das unbedingt Notwendige fordern. Sie erklären dem Herrn Dr. Kuh, daß Sie Ihre beiden Briefe nach Form und Inhalt als übereilt

mißbilligen und erbitten sie sich zum Zweck der Vernichtung zurück. Damit will ich zufrieden sein, bemerke Ihnen jedoch zugleich, daß ich selbst keine Zeile von Ihnen annehmen kann.

Erwägen Sie nun wohl, was Sie tun! Sie haben die Wahl zwischen einem einfachen Akt der Reue und zwischen der Ehre, die Ihnen aus der dereinstigen Veröffentlichung der obigen Szene erwachsen wird. Jener Akt bleibt unter drei Personen und wird bald vergessen; diese Ehre dürfte keine flüchtige sein, denn meine Memoiren werden länger dauern, als die von mir im Dithmarscher und Eiderstedter Boten mitgeteilten Produktionen, denen Sie den Maßstab für mich zu entlehnen scheinen. Mir ist Ihr Entschluß natürlich gleichgültig; ich werde, wenn Sie nicht innerhalb der nächsten vier Wochen meinem sehr mäßigen Verlangen auf angemessene Weise entsprechen, gleich nach der Rückkehr in mein Haus dem Herrn Dr. Kuh zur einstweiligen Ergänzung seiner Akten und demnächstigen beliebigen Verfügung eine Abschrift des gegenwärtigen Briefes zustellen, und dann meine Jugendgeschichte zum Abschluß zu bringen suchen, da ich während der Nachkur ohnehin nichts Dramatisches ausführen darf.

Schließlich noch ein Gruß an den alten treuen Christoph, dessen Sie auf eine Art gedenken, als ob Sie glaubten, daß ich mich seiner schäme. Das ist durchaus nicht der Fall, wenn ich auch vor zwanzig Jahren seine Rekonvaleszenz nach dem Fleckfieber nicht auf Ihren Befehl mit ihm in einem und demselben Bett durchmachen wollte, um Ihnen mit Gefahr meines Lebens eine kleine Ausgabe zu ersparen. Im Gegenteil, ich habe ihm in meiner Julia schon ein Denkmal gesetzt, und er wäre mir in Wien von Herzen willkommen; hätte er das Unglück, gerade einen Freund bei mir zu treffen, der ihm an Bildung, Rang und Stand gar zu weit überlegen wäre, zum Beispiel den Fürsten Schwarzenberg, so würde er gewiß im Vorzimmer etwas warten oder sich noch einmal zu mir bemühen. Dies könnte vornehm klingen, aber dem Absender solcher Briefe gegenüber muß ich mich notgedrungen auf den zweifelhaftesten aller Größenmesser, den Hof- und Staats-

kalender berufen, da die Koryphäen der Wissenschaft und der Kunst offenbar nicht hinreichten, um Ihnen das Wunder begreiflich zu machen, daß man der Sohn eines armen Mannes sein, sieben Jahre lang für Sie Lizitationsakten abfassen und es doch noch zu etwas bringen kann. — Übrigens habe ich die Ehre, zu sein Ihr ergebener Friedrich Hebbel.

Tagebuch 20. Juli Um zehn einsamer Spaziergang zur kleinen Schweiz hinauf, etwas dort gesessen und das Auge am Grün der Tannen gestärkt, das sich vom Pavillon aus fast wie eine ungeheure Wiese ausnimmt, weil die Bäume terrassenförmig hintereinander aufsteigen, dann hinunter zur Waldquelle. Die Tannen rauschten diesmal im leisen Winde, der sie nur leicht bewegte, ganz so, als ob hoch oben in jeder Krone ein Bienenschwarm säße und emsig arbeitend sein Wohlbehagen in Tönen aussummte; daneben an der einen Seite ein fröhlicher Bach, wie denn überhaupt diese ewig sprudelnden Wasser, die bald als Quellen, gleich naiven Kindern, die nicht viel nach Ort und Stunde fragen, aus der Erde hervorbrechen, bald als Bäche aus den Wäldern herausstürzen, einen Eindruck machen, als ob die Natur hier ein unaufhörliches Freudenfest feierte. — Heute hat der liebe kleine Pinscher mir das Tagebuch geschenkt, was er über Venedig geführt hat.

26. Juli Heute wegen des Soldaten Johann Dengler aus Kleinsichtig (Gemeinde Großsichtig, kuriose Ortsnamen) an den Fürsten Schwarzenberg[1] geschrieben, weil der arme Teufel elf Schlachten mitgemacht, seinem Rittmeister das Leben gerettet, eine arge Handwunde bekommen, auch die große goldene Verdienstmedaille erhalten hat, nun aber ohne Bedienstung und Pension herumläuft . . .

[1] In Wien, mit dem Hebbel viel verkehrte.

28. Juli — Mittags, wie wir zum Essen gingen, fand meine liebe Frau im Klee ein Fünfblatt; gleich darauf begegnete uns Hoffauer mit seinem Töchterlein, das sehr herausgeputzt war,

weil es seinen Namenstag feierte; meine Frau gab dem Kinde als Gratulation das Glückszeichen: ein schönes Bild! — Abends, ich allein auf der Friedrich-Wilhelmshöhe; durch die Waldallee fielen die roten Sonnenstrahlen, wie Streifen, die regelmäßig abgeschnitten sind, und übergossen ein paar bräunliche Baumstümpfe mit dunklem Gold; in den Büschen und Zweigen hingen die Regentropfen, die der Wolkenbruch vom Mittag hineingesät hatte, und glänzten in allen Farben; zuweilen zitterten einige nieder, weil ein Vögelchen oder auch nur ein Käfer sich bewegte, und dann war es wirklich, als ob zerschmolzene Edelsteine zur Erde tröpfelten . . .

An Kuh

Marienbad
29. Juli 1854.

— — Sie meinen, Sie könnten für Ihre Arbeiten im Eisenbahnbureau kein „Pathos" aufbringen. Wer verlangt das von Ihnen? Sie können nicht leben ohne Fleisch und Brot; sollen Sie darum die Kälber wie Ihr Liebchen behandeln und Roggen und Weizen wie Ihre Freunde? Kein Mensch wird eine solche Forderung an Sie stellen! Fassen Sie die Sache einfach, wie sie zu fassen ist. Sie sind ein Dichter und können eben deshalb nie ein Schriftsteller werden; was bleibt Ihnen also übrig, als eine Existenz, die nicht aus der Feder gesogen werden soll? Das Schicksal ist Ihnen günstig, Sie erreichen schnell, worum viele andere sich jahrelang bemühen müssen, freuen Sie sich und richten Sie sich ein! Wohl ist es nicht ganz so angenehm, des Morgens am Aktentisch zu sitzen und ein riesenhaftes Tintenfaß nebst einer kolossalen Streusandbüchse zum vis-a-vis zu haben, als bis zehn Uhr im Bett zu liegen und dann ins Kaffeehaus zu gehen. Aber eine Lebensweise, wie diese, hätte zur schmählichsten Sklaverei geführt, während es jetzt ganz bei Ihnen steht, sich zum freien Mann zu machen. Nichts Jämmerlicheres auf der Welt, als dazu verdammt zu sein, bei Buchhändlern und Redakteuren mit Manuskripten herumzuziehen, und das hätte Ihnen bevorgestanden. Nichts Leichteres, Menschenwürdigeres, als die Hälfte des Tags für äußere Zwecke zu verwenden, um sich den Rest

rein und ungetrübt für die inneren zu bewahren! Ihr Onkel fordert gewiß nicht, daß Sie eine Relation oder eine Rechnung mit so viel Begeisterung in die Hand nehmen sollen, wie den Macbeth oder den Lear; er ist zufrieden, wenn Sie dieselbe akkurat und flink expedieren. Aber Sie brauchen nun auch nicht mehr über ein tiefsinniges Kunstwerk in einem Abend eine Kritik zu liefern, deren Sie sich nachher ein ganzes Jahr schämen. Mit einem Wort, Sie sind in gleichgültigen Dingen gebunden, aber in den heiligsten fessellos, Ihre Hand ist geknechtet und Ihr Geist ist frei. Wünschten Sie es umgekehrt?

Glauben Sie jedoch nicht, daß ich Ihnen das Unbequeme des Übergangs aus Ihrer bisherigen Art zu sein in die neue nicht nachempfinden kann! Vollkommen! Sie lernen die Disziplin zum erstenmal kennen, denn Sie waren nicht einmal auf der Schule, wo sie auch regiert, und diese Bekanntschaft hat etwas Abstoßendes. Aber eben darum müssen Sie ins Allgemeine gehen und Gewinn und Verlust im ganzen und großen berechnen! . . .

Tagebuch 31. Juli

Eben, 10 Uhr morgens, fährt unser Reisegefährte, Herr Rodisch, im Postwagen an unserem Hause vorbei und winkt mit dem Taschentuch hinauf; heute über acht Tage werden wir folgen. Schon sind die Menschen, die wir bei unsrer Ankunft vorfanden, fast alle verschwunden, lauter fremde Gesichter wandeln umher, und ich habe ein Gefühl, wie es etwa ein Greis haben mag, der durch die neue Generation hindurch seinen Jugendfreunden langsam folgt und auf den Kirchhof zuschreitet. Und im Grunde geht es uns mit der Erde selbst ganz so, wie mit diesem kleinen Fleck Erde, nur nicht so rasch, und ohne daß wirs merken, nach und nach lichten sich die Reihen und füllen sich wieder, und erst ganz zuletzt wird mans gewahr, daß man keinen einzigen alten Bekannten hat, als die Sonne, die einen bescheint, wie sie Adam auch beschien.

An Julius Glaser in Wien

. . . Ihren Brief erhielt ich, als ich gerade im Begriffe stand, ins Bett zu steigen, schließen Sie daraus aber nicht, daß es schon zu spät war. Wir legen uns hier mit den Hühnern nieder, stehen aber freilich auch wieder mit ihnen auf und sind des Morgens um fünf Uhr schon am Brunnen . . . Marienbad 1. Aug. 1854.

. . . Die Natur hat mir in Marienbad zum erstenmal Beschäftigung und Genuß zugleich gegeben. Ich bin ihr in ihrem Kleinleben auf Schritt und Tritt nachgegangen und sie hat mich dankbar in ihre Ökonomie hineinschauen lassen . . .

. . . Kuh ist ein Glücklicher; er hat erreicht, was er wollte, denn was lag ihm mehr am Herzen, als eine Anstellung, aber er singt seinen Jubelhymnus mit einem Stockschnupfen ab und bläst sein te deum auf einer verstimmten Posaune. Ich habe von hieraus diesen Schnupfen durch einen Brief zu vertreiben gesucht, lassen Sie sich den Brief einmal zeigen und kommentieren Sie ihn, damit auch die Posaune heller ertöne, wenn ich wiederkomme . . .

Frische, kühle Morgen und kalte Abende, dazwischen stets ein heißer Mittag; schon erscheinen die Georginen und die Stockrosen, daneben blühen freilich auch noch die Linden, und die Kirschen kommen erst an. Tagebuch 2. Aug. Wie reizend ist es, wenn der Frühling schon durch den Winter seine Kette hindurchspinnt, wenn die ersten Blumen noch unter Eis und Schnee die Augen aufschlagen und die Lerche des Morgens singt, obgleich sie des Abends noch friert und sich bei dem Sperling unterm Dach im warmen Nest einquartieren möchte! Einen schwermütigen Eindruck macht es dagegen, wenn der Herbst und der hinter ihm kauernde Winter schon in den Sommer hineinschauen, und wenn die ersten Glieder der Kette sichtbar werden, die in der Aster endet. Das ist hier schon der Fall, man wittert schon etwas von dem Hauch, vor dem die Farben erblassen und das Laub vergilbt! Abends mit der Familie Prittwitz nach dem Dorf Auschowitsch, wo die Kurgäste ehe-

mals begraben wurden; ein hochliegender Kirchhof, rings von Getreidefeldern umgeben, der eine weite Aussicht darbietet, sonst viel Schmutz und lauter hölzerne Häuser, die jedoch hier und da auf rührende Weise mit Blumen verziert waren.

Tagebuch 31. Dez. Elise ist nicht mehr; am 18. November 1854 gegen Morgen ist sie verschieden. Lange vorher schon war für sie nichts mehr zu hoffen, und also nur der Tod zu wünschen; so erschütterte mich die Schmerzenskunde denn im Moment des Eintreffens nicht so sehr, als sie in mir nachzitterte und nachzittern wird! Welch ein verworrenes Leben; wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten inneren Bezug! Dennoch werde ich niemand lieber, als ihr, in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen . . .

An Kuh

Gmunden 22. Juli 1855. . . . Die Meinigen grüßen Sie auf das herzlichste, Titi, die mich nur „aus Langeweile“ liebt, das heißt: nur dann, wenn die Mama nicht da ist, feiert heute ihren Namenstag, sie bildet sich übrigens zur guten Katholikin aus, betet in jeder Kapelle am Wege und schmückt jeden Altar mit Ähren und Blumen . . .

4. Aug. 1855. . . . Eines neckischen Abends sei gedacht, an dem ich, von einem Spaziergang bei leisem Sprühregen an der Traun heimkehrend und meiner vorausgeschickten Familie in „den goldenen Brunnen“ folgend, die ganze Wirtsstube zu der Gäste Verwunderung und Titeles Entsetzen, mit Nachtschmetterlingen erfüllte, die sich zu Hunderten unterm Regenschirm auf meinen Kleidern niedergelassen hatten und sich nun, vom Licht geblendet, durchs Zimmer verbreiteten, ja in Wein-Bouteillen und Suppen-Terrinen hineinsegelten. Doch vor allem Erwähnung verdienen die Bäder, die ich im Freien in der herrlichen grünen Traun nehme, und zwar zweimal des Tags, wenn die Witterung es gestattet. Da haben Schleusenwerke und

Mühlendämme eine natürliche Dusche gebildet, der ich in der Welt nichts zu vergleichen wüßte und bei der ich, meine Kleider über die Leiter hängend, die herunterführt, ganze halbe Stunden zubringe. Von dem milden Geplätscher an, das wie eine halb warme, halb kalte Hand über den Rücken gleitet, bis zu dem Strahl, der es mit der Helgoländer Sturmwoge aufnimmt und mit dem Menschen Fangball spielt, kann man alle Grade und Abstufungen durchkosten; dabei steht man in einem Wasser, das den Champagnerschaum an Weiße und quellendem Perlenreichtum übertrifft, und wenn man sich unter das Gefäll stellt, wo es am stärksten ist, so kommt man sich vor, als ob man in einen Kristallmantel gehüllt wäre, denn links und rechts verteilt es sich, wie in Falten über die Brust, und die Sonne wirkt alle Farben des Regenbogens hinein . . .

Mein Kontrakt ist abgeschlossen, ich bin souveräner Herr des Hauses Nr. 31 in Orth und werde es noch auf ein paar Tage beziehen. Titele hat sich gestern schon einen Aprikosenbaum ausgesucht, der ihr feierlichst versprochen wurde, als sie neulich an einem Fieberchen darniederlag, für Sie lege ich eine Blume aus dem Garten bei, und zum Herbst wird köstliches Winterobst eintreffen . . . 14. Aug. 1855.

Gmunden oder vielmehr Orth, im eigenen Hause, Nr. 31, den 21. August. Die erste Nacht im eigenen Hause zugebracht und gut geschlafen, so knapp und eng auch alles war. Da die alten Leute, die es mir verkauft haben, noch da sind, so haben wir nur ein einziges kleines Zimmer, das ungefähr so unter uns zu verteilen ist, wie das Jean Paulsche in den Flegeljahren zwischen Walt und Vult. Zwei große Betten und ein ungeheurer Ofen füllen es fast allein aus, und wir schlüpfen in die Ecken hinein, der eine in diese, der andere in jene, und dürfen uns nicht rühren, wenn wir uns nicht gegenseitig erdrücken wollen. Mein Verschlag ist hinter den Betten, wo ich jetzt auch schreibe, und ich gucke aus demselben hervor, Tagebuch 21. Aug. 1855.

wenn ich mich umdrehe, wie die Löwen aus ihrem Käfig in Schönbrunn. Übrigens ist das Zimmerchen hell und freundlich, und das ganze Häuschen könnte in Amsterdam stehen, so holländisch-reinlich ist es in jedem Winkel gehalten. Auch brauchen wir das Zimmer nur als Nest für die Regentage anzusehen, denn unser Garten ist groß und bietet die Aussicht auf den Traunstein und den See, so daß man bei gutem Wetter gar keinen schöneren Platz finden kann. — Heute morgen fiel mir ein, wie glücklich mein armer Vater gewesen wäre, wenn er es jemals zu einem so bescheidenen kleinen Besitz gebracht hätte! Es war ihm nicht vergönnt, und doch hat er mehr Tropfen Schweiß vergossen, als das Haus Atome zählt! Bei meinem heutigen Morgenspaziergang erzählte mir ein Fräulein, meine Nachbarin, daß der Adler in dem Garten ihres Vaters bestimmt ist, ausgebälgt und ausgestopft zu werden, sobald er ausgewachsen sein wird. Das junge, kühne Tier mit seinen feurigen Augen hat uns alle schon oft ergötzt; welch ein Schicksal!

An Kuh

24. Aug. 1855. Ja, wir sitzen jetzt bereits in und auf unserem Eigenen; es gibt eine Tür, aus der ich nicht herausgeworfen werden kann und einen Garten, über dessen Planke ich nach Belieben klettern oder springen darf, ohne daß mir irgend ein Mensch etwas darein zu reden hat. Das ist für mich ein höchst possierliches Gefühl, denn ich habe in früheren Jahren so wenig darauf gerechnet, Grundbesitzer zu werden, als ich jetzt darauf zähle, Flügel zu bekommen, und ich könnte mir selbst die Fenster einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigentümer sei.

Lassen Sie sich meinen heutigen Tag schildern! Heute morgen um sieben Uhr hörte ich mit meiner ganzen Familie in der Pfarrkirche die Messe. Mein Freund Gärtner fungiert hier nämlich während der Dauer seines Aufenthaltes als Priester, und wir wollten ihn doch auch einmal in pontificalibus sehen. Dann saß ich wohl eine Stunde im Garten unter dem schattigsten meiner Apfelbäume; wir haben deren drei-

zehn und einer ist noch schwerer beladen, als der andere. Darauf ging ich mit Gärtner in die Traun. Nach dem Essen ruhte ich mich ein Stündchen auf meinem Boden in duftigem Heu und las, wenn ich nicht schlief, wozu die schwüle Hitze es nur wenige Minuten kommen ließ, in Soll und Haben; dabei fand ich, daß dieser Freytag so langweilig ist, wie ein Sonnabend. Nun ging ich mit meiner kleinen Familie zum Baden an den See und selbst Titele mußte mit hinein. Darauf kehrte ich zu meinem Apfelbaum zurück und genoß, den Gyges neben mir im Grase, die göttliche Abendbeleuchtung des Traunsteins, der mir gerade ins Fenster sieht. Dann wurde gegessen und währenddem kam der Vollmond über die Gebirge herauf. Diesen Anblick hätte ich Ihnen gegönnt; er hielt uns bis tief in die Nacht hinein fest, und wenn wir uns gar zu sehr in die Betrachtung des himmlischen Gestirns verloren, so rief uns der dumpfe Fall eines Apfels oder einer Birne wieder auf die Erde zurück und versetzte namentlich mich wieder in die Zeit, wo ich als kleiner Knabe oft stundenlang auf solch eine Begebenheit wartete, um dann mit meinem Bruder, der auch hinter irgend einem Busch gekauert hatte und nun zu meinem Entsetzen plötzlich hervorsprang, um die wurmstichige Beute zu raufen.

So weit schrieb ich gestern, heut morgen habe ich mir meinen Tisch in den Garten stellen lassen und fahre fort. Es ist wieder ein Göttertag, der Traunstein schält sich langsam aus dem blauen Nebel heraus, der See dampft und über dem Bassin in meinem Gärtchen flattern die Libellen, die meine täglichen Gäste sind. Leider sind nur noch vier solcher Tage unser, denn am Mittwoch treten wir die Rückreise an und am Donnerstag sind wir in Wien. Nun, wir freuen uns, daß wir wenigstens so lange bleiben durften und zur Entschädigung für das, was uns hier entgeht, sehen wir Sie und unsre übrigen Freunde wieder. Ich rechne darauf, Sie bei Ankunft des Dampfboots in Nußdorf zu treffen, aber Sie allein; für die paar Stunden können Sie sich schon frei machen, und wenn Sie kommen, so will ich es Ihnen dafür verzeihen, daß Sie

Ihrer jungen Geliebten statt eines Gebetbuchs als erste Lektüre meine Maria Magdalena in die Hände gegeben haben. Der Anna melden Sie wohl den Tag unserer Ankunft; wir lassen sie bestens grüßen . . .

. . . Apropos, wenn Sie mein Haus besingen wollen, so werden Sie jedenfalls nicht mehr der erste sein; Pastor Kolbenheyer in Oedenburg hat es schon getan. Gärtner hat es malen lassen, und so haben sich beide Konfessionen schon darum verdient gemacht. Es ist acht Uhr morgens, eben fällt mir eine Birne fast auf den Fuß, ich schließe, um meiner Frau auf den längst angetretenen Spaziergang zu folgen. —

Tagebuch 27. Aug. 1855. Es geht nach Wien zurück, meine Frau ist eifrig mit Packen beschäftigt, ich muß aber des gestrigen Abends noch mit einigen Worten gedenken. Wir waren mit Gärtner auf ein einsames Bauergehöft in der Nähe von Münster gegangen, das er zu kaufen gedenkt, und erlebten dort ein Idyll. Großmutter, Vater und drei Töchter, drei Generationen, die gegenseitig aufeinander herab- und zueinander hinaufsahen, dieselben Züge, kein Unterschied, als der des Alters. Die Mädchen sangen einige Liedchen, anspruchslos, schlicht und fromm, der Vater stand mit gefalteten Händen dabei und sang innerlich mit, ein kleiner Dachs lag zu ihren Füßen, schaute vergnüglich zu ihnen hinauf und schlug mit seinem Schwänzchen den Takt. Als wir gingen, sangen sie sogar das Lebewohl, was sich bei den schwachen, leise verhallenden Tönen der begleitenden Zither tief rührend ausnahm. Unterwegs eine Bewegung am Himmel, ein Arbeiten, wie ichs noch niemals sah, ein Wetterleuchten hinter allen Bergspitzen hervor, das unsern Pfad fast mit Feuer überschüttete und sich zuweilen zu einem wahren Flammenfall steigerte, im Gegensatz dazu arbeitete sich der Vollmond hinter dem Traunstein herauf und drückte, sich in voller Pracht ausbreitend, das sich türmende Gewitter eine Zeitlang siegreich zurück, dann aber verschwand er wieder, und Donner und Blitz triumphierten.

An Werner in Iglau

. . . Auch ich habe vor neun Jahren mein erstes Kind, einen Sohn, der Emil hieß, wie der Ihrige, mit neun Wochen verloren und zwar in einer Stunde! Dennoch wüßte ich Ihnen nichts zu sagen; in den Anfang, wie in das Ende müssen wir uns ein für allemal ergeben, nur die Mitte, die krumme Linie zwischen den beiden Punkten gehört uns. Soviel ist gewiß, daß nichts aus der Welt verschwinden kann, und daß es sich immer nur um ein gelöstes Verhältnis, nie um eine zerstörte Wesenhaftigkeit, handelt. Warum sollte aber ein Verhältnis nicht früher oder später wieder angeknüpft werden können? 27. Nov. 1855.

Wenden Sie also dem Grabe den Rücken und dem Leben das Angesicht wieder zu. Reif sein, ist alles, meint Hamlet und er hat recht. Wirken, schaffen, sich nach allen Seiten entwickeln, damit die Hand, die von oben heruntergreift, unten den Faden nicht vermißt, bei dem sie den Menschen packen kann! . . .

An Heinrich Heine in Paris

. . . Über Ihre körperlichen Zustände hörte ich neulich von einem hiesigen Arzt, der Sie im letzten Sommer mehrmals sah und sprach, das Traurigste. Um so bewunderungswürdiger ist freilich das Schauspiel, das Ihre ungeschwächte Geisteskraft den Mitlebenden gibt. Doch, das ist für Sie ein schlechter Trost. Vielleicht sollen Sie den Theologen, die Sie so oft geärgert haben, einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele liefern. Das würde Sie eher ergötzen, denn es wäre eine Übereinstimmung mehr zwischen dem Ihnen eigenen und dem Welthumor. 18. Dez. 1855.

Ich höre, daß Sie noch lesen und sich vorlesen lassen. Damit entschuldigen Sies, wenn ich Ihnen mein neustes Stück übersende. Ich bin damit sonst sehr sparsam, denn ich weiß wohl, daß ich für die eigentümlichen Wege meines Geistes einer größeren Hingabe bedarf, als man im allgemeinen verlangen kann. Diese Zurückhaltung, die doch nur in der Bescheidenheit wurzelt, ist mir nicht selten für Sprödigkeit aus-

gelegt worden; hoffentlich von Ihnen nicht! Ich höre ebenfalls, daß Sie noch manches Lebenszeichen nach Deutschland flattern lassen; sollte sich davon nicht auch einmal eins zu mir verirren? Ein Wort über meinen Gyges wäre ein schönes Neujahrsgeschenk; Sie haben mir in Paris über die Judith einmal in einer halben Stunde mehr Tiefes gesagt, als alle deutschen Kritiker zusammen . . .

An Pichler

30 Dez. 1855. . . . Alles Schreiben ist doch nur ein trauriger Ersatz für den persönlichen Verkehr und je tiefer man dies erkennt, um so nachlässiger wird man dabei. Ich wenigstens nehme, wenn mich die Produktion nicht drängt, kaum noch die Feder in die Hand und auch jene geht mir nur im Freien unter Gottes blauem Himmel vonstatten, so daß der Prater meine eigentlichste Arbeitsstube ist.[1] Freilich sollte man erwägen, daß der andere immer mehr empfängt, oder doch zu empfangen glaubt, als man sich zu geben eingebildet, und daß er besser suppliert, als man denkt . . .

[1] In einem Epigramm sagt Hebbel:

Ja, ich schweife herum ganz wie der alte Homer,
mein ist das erste der Veilchen und mein die letzte der Astern,
Regen sogar und Sturm halten mich selten zu Haus!
Aber, wo hörtest du denn, daß Mauern und Wände den Dichtern
je als Musen gedient, oder der Druckergesell?
Niemals saßen sie noch gebückt vor hungrigen Bogen,
aufgekrempelt den Arm, wie es dem Weber gebührt!
Nein, sie lauschten den Wellen, sie horchten dem Brausen des Windes,
und ein Lilienblatt reichte als Täfelchen aus.

An Uechtritz

3. Jan. 1856. . . . Übrigens nimmt sich das Häuslein ganz artig aus und der Garten hat uns schon für den Winter mit Obst versorgt; es liegt an dem schönen See, wenn auch, was ich nicht einmal möchte, nicht ganz unmittelbar, und der riesige Traunstein sieht uns ins Fenster. Natürlich hatte ich bei diesem Erwerb nur die Zukunft im Auge, denn zurzeit wäre so wenig meine Frau, wie ich, imstande, uns dort für immer einzuspinnen, wenn es uns die äußeren Verhältnisse auch ge-

statteten. Aber der Kauf war gut, denn er wurde nicht durch mich, sondern durch einen bewährten Geschäftsmann, abgeschlossen, und es war nichts dabei zu riskieren, da sich immer Liebhaber finden, selbst wenn die Jahre mir nicht Asche genug aufs Haupt streuen sollten, um die gänzliche Abgeschiedenheit und Einsamkeit aushalten zu können. Ich habe jedoch, wenn ich mich nicht sehr irre, einige Anlage dazu, obgleich ich sie früher nie in mir vermutet hätte . . .

Eben komme ich, mit Einbruch der tieferen Dämmerung, 12. April 1856.
aus dem Prater zurück, wo ich meiner kleinen Tochter einen hohlen Baum von ungeheurem Umfang gezeigt habe, in welchem sie, nebst ihrem Vater und dem begleitenden Hündchen, bequem Platz fand; Sie können sich die Verwunderung und den Jubel des Kindes denken, besonders, als sie in einem Astloch auch noch ein Fensterchen entdeckte, vor welches ich treten und fragen mußte, wer drinnen wohne . . .

Ich bin, nach einiger Stockung, in das Gedicht[1] wieder Tagebuch 15. April 1856.
hineingekommen und habe den vierten Gesang fast geendigt. Er ist fast ganz im Prater beim Veilchenpflücken entstanden; es waren himmlische Tage. Sowie ich einen Strauß beisammen hatte, waren auch dreißig oder vierzig Hexameter fertig.

[1] Die idyllisch-epische Dichtung „Mutter und Kind".

An Kuh in Troppau

Moralische Erschütterungen haben das mit Erdbeben und 5. Juni 1856.
ähnlichen Elementarereignissen gemein, daß sie zeigen, was im Menschen wirklich unwandelbar feststeht und was in Ermangelung der Probe nur festzustehen schien. Je mehr der Mensch in solchen Fällen auf sich selbst gestellt wird, um so leichter und um so reiner ergibt sich das Resultat; wenn ich Sie also, nachdem ich Ihnen meine wohlerwogene Meinung über Ihre Rechte, wie über Ihre Pflichten mit auf den Weg gegeben hatte, eine Weile sich selbst überließ, so hätten Sie

das, ich möchte sagen, mit Dank anerkennen, aus meiner Selbstbescheidenheit aber nicht einen Schluß ableiten sollen, zu dem nicht der kleinste Grund vorhanden war. Ich bin Ihnen nicht mehr entfremdet, als Sie sich selbst entfremdet sind; seien Sie nur der Alte, so werde ich es gewiß sein. Wenn Ihr vorletzter Brief nicht das flüchtige Produkt einer erregten Stimmung gewesen ist, sondern das Bleibende Ihrer jetzigen Gemütszustände in treuem Ausdruck fixiert hat, so ist nicht alles, wie es sein soll. Ich war es aber wohl Ihnen, wie mir selbst schuldig, Sie augenblicklich dabei zu fassen, denn dem ersten Irrtum, wenn Ihre siebenjährige Jüngerschaft im Verhältnis zu mir einer gewesen wäre, was ich nicht glaube, dürfte unter keiner Bedingung ein zweiter folgen. Prüfen Sie sich also und schreiben Sie mir dasselbe, wenn Sie können, noch einmal.

So viel zur Verständigung und, wie ich denke, zugleich zur Ausgleichung und Beschwichtigung. Von anderem bei anderer Gelegenheit; nur dies noch, daß ich Sonntag mit meiner Frau bei Ihrer Familie war. Wir hatten diesen Besuch längst beabsichtigt, aber Ihr Bruder, der uns hinauszuführen versprach, als er mir Ihre ersten Zeilen aus Troppau brachte, hat sich bei mir nicht wieder sehen lassen und ich mußte mir daher erst von Ihrem Vater die Adresse verschaffen. Mir war, ich darf Ihnen das nicht vorenthalten, als ob ich in ein Totengewölbe träte, in dem nur noch Leben gespielt würde. Der Zustand Ihrer Mutter besonders hatte etwas Erschreckendes für mich; nie habe ich ein menschliches Wesen erblickt, das innerlich so kochte. Verhält es sich denn wirklich so, daß Sie bei Ihrer Abreise nicht Abschied von ihr genommen haben? Meine ernste Mahnung: seien Sie nicht zu rasch fertig mit Menschen und Dingen und vergessen Sie nicht, daß das größte Recht (Ihr Recht habe ich gegen Ihre Mutter verteidigt) durch die Art der Ausführung in das größte Unrecht verwandelt werden kann! —

An Kirchspielschreiber Dethlefs in Wesselburen.

. . . Wohl weiß ich, daß ich in ganz Deutschland als schroff 29. Juni 1856.
und unzugänglich verschrien bin; das rührt aber nur von den Tausenden von Skribenten her, die mir aus allen Ecken und Winkeln ihre Bücher zuschicken und das Lob, auf das sie spekulierten, nicht erhielten. Es ist ja bequemer, den Richter einen harten Mann zu nennen, als sich selbst einen armen Sünder. . . . Allerdings habe ich diesen oder jenen wohl auch wirklich von oben herab behandelt, aber die hatten es früher mit meiner Mutter und meinem Bruder ebenso gemacht. Wie ich meine Landsleute sonst aufnehme, möge der Doktor Eggers aus Reinsbüttel sagen, wenn er zurückkehrt . . .

Recht würde es mich freuen, wenn ich bei meiner Rückkunft einen Brief voll Dithmarsischer Neuigkeiten von Ihnen vorfände; hier in Wien erfahre ich, was ich will, aus Kopenhagen, aber nichts aus Holstein. Was macht M. P. Hansen, was H. H. P. Schäfer, was C. W. Plähn? Sie sehen, ich weiß alle Vornamen!

An Kuh in Troppau

Seit ungefähr acht Tagen sind wir wieder in Gmunden. 18. Juli 1856.
Nach einer raschen und angenehmen Fahrt trafen wir beim schönsten Wetter hier ein. Unsere Tür war zum Empfang von der alten Frau, die das Häuschen bewohnt, mit einer Blumengirlande geschmückt. Rosen und Lilien stachen in ausnehmender Schönheit hervor, und da diese mir so nahe stehen, als ob ich schon im Schoß meiner Mutter von ihnen geträumt hätte, so können Sie sich denken, wie sehr die kleine Aufmerksamkeit mich gerührt hat. Noch ein paar Tage blieb es schön und ich erlebte mit Vögeln zwei reizende Abenteuer. Einmal flog eine Taube so dicht an mir vorbei, daß ihr Flügel mein Ohr streifte, obgleich ich eilig den Kopf wandte, und niemand hatte sie aufgescheucht. Ein andermal hätte ich einen Sperling, der unbemerkt zu meinen Füßen hüpfte, fast zertreten; ich schleuderte ihn mit der Stiefelspitze fort, wie

einen Stein. Das ist doch artig, nicht wahr? Seitdem können wir die Stunden, wo die Sonne scheint, freilich zählen. Dennoch wird an meinem Garten fleißig gearbeitet, es werden Wege gemacht, auch wird ein kleiner Pavillon angelegt. Ich selbst werde von morgen an in der steyrischen Tracht herumgehen; mein grauer Rock mit den grünen Aufschlägen, sowie der spitze Hut kommen noch heute. Diese Tracht bezeichnet nämlich nicht, wie ich im vorigen Jahre glaubte, wo ich sie mit Entschiedenheit ablehnte, den Jäger, sondern den Grundbesitzer. Nur des Federschmucks muß man sich enthalten, und das wird mir, wie ich wenigstens hoffe, nicht schwer fallen.

Hier haben Sie ein Pfand, daß ich gegen Sie wieder der Alte bin. Ich bin es aber erst seit gestern, wo ich aus einem Briefe von Debrois eine Tatsache erfuhr, die ich nicht ahnen konnte, die er selbst, nach der naiven Art der Mitteilung zu schließen, gar nicht würdigen zu können scheint, die aber für mich eine ungeheure Tragweite hat und mich vollständig mit Ihnen aussöhnt. Nicht, als ob ich Ihnen sonst nicht von hier aus geschrieben hätte; so gewiß, wie allen andern, denen ich Antworten schuldig bin. Aber so hätte ich Ihnen nicht schreiben können, denn so wenig ängstlich meine Zunge ist, so gewissenhaft ist meine Feder! Das Nähere später, am besten mündlich, weil gerade heute meine Zeit gemessen ist; es wohl auch einstweilen genug. Antworten Sie mir nun umgehend, schreiben Sie mir über alles, auch über Ihre Herzensangelegenheit, und seien Sie überzeugt, daß Ihr Wohl und Weh Ihnen selbst nicht mehr am Herzen liegen kann, als mir . . .

An Debrois

13. Juli 1856. Sehr spät, erst am 14. dieses Monats, erhielt ich Ihre Sendung. Ihrem Freunde hat sie genützt; ich bin vollkommen mit ihm ausgesöhnt und habe ihm gleich geschrieben. Mit Ihnen selbst habe ich freilich einiges zu erörtern; das kann aber nur mündlich geschehen. Von der Frau Professorin Bonitz höre ich, daß Sie Ihren Plan, mich in Gmunden zu besuchen, nicht aufgegeben haben; ich rechne also mit Bestimmtheit darauf,

Sie hier zu sehen. Es steht aber ganz bei Ihnen, ob das, was zwischen uns besprochen werden muß, schon hier oder erst in Wien besprochen werden soll. Ich selbst bin sogar, obgleich ich Ihrem Wunsch nicht entgegentreten will, falls er mit dem meinigen nicht übereinstimmt, für Wien. Sie werden mir wohl im voraus zutrauen, daß ich zwischen dem Eifer für einen Freund und dem für das eigne Ich zu unterscheiden weiß. Sie werden aber auch gewiß die Antwort nicht vergessen, die der Hammer dem Eisen gab, als es sich über seine Schläge beschwerte. Sei nur erst Stahl — sagte er — so höre ich von selbst auf. Verlassen Sie sich darauf, ich werde nicht hinter dem Hammer zurückstehen, und ich dächte, ich hätte es zum Teil schon bewiesen.

Im allgemeinen ist zu erwägen, daß der Mann den Jüngling begreift, weil er Jüngling gewesen ist, nicht aber der Jüngling den Mann, weil er erst Mann werden soll. Am allerschwersten findet der Jüngling sich wohl in das Herz des Mannes hinein, denn die Keuschheit des Mannes besteht darin, daß er sein Herz verhüllt. Im früheren Lebensalter ist das anders, ob aber darum auch besser, ist noch sehr die Frage. Im besonderen bedarf es wohl keiner Versicherung, daß niemand eine freundliche Lösung der in unserem kleinen Kreise eingetretenen Verwirrungen mehr wünschen kann, wie ich, wenn ich mich auch gegen die Gefahr sichern muß, mit Lessing erst im Alter ausrufen zu müssen: Alles verläßt mich! . . .

An Glaser

Gestern abend, mein sehr lieber Freund, erhielt ich Ihren Brief, und gleich heute morgen setze ich mich hin, ihn zu beantworten. Mir gegenüber an demselben Tisch sitzt mein Töchterlein und übt sich mit glühenden Wangen und blitzenden Augen im Schönschreiben, und eine Rose, die ich eben in meinem Garten pflückte, steht zwischen uns, während meine Frau sich, wie wir durch die Tür hören, draußen mit den Vögeln zu schaffen macht. Hieraus werden Sie auf gutes 18. Juli 1856.

Wetter schließen; dessen erfreuen wir uns jedoch keineswegs, vielmehr gießt der Regen schon die ganze Nacht durch in Strömen und vom Traunstein, der uns sonst gerade ins Fenster schaut, sehen wir kaum in schwachem Umriß das Untergestell. Ein seltsamer Eindruck, wenn man sich mitten im Gebirg einbilden kann, in der Ebene zu sein . . .

An Kuh in Troppau

24. Juli 1856. Ich schreibe Ihnen in meinem neuen Pavillon. Langsam zog ein Gewitter über die Berge herauf, jetzt beginnt es, sich zu entladen; über dem Traunstein kreuzen sich die Blitze und das Höllengebirg, das langgestreckt hinter ihm herumkriecht, beginnt in den finsteren Wolken zu verschwinden. Meine Nachbarn stecken rasch abgerissene grüne Zweige in die Fenster, auch bei mir, weil sie gegen das Einschlagen schützen sollen; jetzt erhebt sich der Herold, der den jähen Ausbruch ankündigt, der Wirbelwind, gleich muß der erste schwere Regentropfen fallen, und ich kehre in mein Haus zurück, um, wie ich es in solchen Momenten gerne bin, bei meiner Familie zu sein. Ich fahre im Zimmer fort, meine Frau sitzt mir gegenüber und näht, Titi liest in einem Kinderbuch von Houwald und unser kleiner Hund läuft mit heraushängender Zunge ängstlich hin und her. In bezug auf Ihre Hauptangelegenheit kann ich Sie nur an unser letztes Gespräch und an meinen ersten Brief erinnern. Diesen legten Sie nicht in meinem Sinne aus; nicht von Ihren Rechten und Pflichten in Ihren Beziehungen zu mir wollte ich reden, sondern von Ihren Rechten und Pflichten vis-a-vis Ihrer Familie, die ich besucht und die einen sehr beängstigenden Eindruck auf mich gemacht hat. Hüten Sie sich, Entscheidungen heraufzurufen, die erst in Jahren nötig sein werden und seien Sie versichert, daß jede Leidenschaft, die sich durch die Zeit als echte beglaubigt, sich durchsetzt. Die Zivilehe will mir durchaus nicht gefallen; aparte Verhältnisse sind nichts wert und werden von Tag zu Tag drückender.

Emil Kuh war Jude; es war also der Religionsunterschied, der die eheliche Verbindung zwischen ihm und der Tänzerin Adele Ferrari erschwerte.

. . . Es freut mich, daß Sie entschlossen sind, meinen Rat 19. Aug. 1856.
zu befolgen und Ihrer Familie gegenüber zu lavieren. Glauben Sie mir, die Menschen fügen sich viel leichter in die Tat, wie in das Wort, und das gilt nicht bloß von Staatsstreichen. Aber was wollen Sie damit sagen, daß ich Ihre Geliebte „mit Silberbleistift" gezeichnet hätte? Ich weiß durchaus nicht, worauf sich dies bezieht. Seien Sie versichert, daß ich kein Wort über sie vernahm, daß nicht aus Ihrem eigenen Munde kam, wenn ich die sich selbst widersprechenden Reden Ihres Vaters ausnehme, und diese fielen wahrlich nicht bei mir ins Gewicht . . .

Daß Sie sich mehr und mehr von dem inneren Wert 18. Dez. 1856.
Ihrer Geliebten überzeugen, kann Ihre Freunde nur freuen; Besseres kann keinem begegnen, als daß dasjenige, was er im Fieber der Leidenschaft mit Ungestüm ergriffen hat, später die Prüfung der Vernunft und der Zeit besteht. Da sich nun auch äußerlich alles im besten Sinne zu machen scheint, so wüßte ich nicht, warum Sie nicht mit Hoffnung und Zuversicht in das neue Jahr hineinschreiten sollten, was ich Ihnen denn von ganzem Herzen wünsche. Zu der Herausgabe Ihrer Gedichte gratuliere ich, dagegen verlangen Sie wohl nicht von mir, daß ich Ihre Ansichten über die Juden unterschreibe, da Sie wissen, daß ich mich vor vielen Jahren schon mit einem christlichen Freunde auf lange entzweite, als er ähnliche aussprach, und da Ihnen früher obendrein mein Wort: der Jude ist gerade so schlecht, wie der Mensch! recht wohl gefiel. Der Jude ist freilich, wie jeder Aristokrat, zu Anmaßung und Undankbarkeit geneigt, und da seine Ansprüche aus historischen Gründen immer derber abgewiesen und stärker darniedergehalten wurden, wie die der übrigen Adelskasten, so hat sich auf der einen Seite das in ihm ausgebildet, was ich die kleine Courage nennen möchte, und was leichter zur Unverschämtheit im Hause, als zur Tapferkeit auf der Straße führt, und auf der anderen hat er sich eine Dialektik angeeignet, die alle ursprünglichen Verhältnisse zu verschieben sucht, um leichter mit

ihnen fertig zu werden, und aus der schon der Talmud hervorging. Aber diese Eigenschaften können sich zunächst nie gegen Sie kehren, da Sie ja selbst zu den Auserwählten gehören, und dann denke ich viel zu groß vom Menschen, obgleich ich ihn wahrlich nicht überschätze, um nicht an dem Glauben festzuhalten, daß er die kleinen Hindernisse, welche die Rasse ihm allenfalls in den Weg legen mag, durch die kleinste sittliche Anstrengung überwinden kann. Erwägen Sie diese Gedanken in ihrer ganzen Tiefe und söhnen Sie sich mit Ihrer Nation wieder aus; es tut nicht gut, sich von dem Boden loszutrennen, dem man angehört, und ich sehe Sie nicht gerne auf diesem Wege. Ihrer Familie nehme ich nichts übel, sie hat nie Verpflichtungen gegen mich gehabt, und ich finde es natürlich, daß sie jetzt gegen alles Christliche etwas eingenommen ist . . .

Tagebuch 31. Dez. 1856. Weihnachtsabend mit den alten Freunden äußerst vergnügt zugebracht . . . Titi verschenkte an uns alle selbstgestickte Buchzeichen und war selig, daß sie nicht mehr bloß empfing, sondern auch gab. Meinen Epigrammen „An die Götter" und „Conditio sine qua non", die einen unbefriedigten Zustand scharf und spitz aussprachen, fügte ich im neuen Manuskript Nachstehendes hinzu:

„Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!"

Ich wiederhole dies Gebet hier aus innerster Seele!

An Christine

Hamburg 26. April 1857. . . . Heute morgen war ich nun schon um acht in der Spaldingstraße, und zwar zuerst bei Elisens alten Eltern. Der Vater hat sich für seine siebzig Jahre erstaunlich erhalten; es ist noch immer das alte, treuherzige, fast kindliche Gesicht, wenn auch die Zähne etwas auszufallen anfangen. Die Mutter dagegen ist ihres rechten Arms nicht mehr mächtig und hat schon etwas Blödes; ihr: „Setzen Sie sich auf diesen Sofa, Herr Doktor, Sie saßen so oft darauf" hatte etwas Erschütterndes für mich . . .

. . . In Frankfurt traf ich um zwölf Uhr ein und begrüßte gleich im Vorüberfahren das Standbild Goethes, das freilich in das Börsentreiben der christlichen und hebräischen Juden hineinblickt, wie in Italien die antike Statue in den Ziegen- und Eselstall . . . Weimar 6. Mai 1857.

Am Montag erging es mir besser, ich besuchte den Doktor Jordan[1] auf, der in seinem Demiurgos die begeisterten Verse[2] an mich richtete und dieser ließ mich nicht wieder los. Er ist verheiratet, hat vier Kinder und besitzt am Taunusplatz ein freundliches Haus mit einem Gärtchen; ich aß zu Mittag bei ihm und lernte einen vielseitig begabten Mann in ihm kennen, der zum Beispiel eben im Begriff ist, eine nach ganz neuen und teilweise wohl begründeten Prinzipien verfaßte Übersetzung des Sophokles zum Druck vorzubereiten. Er und ich gingen auch miteinander zu Schopenhauer. Ich wäre lieber allein gegangen, aber er kannte den Philosophen auch noch nicht, und ich konnte sein Anerbieten, mich zu begleiten, nicht ablehnen, obgleich es sich hier um ein vis-a-vis handelte. Schopenhauer ist als grob und unzugänglich verrufen, wie ich selbst es bin. Das erfuhr ich schon in Berlin und Jordan bestätigte es mir nicht nur, sondern warnte mich auch. Doch ich wußte aus eigener Erfahrung zu gut, welches Gesindel dergleichen Gerüchte in Umlauf bringt, um mich abschrecken zu lassen; es sind jene hohlen Gesellen, die dem Mann von Geist ebensogut ihre ausgestopften Kleider schicken könnten und die, wenn er ihnen endlich die Tür weist, weil er ver-

[1] Wilhelm Jordan.

[2]
Von jener Warte, drauf die Meister standen
In unsrer Dichtung schönster Blütenzeit,
Von welcher sie die Richtungspunkte fanden
Für neue Bahnen, frei und weitenweit,
Die Sänger freilich nach und nach verschwanden;
Nun stehn sie tief im Tageslärm und Streit,
Ihr Seherblick ins All wird immer trüber,
Und Goethes Krone ging auf Humboldt über.
— — — — — — — — — — — — —
Beim Singturnier, bei dem Gedankenblöße
Gefordert wird und Kunstvollendung heißt,
Beneid ich keinem die Posaunenstöße,
Mit welchen man die Mondscheinsänger preist.
Ich lobe mir die still bewußte Größe
Von Friedrich Hebbels tiefem Dichtergeist;
Man lehrt ihn keck und lernt ihn kaum begreifen.
Der Sprosser singt — und läßt die Gimpel pfeifen.

gebens irgend eine Lebensäußerung von ihnen zu erwarten hat, den Grund natürlich nicht in sich selbst, sondern in ihm suchen. Ich fand einen äußerst jovialen alten Herrn, der meinte, er sei mit einem Menschen zu vergleichen, der sich auf dem Theater hinter den Kulissen versäumt habe und nun der Vorhang aufgehe, ängstlich und beschämt davonlaufe; die Komödie meines Ruhms fängt an — setzte er hinzu — was will der Graukopf noch dabei? Wir würden ohne Frage Freunde werden, wenn ich in Frankfurt lebte, diesmal wollte ich bloß eine Pflicht erfüllen, denn für einen Mann, der zu schreiben begann, als ich geboren wurde, bin ich der Herold der Nachwelt. Hier ist alles; in Weimar treffe ich den jungen Goethe nicht mehr und Dingelstedt noch nicht, ich werde mir also einfach die Reliquien besehen, soweit sie zugänglich sind und am Nachmittag weitergehen . . .

Weimar 6. Mai 1857. . . . Laß Dir meinen heutigen Tag erzählen, so gut es geht. Gleich nachdem ich Dir geschrieben hatte, verließ ich das Hotel und suchte zunächst Goethes Haus auf. Es lag dicht um die Ecke und ist keineswegs so prächtig, als man es sich nach den Beschreibungen vorstellt; die große Treppe im Innern paßt durchaus nicht zum Äußern, sie scheint aus einem Palast geraubt und bis auf bessere Verwendung an dem ersten besten Ort ungeschickt untergebracht zu sein. Sie ist übrigens auch das einzige, was ich dort gesehen habe, denn niemand konnte hinein und auch für mich war keine „Ordre" hinterlassen. Ich ging nun zu dem Schillerhause, das dem Goetheschen so nah liegt, daß die beiden Freunde einander die Briefe und Zettel hätten in die Fenster werfen können, wenn sie sich ein wenig geübt hätten. Dies ist nun wieder nicht so klein und so eng, als man es sich denkt, sondern freundlich und bequem und sogar mit einem Gärtchen geziert. Es gehört jetzt einem Kunsthändler, der die Fremden herumführt und dem man, da man ihm kein Trinkgeld anbieten kann, eine Kleinigkeit abkauft; ich habe es auch getan und bringe Titi zum Ersatz für ihr Theater ein paar Bilder mit. Hätte ich

geahnt, wie sehr mich der Besuch dieser Stätte erschüttern würde, so wäre ich nicht gegangen; ich konnte meiner Bewegung kaum Meister werden und lernte mich von einer ganz neuen Seite kennen. Um das zu begreifen, muß ich mich in meine Jugend zurückversetzen, wo Schiller mir über alles ging. Vor allem sein Arbeitszimmer bewegte mich aufs tiefste; hier stand sein Schreibtisch, Briefe von ihm darauf, dort sein kleines Klavier, auf dem seine Gitarre lag, und dicht daneben an der Wand das braune Bettgestell, auf dem er vor mehr als fünfzig Jahren sein Leben aushauchte. Es überwältigte mich und mich freute nur, daß ich keinen Lohnbedienten, sondern einen gebildeten Mann an der Seite hatte, der mir Zeit ließ, mich zu fassen. Von dem Schillerhause begab ich mich auf den neuen Friedhof zur Fürstengruft, wo die beiden großen Dichter schlafen, die Deutschland und das deutsche Volk unter den übrigen Nationen würdig gemacht haben. Ich klopfte beim Totengräber an, aber ich erhielt keine Antwort, und mir wurde die Tür nicht geöffnet, ich schaute zuletzt in eins der Fenster und sah einer Leiche ins Gesicht, es war das Leichenhaus. Da kam eine junge Dame daher von einem Grabe, dem ihrer Mutter, wie ich nachher vernahm, ich fragte sie und vernahm von ihr, daß ich mich an den Kastellan im Schloß wenden müsse, sie zeigte mir sogar den Weg und begleitete mich bis an einen Punkt, wo ich nicht mehr fehlen konnte, wie denn die Leute hier alle sehr freundlich und gefällig sind. Der Kastellan, ein alter Mann, der noch mit in Rußland gewesen ist und dort durch den Frost einige Zehen verloren hat, ging gleich mit mir zurück, und bald war ich Schiller und Goethe so nah, als man ihnen jetzt noch kommen kann. Es ist ein eigenes Gefühl, vor Kisten zu stehen, in denen die Asche solcher Menschen stäubt, doch ertrug ich dies eher, als das Frühere . . .

An Uechtritz

Ihr letzter Brief, mein teurer Freund, ist allerdings sehr ernster Natur und ohne Zweifel sind Sie auf eine ebenso 23. Mai 1857.

ernste Erwiderung von meiner Seite gefaßt. Nicht, als ob ich glaubte, daß zwischen Ihrem absolut christlichen und meinem Standpunkt eine Vermittlung möglich wäre, wenn die ethische nicht ausreicht, die Christus selbst zu genügen schien, als er das Wort aussprach: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Das ist mir nie in den Sinn gekommen und kann mir jetzt am allerwenigsten einfallen. Wenn ich die Differenz, die uns trennt, noch einmal berührte, so geschah es, weil Sie nach Ihren Ausstellungen gegen gewisse Produktionen von mir einen Respekt für die christliche Mythologie (stoßen Sie sich nicht an diesen Ausdruck, den ich nur wiederhole, um mich über ihn zu erklären) bei mir vorauszusetzen schienen, den ich nicht haben konnte und nicht zu haben brauchte. Was hätte Sie in ethisch-reinen, die Selbstkorrektur der Welt abspiegelnden Gedichten, wie Vater unser, Virgo et mater und so weiter verletzen können, wenn nicht der Gebrauch, den ich in einem vom Vater unser und in den anderen von der Madonna machte? Und wenn es mir vor einer Reihe von Jahren nicht gelang, Arnold Ruge darüber zu beruhigen, daß ich, wie er sich ausdrückte, meine tiefsten Ideen an diese „weltgeschichtlichen Fratzen" anknüpfte, so glaubte ich doch, mich mit Ihnen leichter darüber zu verständigen, daß ich diese tiefsinnigen Symbole in meinen Kreis hineinzöge. Religiösunnahbar können sie mir ja nicht sein, wie dem Offenbarungsgläubigen, der sich ihrer freilich so wenig in meinem Sinn bedienen darf, wie des Abendmahlskelch zum Trinken, und Willkühr und Vorwitz liegt doch auch nicht darin, wenn ich sie vorzugsweise anwende, da sie aufs untrennbarste mit der jetzigen Weltanschauung verbunden und darum jedermann, dem Letzten, wie dem Ersten, zu jeder Zeit klar und gegenwärtig sind. Ich dachte, der kleinste Fingerzeig von meiner Seite würde Ihnen diese ganze Gedankenreihe erleuchten und Sie überzeugen, daß Ihrem Tadel eine Forderung zugrunde läge, die ich ablehnen dürfe. Statt dessen rücken Sie die Differenz selbst in voller Schneide wieder in den Vordergrund, und nun ich nachgewiesen habe, daß dies ohne meine Schuld geschehen ist, und daß

ich unserem Kompromiß nicht untreu geworden bin, muß ich antworten. Die Wahrheit wollen wir alle beide; Sie glauben, sie zu besitzen, ich suche sie und bitte nur, überzeugt zu sein, daß nicht die Herren Strauß und so weiter aus mir reden, sondern daß ich so unabhängig von diesen, wie von den Kirchenvätern, die Sie mir zitieren, mein ureigenstes Denken ausspreche. Das Resultat, das mir aus allen Sphären entgegentrat, ist allerdings, daß der Mensch das Herz der Welt so wenig zu sehen bekommen wird, als sein eigenes, und daß es sein heiligstes Recht ist, sich den allmächtigen Pulsschlag, den er fühlt, auf seine Weise auszulegen. Wo man dies bestreitet, da ist der Papst, und mit dem Papst auch der Großinquisitor, fertig; wo man es einräumt, da ist das Individuum gegen einen Zwang, der nur zur Zerknickung oder zur Heuchelei führen kann, geschützt und die sittliche Ordnung der Dinge nicht im mindesten gefährdet. Dies hätte ich zu beweisen.

Wer sich nicht einspinnt in unbestimmte Gefühle, der muß sich sagen, daß es sich bei den unberechenbaren historischen Enthüllungen auf der einen Seite und den Schwindel erregenden Fortschritten der Naturwissenschaften auf der anderen in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältnis der Religionen untereinander handelt, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Lauf der Jahrhunderte hervorgegangen sind, um das Verhältnis des Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen. Ob der Christ oder der Jude oder der Buddhist recht haben, muß so lange unentschieden bleiben, bis ausgemacht ist, ob der Mensch die vornehme Ausnahme wirklich bildet, für die er sich hält. Die Wage und das Messer haben nun zu höchst bedenklichen, ja furchtbaren Resultaten geführt und mit dem obligaten: „Der Herr sprach", aus Büchern entlehnt, die man seit Entdeckung der Keilschrift weit über den Berg Sinai hinaus bis zu ihren letzten Quellen verfolgen kann, wird keiner die Männer, die sie handhaben, noch zum Schweigen bringen wollen. Wenden Sie mir ja nicht ein, der Materialismus sei alt und in den Herren Helvetius,

Holbach und so weiter längst zurückgeschlagen; er ist neu in den Gründen, und wer sich mit diesen, nicht etwa durch Moleschott und Vogt, sondern durch die ernstesten und parteilosesten Forscher bekannt und vertraut macht, der wird es sich nicht verhehlen können, daß von allen Faktoren der Menschennatur nur das Gewissen als unzerstörte und, wie ich glaube, unzerstörbare Burg des Spiritualismus übrig geblieben ist. Denn das Gewissen steht mit den sämtlichen Zwecken, die sich auf dem Standpunkt des Materialismus für den Menschen ergeben, in schneidendem Widerspruch, und wenn man auch versuchen mag, ihm den Geschlechtserhaltungstrieb im Sinn eines Regulators und Korrektivs des Individuellen zugrunde zu legen, was gewiß früher oder später geschieht, falls es noch nicht geschehen sein sollte, so wird man es dadurch so wenig erklären, als aufheben, oder steht es nicht fest, daß die Faktoren sich im Produkt nur steigern, nicht verändern? Das Gewissen weiß aber nur von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, es stellt keine einzige Glaubensforderung, nicht einmal die allgemeine, geschweige eine positive, es gewährt seinen Frieden um den Preis sittlichen Handelns und verlangt nicht, daß dies im Namen irgend einer Religion geschehe. Ich kann nicht so mißverstanden werden, als ob ich leugnete, daß das Gewissen den Menschen, dem eine bestimmte Religion anerzogen worden ist, nicht auch wegen Abweichungen von dieser zu Rede stellte; kein Türke wird mit ruhigem Gemüt Wein trinken, kein Jude Speck essen, kein Katholik die österliche Beichte versäumen. Ich gehe von der ursprünglichen Tatsache aus, die auch der Offenbarungsgläubige als solche gelten lassen muß, wenn er nicht mit Natur und Geschichte zugleich in Widerspruch treten will, und frage: warum ruft das Gewissen, das allen Völkern ohne Ausnahme und ohne Unterschied gebietet, das Gute zu tun und das Böse zu lassen, ihnen nicht ebenso laut und vernehmlich zu, sich ihren Gott so und nicht anders zu denken und ihn so und nicht anders zu verehren? Das tut das Gewissen aber nicht und darum hat man nie blutige Kriege geführt, weil man Mord, Raub, Diebstahl und

so weiter in dem einen Lande für Tugenden, in dem anderen für Laster hielt, wohl aber haben die Kämpfe um Bundeslade, Kreuz und Halbmond die Erde dezimiert, ohne daß ein Einverständnis zu erreichen gewesen wäre; ja, diese haben das sittliche Gesetz selbst zuweilen auf lange verfälscht und verdunkelt, indem man sich in majorem Dei gloriam gegen Andersgläubige alles erlaubte, und Mohammed nebst seinen Kalifen gewiß in ebenso fester Überzeugung, wie Moses und Josua, oder wie die Ritter der Kreuzzüge. Dies ist entscheidend. Einen Ort gibts, wo der unnahbare Urgrund der Welt, den man nach meinem Gefühl durch jeden Namen und jede Bezeichnung an etwas Endliches anknüpft und also beschränkt und begrenzt, sich deutlich vernehmen läßt, und das ist die menschliche Brust. Und hier sollte die Offenbarung unvollständig sein? Hier sollte sie nur auf die Pflicht, nicht auch auf den Glauben gehen, wenn von diesem für den Menschen nicht bloß so viel, sondern unendlich viel mehr abhinge, wie von jener? Unbegreiflich, unbegreiflich bis auf den Grad, daß selbst die Ahnung, die doch nie ganz verstummt, keinen Anhaltspunkt mehr findet, wenn sie ihn nicht darin setzen will, daß dem Menschen alle Vermögen, die ihn vom Tier unterscheiden, nur zur Vexation gegeben seien. Im Ernst kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, so lange man den Boden, auf dem man mit den uns allen gemeinsamen Mitteln nach Wahrheit forscht, nicht verläßt und eben jene Unbegreiflichkeit zu ihrem eigensten Kennzeichen macht. Dann aber ist das Resultat: strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt und auf der anderen die intellektuelle. Dafür, daß die Tugend, die man vorzugsweise, obgleich ohne Not, die christliche zu nennen pflegt, nämlich die Demut, nicht leidet, ist auch gesorgt; wie käme der tiefere Mensch, eingeklemmt zwischen eine unendliche Aufgabe und den ebenso ungewissen, als unerbittlichen Tod, wie er es ist, zur Selbstüberhebung? Der Flache aber ist stolz auf seine Art, das Kreuz zu schlagen oder seinen Vers aus der Thora abzulesen; er spielt

als Christ, Jude, Türke oder Heide die Pharisäerrolle, denn er ist überall der Auserwählte und hat das Eine, was not tut, und er findet eben jetzt im Mormonentum seine letzten karikierenden Ausläufer.

. . . Die sittliche Welt sollen wir alle gemeinsam bauen, darum erging an uns alle mit gleicher Eindringlichkeit der gleiche Ruf; das spekulative Bedürfnis soll sich jeder auf seine Weise befriedigen, daher sind hier keine Schranken gesetzt. Wenn der absolute Christ mir die Versicherung gibt, daß ihm die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, die uns andere vom ersten bis zum letzten Odemzug beschäftigen, ein für allemal gelöst sind, so bin ich weit entfernt, ihn zu bestreiten. Nur muß er mir einräumen, daß ihm gleich bei seiner Geburt ein besonderer Sinn zuteil geworden ist, welcher ihn der Aufnahme einer Offenbarung fähig machte, die wir vergebens mit unserem Schweiß und Blut zu erkaufen suchen. Das ist dann Gnadenwahl und als solche der konsequente Abschluß eines erst durch sie vollkommen gerundeten Mysteriums. Wenn er mir aber statt dessen zuruft: mit nichten, Sünder; Komponisten, Dichter und Künstler mögen sich auf einen besonderen Sinn berufen, aber ich bin Dir in der Zerknirschung voran und so weiter, so wende ich ihm den Rücken und sage: weiche von mir, du Heuchler, deine Demut ist verkappter Hochmut! denn dann habe ich den Papst vor mir, der, mit göttlicher Allwissenheit und Unfehlbarkeit bekleidet, in die Herzen schaut und sich in den Großinquisitor verwandelt, sobald es ihm gefällt. Wäre ich selbst Christ, so würde ich mich jedes Streits über den Kelch begeben, damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde. Denn diese Gefahr ist näher, als die Abschließer der Konkordate und die Beförderer der Gustav-Adolf-Vereine denken, und da ich den ethischen Kern des Christentums hoch über den aller anderen Religionen stelle, so würde ich es unendlich beklagen, wenn sie wirklich hereinbräche.

Ich habe, wie mein Brief gewiß beweist, Ihren Ernst nicht verkannt; den meinigen werden Sie auch nicht verkennen.

Und nun frage ich Sie, ob mir die dogmatische Seite des Christentums mehr sein kann, als eine Mythologie neben anderen Mythologien? Wenn Ihnen der Ausdruck hart klang, so müssen Sie einen Begriff damit verbinden, der dem meinigen entgegengesetzt ist, und das konnte ich nicht ahnen. Mir ist die Mythologie eines Volks der Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, soweit sie nicht im Allgemein-Menschlichen aufgehen, und als gemeinschaftliches Ergebnis seiner historischen, philosophischen und poetischen Prozesse das Höchste, was es überhaupt in seinem ersten Entwicklungsstadium liefert. Der Schwan der Leda, dessen Sie gedenken, gehört freilich auch mit dazu, aber doch nicht anders, wie zum Beispiel die Tierfratzen über dem Portal zum Gotischen Dom. Wollen Sie mir die altnordische und die griechische nicht gelten lassen, deren jede wenigstens als großartige Natursymbolik in schwindelerregender Majestät über alles Individuelle hinausragt, so können Sie die indische mit ihrem unergründlichen Tiefsinn gewiß nicht zurückweisen. Ich darf daher meine Frage wiederholen, denn ich kann doch nicht der christlichen Offenbarung gegenüber zugleich frei und gebunden sein . . .

Eben ist ein Gewitter vorüber, nachmittags 5 Uhr. 13. Juli 1857.
Titi ist mit ihrer Gespielin bei uns im Zimmer, die Vögelchen draußen werden bedauert, ich sage: die Vögel leben von dem, was der Mensch liegen läßt, und frage das Kind dann: Was läßt der Mensch liegen? Es erwidert: nichts, aber zuweilen verliert er was!

An Klaus Groth in Kiel

Lieber Groth! Ja, wohl wiegt im Norden das einfache 27. Sept. 1857.
Wort schwerer, wie im Süden Schwur und Beteuerung. Darum hat mich Ihr Brief sehr erfreut, und indem ich ihn beantworte, setze ich mich, wie Sie sehen, gleich über all die Formalitäten weg, von welchen die gesunde alte Welt nichts wußte, und welche in die neue ungefähr so hineingekommen sind, wie die Handschuhe, die bekanntlich der Pest wegen erfunden

wurden. Ein Orden ist eine Batterie und ein Titel eine ganze Festung; wir brauchen aber alle beide keine Deckung und können auf gut dithmarsische Manier ohne Umstände ins Freie treten, wie es vor der Zeit der Ritter ohne Roß und der Räte ohne Stuhl ein jeder tun mußte. Wenn Sie mir für „geistige Wohltat" Dank schuldig zu sein glaubten, so befand ich mich, Ihnen gegenüber, längst in demselben Fall; selten oder nie hat mich eine dichterische Erscheinung der modernen Literatur so angeregt und überrascht, wie Ihr Quickborn und Ihre Tat fällt für mich um so schwerer ins Gewicht, als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten. Ich bin in ganz Deutschland als stolz und unzugänglich verschrien, weil ich über die Hunderte von Trauerspielen und so weiter, die im Lauf des Jahres gedruckt oder ungedruckt bei mir eingehen, meine Meinung immer aufrichtig abgebe; davon erhielt ich im letzten Frühling noch in Stuttgart einen schlagenden Beweis, und zwar durch den von mir sehr geschätzten Pastor Mörike, der sich anfangs gar nicht darein finden konnte, daß ich ihn aufsuchte. Aber ich habe noch nie vernommen, daß Offiziere, die vor der Schlacht zu Generalen erhoben wurden, viel leisteten, und ich will den sehen, der das wirklich Vortreffliche bereitwilliger anerkennt und mehr dafür tut, wie ich. Ich bin nicht müde geworden, für Sie „Propaganda" zu machen, mein Töchterlein weiß Ihren „Matten Has" auswendig, den ich übrigens, es nebenbei zu sagen, für eine der köstlichsten Spitzen deutschen Humors halte, und ich selbst kann jederzeit mit dem „Orgeldreier" und ganzen Stellen aus „Hans Schander" aufwarten. Noch vor zwei Abenden müßten Ihnen die Ohren stark geklungen haben; der alte Geheimrat Loebell aus Bonn brachte den Mittwoch im Kreise meiner Freunde bei uns zu, das Gespräch kam auf Sie, und in welchem Sinn, können Sie daraus entnehmen, daß der alte Herr mir immer nur das eine antwortete: ich bin erstaunt, aus Ihrem Munde so etwas zu hören! Das wird mich wohl entschuldigen, wenn ich manches andere Produkt aus Holstein zum „übrigen" legte, denn auch aus dem engeren

Vaterlande ist nicht selten ein Kommentar zu Schillers tiefsinnigem Distichon „Weil ein Vers dir gelingt" und so weiter[1] bei mir eingetroffen. Doch, Sie haben Gurlitt gesprochen und wissen das alles. Dagegen sind Sie mir für die Rezension im Wanderer nicht verpflichtet; die Wiener Blätter (ich könnte auch sagen: die Deutschen) lese ich nicht einmal und das ganze Zeitungswesen verachte ich, es steht noch unter der malhonettesten Advokatie. Mein Votum werde ich in meinen vermischten Schriften abgeben. Was Sie mir über meine Gedichtsammlung schreiben, sollte mich eigentlich nicht freuen, denn gerade das Männliche in mir trennt mich von der Masse meiner Zeitgenossen, und bei der Beschaffenheit unserer öffentlichen Zustände darf ich es ihnen kaum übelnehmen. Aber es freut mich doch, und ich werde den ernsten Musen, die Sie mir nennen, und die ich, bis auf die Grübelei, als die meinigen anerkenne, nicht untreu werden, obgleich sie mich nicht mit Süßholz und Lakritzensaft versehen. Mit dem Verzuckern ist es so wenig getan, wie mit der bengalischen Flamme, und Gervinus hat ganz recht, wenn er vom Dichter der Gegenwart vor allem Charakter fordert. Überhaupt ist seine Literaturgeschichte zwar kein Speisehaus, aber eine gute Apotheke, in der man zuweilen seinen „Bittern" nehmen muß. Holstein war ich oft nah, ohne den Mut zu finden, hineinzugehen, wie Sie gewiß begreifen; noch diesen Frühling. Doch werde ichs einbringen, wenn ich das nächstemal nach Hamburg komme, ich weiß ja: „in Kiel ists am schönsten im ganzen Holstein" und auch: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt Rosalje mit" ist nicht vergessen. Mein Persönliches anlangend, so lebe ich zunächst in einer unendlich glücklichen Ehe, und dann halten wir Norddeutschen, Brücke, Bonitz und so weiter wacker zusammen; dazu nimmt fast die ganze österreichische Jugend, die sehr tüchtig ist, wie es der ungebrochene Boden mit sich bringt, den Weg durch mein Haus, sei es nun zur akademischen Kanzel oder ins Bureau. Das ist denn ganz behaglich! — Wenn Landsleute in Kiel sind, die meiner mit Teilnahme gedenken, so grüßen Sie sie herzlich; wir selbst aber

wollen dafür sorgen, daß wir einander nicht wieder fremd werden, darum habe ich geschrieben, wie ich zu sprechen pflege.

[1] Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

An Kuh in Berlin

6. Okt. 1857. Wir sind jetzt vollauf mit Bauen beschäftigt; in Gmunden wird schon eingerissen und der Plan zu dem neuen Hause, vom Schloßhauptmann auf das zierlichste ausgeführt, ging vor einigen Tagen ab. Ich mußte ihn, der Behörden wegen, unterzeichnen und hatte dabei ein Gefühl, wie es mancher Monarch haben mag, wenn er ein Gesetz unterschreibt, wovon er nichts versteht.

An Th. Hebbe in Hamburg-Altona

17. Dez. 1857. Lieber, alter Jugendfreund! Glaube nicht, daß unsere unerwartete Wiederbegegnung im Frühling ohne bleibende Nachwirkung bei mir geblieben ist. Sie hat mich außerordentlich gefreut, und wenn Du nicht längst schon ein Lebenszeichen von mir erhieltest, so lag der Grund darin, weil ich Dir zugleich meine Gedichte senden wollte, und weil die ersten Exemplare, die nach Wien kamen, so rasch ausgingen, daß ich selbst keins bekommen habe. Hier sind sie nun!

. . . Ich ließ mich überreden, den Umbau meines Hauses zu unternehmen und dazu 2500 Gulden zu bestimmen. Einer meiner Freunde, der Schloßhauptmann des Kaisers ist und alles unter sich hat, was in ganz Wien vom Kaiser gebaut wird, wollte die Sache leiten. Schon hatte ich die Kontrakte unterzeichnet, als die Handwerker zurücktraten und Erhöhung der Preise verlangten. Anfangs war ich höchst verdrießlich, jetzt, bei dieser furchtbaren Geldkrisis, danke ich Gott. Zwar bin ich bereits glücklicher Besitzer von Kalk, Sand, Steinen und anderen nützlichen Utensilien, die für meine Rechnung angefahren wurden. Aber wenn ich das alles in den See werfen lassen und den Fahrlohn obendrein bezahlen müßte, so kann ich mir doch noch gratulieren.

Du siehst, ich unterhalte Dich, als ob Du noch in Neun-

kirchen säßest, ich in Wesselburen. Mach es ebenso und erzähl mir von Weib und Kind, denn daß Du mir rasch antwortest, setze ich voraus. Das ist meine Art mit jedermann, der mit mir auf der Schulbank saß, vorausgesetzt, daß er selbst sich in meiner Abwesenheit nicht schlecht gegen die Meinigen benahm. An solchen Leuten fehlt es aber nicht und denen gegenüber tritt dann allerdings gerechterweise das jetzige Verhältnis ein, bei dem selbst der dithmarsische Landvogt bedeutend zu kurz käme. Wenn Dir daher jemand sagt, ich hätte ihn nicht kennen wollen, so verlaß Dich darauf, daß es eine Zeit gegeben hat, wo er meine Mutter oder meinen Bruder nicht kannte . . .

An Kuh in Berlin

. . . Das geistige Bild, das Sie sich von mir machen 11. März 1858.
zu müssen glaubten, um sich den Umstand zu erklären, daß ich nicht näher auf Ihre Legende einging, ist mir so ähnlich, wie ein leibliches Porträt, was in dem Moment aufgenommen würde, wo ich gerade wegen eines Tritts auf meine Hühneraugen zusammenführe. Es mag einmal auf mich gepaßt haben, in einer jener Stunden, wo der Mensch unter der ihm auferlegten Last zu erliegen anfängt, und Sie hatten sich mir nahe genug gestellt, um in den Kampf zwischen der Selbstbeherrschung und den Schmerz mit hineingezogen zu werden, ohne daß ich mir deshalb Vorwürfe zu machen brauchte. Jetzt aber verhält es sich zu mir und meinen Zuständen, wie das ecce-homo-Antlitz zu dem Jubelgesicht des Heilands auf der Hochzeit zu Kana, denn ich gehöre zu den glücklichsten Menschen, die auf der Erde leben; mein innerer Friede wächst von Tage und Tage, und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tausendfältige Frucht trägt, sondern darauf, daß ein Körnlein mir mehr ist, wie anderen eine ganze Ähre, was ich freilich meiner Jugend verdanke, die mich früh den bescheidensten Maßstab an die Dinge zu legen lehrte, so brauche ich nicht einmal stark vor der Nemesis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut

meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Tränen ins Auge treten; wenn ich meine Schale Kaffee trinke, so habe ich einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, so hab ich ein Gefühl, als ob i ch allein Beine hätte, ja, wenn ich des Mittags nach dem Essen das kleine Hündchen nach der Küche herüberhole und es mit fröhlichem Gebell um mich herumspringt, weil es nun auch seinen Teil erwartet, so ergötze ich mich so, daß ich mich jedesmal ärgre, wenn das Tierchen von selbst kommt, weil eine der Mägde die Tür offengelassen hat. Dabei komm ich mir gar nicht genügsam und demütig vor, sondern ich fühle mich überschwenglich mit allem, was ich als Mensch verlangen kann, gesegnet, und ich habe auch alle Ursache dazu, denn ich habe eine Frau, in der Gemüt und Seele fast verleiblicht sind, ich habe ein Kind, das sich aufs liebenswürdigste entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreisen, und ich brauche nicht ängstlich mehr für die Zukunft zu sorgen. Wenden Sie mir ja nicht ein: das alles hattest du früher auch und empfandest den Fußtritt, den „schweigendes Verdienst vom Unwert hinnimmt", desungeachtet stark genug; zum Teil besaß ich diese Güter in einem viel beschränkteren Maß, und dann kommt eben erst im reiferen Alter der Sinn für das wahre Glück, auch mußte ich meine Frau unter den miserablen Theaterverhältnissen nicht mehr leiden sehen und sie brauchte Zeit, um sich an das Unabänderliche zu gewöhnen.

. . . Vernunft und Verstand haben aber mit Verstimmungen nichts zu schaffen, und wenn ich auch nicht mit Ihnen ausrufen will: „ist es nun in Ordnung?" so muß ich doch wünschen, die Resultate meiner Menschen- und Mannsbildung nicht mit Launen und Grillen verwechselt zu sehen . . .

. . . Ich hoffe, daß Sie das Gewicht dieses Briefes zu würdigen wissen und über sich selbst lächeln, indem Sie ihn lesen; wäre es nicht der Fall, so würden wir uns nicht mehr verstehen und bessere Zeiten abwarten müssen. Mir fällt es nicht ein, in Ihre treue Teilnahme einen Zweifel zu setzen; es darf Ihnen aber ebensowenig einfallen, die meinige zu

bezweifeln. Ich bin fest und unveränderlich, denn ich bin alt, Sie sind beweglich, denn Sie sind jung; das erwägen Sie, so sind Ihnen alle Rätsel, wenn nicht gelöst, so doch in ihrer Möglichkeit und Notwendigkeit motiviert . . .

An Ludwig August Frankl in Wien

Was soll ich Ihnen auf Ihre gütige Zuschrift antworten? Wie soll ich Ihnen meinen Dank für Ihr köstliches Geschenk ausdrücken? Ich will mich mit Rührung daran erinnern, wie die Zeit im Menschenleben alles ausgleicht. In meiner Jugend wurde mein Geburtstag dadurch gefeiert, daß ich am 18. März von meinem Vater keine Schläge erhielt; wenn ich sie verdiente, bekam ich sie am nächsten Morgen. Jetzt wenden mir die Götter Wein vom Olymp zu, und doch dürften auch die Prügel noch eher am Platze sein! Die Situation Ihrer Frau Gemahlin, der ich mich aufs herzlichste zu empfehlen bitte, hat uns abgehalten, Sie zu ersuchen, den heutigen Abend bei uns zuzubringen. Dürften wir es wagen, so würden Sie uns die größte Freude machen, wenn Sie auch nur auf eine Stunde kämen; Titi tritt in einem von mir — zu meiner Überraschung gedichteten Drama populärster Art als Schauspielerin auf; Anfang präzise halb 8 Uhr. 18. März 1858.

An Hebbe

Dein Brief, lieber Hebbe, hat mich so herzinniglich gefreut, daß ich mich schämen müßte, Dir jetzt erst meinen Dank dafür abzustatten, wenn ich es anderen nicht ebenso gemacht hätte . . . 6. Mai 1858.

Du wirst denken: das ist eine wunderliche Manier, aus der Menge der Sünden ihre Straflosigkeit im einzelnen Fall ableiten zu wollen! So tief bin ich jedoch noch nicht gesunken, daß ich dies beabsichtigte. Ich will Dir nur zeigen, daß auch ein Lasterhafter noch ein Prinzip beobachten und auch ein böser Zahler noch die Gerechtigkeit respektieren kann, indem er doch wenigstens nicht unterläßt, den ersten Gläubiger vor dem letzten zu befriedigen. Darin bin ich noch immer der

Aristides von Wesselburen, der dem Handwerksburschen, wenn er vor dem Hofbesitzer ins Zimmer, oder vielmehr in den Käfig trat (denn die Kaiserlich Königlichen Löwen in Schönbrunn sind viel geräumiger logiert, wie damals ich) gewiß früher sein „Wanderbuch“ visierte, als diesem seinen „Saatschein“ ausfertigte. Doch Spaß beiseite, ich bin an und für sich ein äußerst saumseliger Korrespondent und habe überdies im verflossenen Winter ungewöhnlich viel zu tun gehabt . . .

Dein Brief versetzte mich in jene Zeit zurück, wo man sich so oft schreibt, weil man sich so gar nichts zu sagen hat, während man jetzt im Grunde nur darum schweigt, weil man zu viel sagen möchte. Erinnerst Du Dich noch der Depeschen, die wir uns durch Reimer Söven zuschickten, so oft er sich aus einem Sekretär in einen Kutscher verwandelte und die wir, da das Petschier-Lack fehlte, anstatt des Siegels, in dorso mit einem Tintenklecks versahen? . . .

Und nun lebe für diesmal wohl, alter Jugendfreund, und sorge Deinerseits mit dafür, daß der jetzt neu angeknüpfte Faden nicht wieder reiße. „Die frühe sich verloren hatten, begegnen sich im Abendschatten, und gehen Hand in Hand zur Ruh“ ist ein sehr schönes Wort eines sehr schlechten Dichters.

Gestern feierten wir den zwölften Hochzeitstag. Unter denselben blühenden Kastanien in Schönbrunn, unter denen wir 1846 spazieren gingen, wandelten wir auch diesmal, aber Titi war mit dabei und warf uns mit Blüten Schneeballen, denn die Blüten lagen, vom etwas starken Wind heruntergefegt, so hoch auf den Wegen, wie der erste Winterschnee.

An Christine

Weimar 23. Juni 1858. Mein teuerstes Herz. Einen Brief aus Dresden wirst Du empfangen haben, ein zweiter von hier ist gestern abgegangen, den dritten fang ich an, denn die ersten Morgenstunden gehören Dir. Gestern speiste ich also, wie Du schon weißt, bei Liszt oder vielmehr bei der Fürstin Wittgenstein auf ihrer an einem Berg gelegenen Altenburg. Sie selbst ist eine ältliche

Frau, aber voll Feuer und Lebhaftigkeit, ihre Tochter, die „Prinzessin", ein außerordentlich feines Mädchen mit vornehmen Zügen und Augen, wie sie hier und da auf den Bildern des Pietro Perugino vorkommen, und wie ich sie im Kopf einer Russin, denn die Familie ist eine russische, am wenigsten erwartet hätte. Die Konversation war anfangs französisch, was für einen Schleswig-Holsteiner, der die neueren Sprachen in seiner Jugend nicht lernt, immer fatal bleibt, doch schwenkte ich sie nach Tisch sehr bald ins Deutsche herum und nun ergab sich ein so animiertes Gespräch, wie ich in Wien, unser eigenes Haus ausgenommen, selten eins geführt habe. Du weißt, wie entschieden ich jeder Unterhaltung über meine eigenen Arbeiten aus dem Wege gehe, und wie rasch ich abbreche, sobald mir nur eine vorüberfliegende Mücke oder ein bellender Hund Gelegenheit gibt, wenn sich trotz meines Lavierens dennoch eine entspinnt. Ich kann nun einmal keine Komplimente vertragen, welche die Angst den Leuten ebenso auspreßt, wie gewisse schwüle Schweißtropfen, weil sie nur herausgequält werden, um sich selbst, wo möglich, gegen den Verdacht ästhetischen Stumpfsinns sicherzustellen; ich empfinde auch jedesmal ein mephistophelisches Behagen, wenn ich sehe, wie sie aufatmen, wenn sie um die scharfe Ecke des Schönen glücklich herum sind und sich nun ungestört in das vertrauliche Element des Zeitungsklatsches oder der Anekdoten hineinstürzen können. Denn daß die Welt auf physikalischen Gesetzen beruht, lehrt sie jeder Stein, der vom Dach fällt und daß sie ethischen Gesetzen unterworfen ist, erfahren sie als Kinder aus dem Katechismus und als Erwachsene von der Polizei; daß sie aber auch von ästhetischen Gesetzen beherrscht wird, ahnen sie nicht, und darum lernen sie Mathematik und üben Moral, bleiben der Kunst gegenüber aber Hottentotten, nennen den Shakespeare „groß in Kleinigkeiten" und machen dem Künstler, der sich „durchgesetzt" hat, ihre Reverenz, wie dem Kandidaten, der „wirklich aufgestellt" ist, weil sie die „Position" selbst am Bajazzo zu schätzen wissen. Das alles hatte ich gestern natürlich nicht vergessen und so oft Genoveva,

Judith, Maria Magdalena und so weiter auch aufs Tapet gebracht wurden, so hartnäckig widerstand ich; ja selbst eine Äußerung, wie die, daß im Kandaules der letzte Funke eines Heroen erlösche, indem man den Herkules im Enkel sterben sehe, daß im Gyges aber der erste Funke eines Heroen sich entzünde, tat ich noch mit der Bemerkung ab, es sei nur bedauerlich, daß ein gebildetes Theaterpublikum gewöhnlich an irgend einen Hund denke, wenn es von Herkules höre. Endlich mußte ich mich jedoch ergeben, weil ich auf eine so gediegene allgemeine Bildung und eine so gründliche, bis ins allereinzelste gehende Kenntnis meiner eigenen Sachen traf, daß das Gegenteil absurd gewesen wäre . . .

Weimar 24. Juni 1858. Um sechs Uhr durch Militärmusik geweckt, die an meinem Fenster vorbei aufs Schloß zog, bin ich jetzt schon anderthalb Stunden in den Kleidern, und will Dir nun meinen gestrigen Tag erzählen. Vor allem Dank für Deine lieben, lieben Zeilen, die ich richtig vorfand, als ich auf die Post ging, und die mich sehr glücklich machten! Den Appetit habe ich Dir aber nicht weggenommen; auch ich habe keinen; so wohl ich mich auch befinde.

Weißt Du, an welchen Ort unter den Tausenden, die ich kenne, Weimar mich am lebhaftesten erinnert? An Wesselburen! Du wirst Dich wundern, aber es ist so! Alles unglaublich eng und klein! Dabei erfahre ich denn, was ich freilich schon wußte und was der Bestätigung kaum noch bedurfte, daß ich es auf die Länge nimmer und nimmer in einem solchen Zirkus aushielte. Immer dieselben Schecken und dieselben Reiter; Sonntags die rote Schabracke und Montags die graue. Die Zunge rein überflüssig; einer weiß, was der andere denkt, bevor er den Mund noch auftut. Nein, lieber Hyänen zähmen, als Lämmer streicheln! In Weimar muß man entweder Goethe oder — sein Schreiber sein! Von dem Alten wollte ich Dir noch berichten, aber es geht besser mündlich. Nur so viel in meinem eigenen Interesse (Du weißt, wie ich dies meine und wirst lachen): noch in hohem Alter erklärte er seine

Meinung zuweilen mit einer solchen Stentorstimme, daß die Fenster klirrten und die Leute auf der Straße stillstanden! Auch verhinderten ihn Faust und Iphigenie ebensowenig, wie der große Ruhm und die weißen Haare, Possen zu treiben und zum Beispiel ein Rudel Knaben, die Räuber spielten und deren Hauptmann durch einen Zufall eingesperrt worden war, solange über ihren Mangel an Mut und Treue herunterzuhunzen, bis sie auf seine eigenen Kosten ein Fenster einschlugen und den Führer befreiten. Leidenschaft und Kindlichkeit! hieß es ehemals. Jetzt lautet die Parole: Raffinement und Diplomatie! Die Zukunft wird entscheiden, was am besten war . . .

. . . Inzwischen war bei Dingelstedt aus Luzern vom Großherzog nachstehende Depesche eingelaufen: „Genoveva am 30. wiederholen; Hebbel festhalten!" Da hast Du mein und Dein Schicksal für die nächsten Tage! Abends auf der Altenburg große Gesellschaft, wo Liszt spielte, was er nur sehr selten tun soll; Zigeuner-Rhapsodien, durch die er mich allerdings auch elektrisierte. Am Klavier ist er ein Heros; hinter ihm in polnisch-russischer Nationaltracht mit Halbdiadem und goldenen Trodeln die junge Fürstin, die ihm die Blätter umschlug und ihm dabei zuweilen durch die langen, in der Hitze des Spiels wild flatternden Haare fuhr. Traumhaft-phantastisch! Neben mir ein junger Dichter, Adolf Stern, Verfasser eines epischen Gedichts, Jerusalem, das ich schon in der Illustrierten Zeitung besprochen und gelobt habe; er flog an allen Gliedern und wurde totenbleich, als er mir vorgestellt wurde, ist aber ein gar herziger Junge und vertraute mir, als ich ihm durch einige Scherze wieder zu Atem verhalf, daß er in Zittau, wo er lebt, im letzten Winter Vorlesungen über mich gehalten hat. Ein ewiger Kreislauf! Wie ich einst vor Uhland, stehen sie jetzt vor mir und die noch in der Wiege liegen, werden wieder vor ihnen stehen und sie entschädigen! . . .

Weimar 26. Juni 1858.

An Glaser

Gmunden 11. Juli 1858. Es ist acht Uhr Abend, der Regen klopft an mein Fenster, aber ich sitze in meinem großen, neu austapezierten Zimmer ganz behaglich im Schlafrock und ein mächtiger Strauß oder vielmehr Busch von weißen Lilien, die in meinem eigenen Garten gewachsen sind, steht in vergoldeter Vase vor mir. Da will ich versuchen, Ihnen mit einer bei Licht, und also schlecht geschnittenen Feder zu schreiben, oder doch wenigstens für Ihren Brief meinen Dank abzustatten.

Ich bin erst am Donnerstag zu Mittag in Gmunden eingetroffen. Montags in der Frühe ging ich von Weimar ab, blieb bis sechs Uhr abends in Leipzig und war Dienstag morgens in Nürnberg. Von dort fuhr ich mit dem Eilwagen vier Uhr nachmittags nach Regensburg, wo ich Mittwoch, morgens um fünf, anlangte. Abends um acht war ich in Linz und Donnerstag um elf in Gmunden, wo mich mein Töchterchen mit einem Trompetenstoß auf einem ihrem Alter entsprechenden Instrument empfing . . .

An Debrois

11. Juli 1858. . . . Ich habe sehr schöne Tage in Weimar verlebt, vorzüglich aber auf der Altenburg bei der Fürstin Wittgenstein. Wie es sich mit Franz Liszts Musik verhält, kann ich als Laie nicht wissen; aber einen Kreis hat er um sich gebildet, wie ich auf Erden noch keinen sah. Mir war zumut, als ob ich mich „auf einer Insel in des Äthers Höhn" befände, so floß hier das individuellste Denken und Empfinden, wie Goldfäden, die nicht einen Augenblick vereinzelt für sich existieren, zur wunderbarsten Harmonie zusammen; es war noch das Spinnen des Menschen, aber ein Weben der Luft . . .

An Fürstin Karoline von Wittgenstein

12. Juli 1858. . . . Danken will ich Ihnen nicht; ich fange gar nicht an, denn ich wüßte nicht, wo ich aufhören sollte. Auch steh ich gern in Ihrer Schuld, während mich sonst eine Apfelblüte,

die der Wind mir aus dem Garten meines Nachbars zuführt, schon drückt. Wer könnte auch rechnen und zahlen wollen? Nur, wer das einzige nicht zu schätzen weiß! Aber sagen muß ich Ihnen doch, welche Empfindungen mich ergreifen, wenn ich an die Altenburg zurückdenke. Wie oft habe ich in meinem Leben schon ausgerufen: für die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts dichten, oder für die Fische malen, ist eines und dasselbe. Wie bitter habe ich es noch diesen Winter bereut, vielfältigem Bitten und Drängen nachgebend, meinen häuslichen Kreis überschritten und mich auf eine Vorlesung von „Mutter und Kind" eingelassen zu haben, obgleich der Beifall kaskadenmäßig auf mich hereinbrach! Wer erträgts, für das Element, das man mit allen teilt, gelobt zu werden, statt für die Form, für das neue Mischungsverhältnis, das man allein hat! Aber jetzt bin ich mit meinem Beruf ausgesöhnt. Denn ein so schönes Vertrauen, wie Sie und die liebenswürdigste aller Prinzessinnen mir bewiesen, ist reichlicher Lohn für jedes Martyrium, und ich habe soviel empfangen, daß ich der „stumpfen" Welt nicht bloß für die Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft vollen Ablaß bewilligen muß. Erblicken Sie hierin keine Phrase; meine Feinde haben mir schon öffentlich das Zeugnis gegeben, daß ich mich nie einer schuldig machte . . .

An Kuh in Wien

. . . über meinen Aufenthalt in Weimar sage ich Ihnen nichts, da Sie meine Briefe gelesen haben, was ich von mir nicht rühmen kann, denn ich habe sie bloß geschrieben und versiegelt. Ich hatte dort Stunden, worin der Unterschied zwischen Leben und Poesie vollständig verschwand, und ich würde kein schlechter Poet sein, wenn ich das, was ich in diesen empfing und gab, wiederzugeben vermöchte. Doch tut es auch nichts, wenn sich die Brust darüber, wie über einen wunderbaren Nibelungenhort zusammenschließt, der nur blitzen, aber nicht gehoben werden soll. Jetzt sitze ich wieder in altgewohnter Behaglichkeit unter den Meinigen und genieße, was ihre Liebe

Gmunden 25. Juli 1858.

mir alles zubereitet hatte, während ich abwesend war. Ich habe zunächst für ein großes, bequemes, schön austapeziertes Arbeitszimmer zu danken, das mir bereits ausnehmend zustatten gekommen ist: Nur ein Tisch und ein Stuhl, sowie ein Büchergestell stehen darin, und wenn ich auch Rothschilds Schätze hätte, so sollte nicht mehr hinein. Rosen und Lilien umspinnen die Fenster, mein Töchterchen hüpft fünfzigmal des Tags vorüber und haucht mir zuweilen, wenn ich gerade hinausschaue, einen Kuß auf die Lippen! . . .

An Prinzessin Marie von Wittgenstein

Ein goldnes Netz im vollen dunklen Haar,
dazu die Troddel, fremd und wunderbar,
mit Augen, die mich einst zu reinstem Glück
begrüßt auf Perugino's schönstem Stück,
als ich in Rom vor seiner Tafel stand
und Mond- und Sonnenstrahl zugleich empfand:
so schlägst du hier dem Meister still und stumm
am Instrument die heil'gen Blätter um,
der, Herr und Sklav des Tones, längst die Welt
und nun auch mich in seinen Banden hält.
Zwar horchst du selbst, doch rührst du dann und wann,
wie weihend, ihm die wilden Locken an:
Da ist's als ob er zwiefach Funken sprüht,
und zwiefach zünden sie mir im Gemüt! . . .

24. Aug. 1858. . . . Wie unendlich freue ich mich, Ihre Büste wohlbehalten bis auf eine unbedeutende, leicht wiederhergestellte Beschädigung des Piedestales in der Kiste vorzufinden! Dennoch überkam mich ein ganz eigenes Gefühl, als ich sie herausnahm, was ich natürlich keinem meiner Leute überließ. Dieser leichenblasse Gips und das blühende Leben, an das er erinnern will und auch wirklich erinnert. Es war ein Moment, den ich mich nur mit Mühe enthielt, poetisch zu gestalten . . .

Sie wissen, wie es kam, daß ich der Altenburg meine Nibelungen verleugnete. Hier sind sie jetzt in dem einzigen Exemplar, das ich besitze. Nicht ohne einen gewissen inneren Kampf sende ich sie ab, denn man behauptet, daß ich das Stück erträglich lesen kann, da selbst die Frauencharaktere sich bald zur höchsten Spitze des Pathos steigern, und ich begebe mich dadurch des Rechts, sie Ihnen vorzulesen, das Sie mir sonst vielleicht einräumen würden. Aber, wer weiß, ob das Leben so gefällig ist, mich sobald wieder mit Ihnen zusammenzuführen; im Traum, Sie werden lächeln, hatte ich schon in

Gmunden die Ehre, Ihnen einen Adler mit grüngoldblauem Gefieder vorzustellen, den ich gefangen hatte und der sich sehr anständig benahm, indem er sich an einem seiner Flügel, wie ein Mensch an der Hand, von mir zu Ihnen führen ließ! Wer weiß überhaupt, was geschieht? Darum leiste ich auf die schönste aller Kritiken, auf die unmittelbare, oft sogar unausgesprochene, Verzicht und lege Ihnen mein Manuskript zu Füßen. Ich bitte nur, daß es in Ihrem engsten Kreise bleibe . . .

O! auch Ihnen noch einmal meinen innigsten Dank für alles, für Ihren Brief, für jedes tiefe Wort aus Ihrem Munde, deren keines vergessen ist, für den Namen der Linde und für das rührende Zitat aus meiner Genoveva, durch das ich mich als Mensch und Dichter geehrt fühlte, wie selten in meinem Leben. Vielleicht, ja wahrscheinlich erinnere ich Sie da an Dinge, die Sie selbst nicht mehr wissen; der Paradiesvogel sieht die Federn nicht, die er fallen läßt, wenn er sich auch noch so leise schüttelt, aber unten hebt man sie sorgfältig auf.

2. Okt. 1858.

. . . Ihrer fürstlichen Mutter meinen tiefsten Respekt, dem Meister, dessen Chopin hier von Hand zu Hand geht und die allgemeinste Bewunderung erregt, den herzlichsten Gruß. Ihnen, durchlauchtigste Prinzessin, sollte ich mich nur als Ihr trés humble serviteur zu Füßen legen, denn Sie haben mich nicht nur einen großen Dichter genannt, sondern Sie sind auch grausam genug gewesen, mich „Ihrer aufrichtigen Bewunderung" zu versichern, und das auf Deutsch, nicht auf Französisch, was einen gewaltigen Unterschied macht.

Tagebuch 29. Nov. 1858.

Vor ein paar Tagen erhielt ich von Professor Peißner in Neuyork einen Brief, worin er mir anzeigte, daß Amalie Schoppe gestorben sei und mich im Namen ihrer amerikanischen Schülerinnen aufforderte, ihr eine Grabschrift zu setzen. Ich antwortete: — „Die Todesnachricht, die Sie mir jetzt mitteilen, war schon durch die Zeitungen zu mir gedrungen, und Sie, möchte ich sagen, haben

nur noch den Trost hinzugefügt, der in einem solchen Fall möglich ist. Denn die Verlängerung des Lebens in einem Zustande, der den Genuß, wie die Tätigkeit, auf gleiche Weise ausschließt, ist schwerlich ein Glück, und wenn auch ein ganz eigener Schauder den Menschen abhält, einem schwer und hoffnungslos Leidenden das Ende wirklich zu wünschen, so gelingt es ihm unter diesen Umständen doch leichter, seinen Schmerz zu unterdrücken, da er ihn für einen durchaus eigennützigen erklären muß. Darum wollen wir uns denn auch daran gewöhnen, unsere hartgeprüfte und noch ganz zuletzt, wie ich von Ihnen vernehme, schwer heimgesuchte Freundin Amalie Schoppe unter den Toten statt unter den Lebenden zu suchen, und uns auch in bezug auf sie der stillen Hoffnung getrösten, die der Instinkt des Geschlechts festhält, wie Verstand und Vernunft des einzelnen auch darüber denken mögen."
Ich schlug das Distichon vor:

„Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer,
ruht sie vom Leben selbst endlich im Tode sich aus."

Tagebuch 10. Dez. 1858. Gestern abend wurde ich durch einen häuslichen Vorfall stark an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert. Gleich nach unserer Hochzeit kauften meine Frau und ich bei einem Spaziergang über das Glacis ein kleines, gelbes Hündchen, das ein Schusterjunge feilbot. Es entwickelte sich allerliebst, blieb zwar aus Domestikengründen nicht lange im Hause, sondern wurde von der Schwiegermutter zu sich genommen, bewahrte uns aber eine große Anhänglichkeit und kam nach dem Tode der letzteren wieder zu uns zurück. Wahrhaft leidenschaftlich seiner Herrin ergeben, hatte es in ihrer Abwesenheit nicht Rast noch Ruhe; genau kannte es die Schlußzeit des Theaters und horchte, bis der Wagen vor der Tür hielt; mit einem rührend-fröhlichen Gebell stürzte es dann, ihr entgegen, die Treppe hinunter. Gestern sitzen wir, wie gewöhnlich, um 9 Uhr bei Tisch und rufen den Sindsal; er heult, aber er kommt nicht. Wir öffnen die Tür des Salons; er tappt hin

und her und findet den Ausgang nicht. Wir nehmen ihn, setzen ihn auf das Sofa und halten ihm Fleisch hin; er bemerkts nicht und schnappt erst zu, wenn er den Bissen riecht. Meine Frau sagt mit feuchten Augen: wenn er nur nicht blind geworden ist! Ich lache darüber, da ich ihn am Mittag noch munter auf meinen Ruf: Essen! Essen! hinter mir herspringen sah, aber ich drohe ihm mit der Hand, und er fürchtet sich nicht. Heute morgen scheint es sich traurig zu bestätigen; welch ein entsetzlich-rascher Übergang! Du armes Tier! Wie oft hast du mich durch ein anmutiges Bitten bei Tisch innig ergötzt, wie zierlich kratztest du mit deinem Vorderpfötchen auf den Tisch und ticktest deiner Herrin an Arm und Schulter! Ich mag mir selbst nicht gestehen, wie mich der kleine Vorfall ergreift!

Ich fühle mich jetzt unendlich zur Natur hingezogen; die 19. Febr. 1859.
Gedanken des Menschen verlieren Tag für Tag mehr in meinen Augen, und die Gedanken Gottes treten wieder in ihre Stelle. Man wird so von neuem Kind, aber mit Bewußtsein und darum für immer; man fühlt sich dem Urgrund eine lange Zeit durch die einzelnen Erscheinungen entfremdet, aber man kehrt zuletzt unbefriedigt wieder zu ihm zurück, weil man erkennt, daß nur er alles in allem bietet, wenn auch nichts so grell und bunt, daß Rausch und Wollust entstehen können. Dasselbe wiederholt sich in der Kunst, die immer die Probe des Lebens ist.

An Marie von Wittgenstein

Daß Ihnen statt eines Goldfingers deren fünf an der 25. April 1859.
Rechten sitzen, ahnte ich längst; Ihr letzter Brief lieferte mir nur den glänzendsten Beweis. Er ist so ganz allerliebst, daß er den unwürdigen Empfänger nur in Verlegenheit setzen konnte, in eine sehr angenehme allerdings, aber doch in Verlegenheit. Denn für seltne Gaben wünscht man sich dankbar bezeigen zu können; was hätte ich aber zu bieten, das auch nur einigermaßen adäquat wäre? Sie schicken mir einen farbigen

blitzenden Libellenflügel, dessen magische Charaktere nicht bloß etwas bedeuten, sondern in ihrer leuchtenden Gestalt gleich an sich etwas sind. Mir ist Ihre Zauberkraft versagt, ich kann ein Blatt Papier durch flüchtige Berührung nicht so wunderbar verwandeln, es ist und bleibt Papier und ob es gewinnt oder verliert, wenn ich Buchstaben darauf male, ist die Frage. Da tu ich am besten, mich jedes Versuchs zu begeben, Ihnen wett zu werden und mich darauf zu beschränken, ganz einfach Ihre Wünsche zu erfüllen. Nicht aber ohne Ihnen vorher wenigstens in Worten dafür zu danken, daß Sie mir eine Ihrer übermütig-schönsten Stunden schenken mochten. Denn Sie müssen in einer köstlichen Stimmung gewesen sein, als Sie mir diesmal schrieben, und haben in dem Wäldchen, auf das Sie von Ihren Fenstern herabsehen, gewiß keine Spur mehr von Eis und Schnee erblickt; Ihr Kommentar zum Pfingstprogramm ist einzig und hat mich für acht Tage glücklich gemacht.

Hierbei also in wortgetreuer Abschrift die Briefe von Robert Schumann an mich, einen einzigen ausgenommen, der sich mit den Privatverhältnissen einer dritten Person beschäftigt und nichts Mitteilungswertes darbietet. Ob meine Antworten noch vorhanden sind, weiß ich nicht; jedenfalls befinden sie sich im Besitz der Witwe. Ich hoffe, Sie werden mein kurzgefaßtes Benehmen bei meiner Zusammenkunft mit dem unglücklichen Komponisten nicht mehr zu hart verdammen, wenn Sie diese Korrespondenz gelesen haben. So dringend zum Rendezvous eingeladen zu sein und dann vor einem verschlossenen Schrank zu stehen: es war doch gewiß zu viel für einen Menschen, der nie den Anspruch erhob, in der christlichen Tugend der Geduld zu exzellieren. Jetzt beklage ich es freilich sehr, daß wir einander nicht näher gekommen sind, und habe diese Blätter nicht ohne tiefe Rührung aus meinen Papieren zusammengesucht. Aber ich konnte damals nicht anders handeln, ohne meine ganze Natur zu verleugnen, denn Schumann war nicht bloß ein hartnäckiger, sondern auch ein unangenehmer Schweiger, er schien ebensowenig zu hören,

als zu reden. Denken Sie sich die Szene, wie er mit völlig ausdruckslosem Gesicht, vorübergebeugt und in sich zusammengeduckt, auf dem Sofa neben mir saß und fragen Sie sich, ob ich nicht verzweiflungsvoll wieder aufspringen mußte! Wenn ich, der ich keine Note kenne und nie eine Taste berührte, ihm auf seinem Klavier etwas vorgespielt hätte, würde er sich etwa so an mir amüsiert haben, wie ich mich an ihm . . .

An Klaus Groth

. . . Der Himmel hat mich, ich muß es dankbar anerkennen, für die erste Hälfte meines Lebens aufs reichlichste durch die zweite entschädigt, und vor allem durch die Frau, die er mich finden ließ, als ich dem Grabe näher war, wie dem Brautbett, denn ich kam als ein Schatten aus Italien zurück und auf dem Schiff wurden Wetten angestellt, ob ich noch ein ganzes oder nur ein halbes Jahr vor mir habe . . . 1. Mai 1859.

Wenn ich mich mit einem Tier beschäftige, so habe ich es mit einem Gedanken der Natur zu tun, und mit einem unergründlichen, denn wer gelangt zum Begriff des Organismus? Wenn ich mich aber mit einem Menschen einlasse, der nicht ein höchstbedeutender ist, so dresche ich leeres Stroh, denn die Natur spricht nicht mehr unmittelbar durch ihn, und er selbst hat nichts zu sagen. Ja, selbst dem bedeutendsten Menschen gegenüber ist das Tier relativ im Vorteil, denn es spricht den Gedanken seiner Gattung rein und ganz aus; welcher Mensch aber täte das? Tagebuch Sommer 1859.

An Marie von Wittgenstein

Nicht bloß Bücher haben ihre Schicksale, sondern auch Briefe, ja diese noch viel mehr. Sie ahnten nicht, als Sie Ihr letztes schönes Blatt fliegen ließen, daß Sie mir nicht bloß einen neuen Beweis Ihrer Liebenswürdigkeit geben, sondern auch ein Werk der Barmherzigkeit üben würden. Das war aber der Fall, denn Sie schenkten es einem Gefangenen und wenn der Wind oder ein freundlicher Vogel in einen wirklichen Kerker eine seltene Blume hineingeworfen hätte, so hätte Gmunden 10. Juli 1859.

sie durch Farbe und Duft keine größere Freude verbreiten können. Ich war und bin nämlich Zimmerarrestant und muß einmal wieder dafür büßen, daß ich mich nicht entschließen kann, kleine Übel zu respektieren, um zu verhüten, daß größere daraus werden. Zeigen Sie mir daher, wenn Sie dies lesen, ja kein „hold Erbarmen", denn ich verdiene es nicht; wer einer Fußverrenkung ihre vierundzwanzig Stunden Ruhe vorenthält, der wird mit Recht für vierzehn Tage eingesperrt und muß sich obendrein von seinem eigenen Arzt verhöhnen lassen. Freilich trifft die Strafe mich härter, wie jeden anderen, denn ich habe nur Gedanken, wenn ich mich bewege, aber eine Stufe, die den Menschen bessern soll, muß ihn ja empfindlich treffen, und vielleicht bessre ich mich noch, so spät es auch ist. Ich freue mich nur, daß ich mich nicht durch Schmerzen und ärztliche Ratschläge abhalten ließ, nach Gmunden zu gehen. Wir halten hier das göttlichste Wetter, ich verliege fast meinen ganzen Tag angesichts des Traunstein, unter einem schattigen Apfelbaum, und die Lilien und Rosen meines Gärtchens sind so schön, daß ich mich nicht enthalten konnte, die Stöcke zu umarmen, als ich sie zuerst erblickte . . .

An Uechtritz

Gmunden 25. Juli 1859.

. . . Wo ist der schöne Frühling, in dem ich Veilchen pflückte und Dutzende von Hexametern schrieb! Der jetzige Frühling hat mich anders behandelt; ich bin in den Orden der Gichtbrüchigen eingetreten, habe drei Wochen liegen müssen, wie ein krumm geschossener Soldat und genieße noch jetzt Kinderfreuden, indem ich Milch trinke und Gehen lerne . . .

An Christine

Weimar 5. Sept. 1859.

Jetzt sitze ich im Erbprinzen wieder an demselben Sekretär, an dem ich Dir im vorigen Jahre die Briefe schrieb, und im Tintengeschirr liegt noch dasselbe Stück Lack, mit dem ich sie siegelte. Am Samstagabend um fünf Uhr traf ich ein und ging sogleich, nachdem ich mich in einen leidlichen Zustand versetzt hatte, auf die Altenburg. Ein scheuerndes Mädchen

sagte mir, daß Liszt spazieren gegangen, und daß die Fürstin nach Berlin verreist sei; sehr unmutig entfernte ich mich wieder, ohne nach der Prinzessin auch nur zu fragen, da ich voraussetzte, daß sie die Mutter begleitete. Ich ging in den Park, die Jenaer Straße hinauf, betrachtete mir Goethes kleines Haus am Stern, hinter dem das unsrige in Gmunden wenig zurücksteht, suchte die übrigen Reliquien auf und kehrte erst bei Anbruch der Nacht in meinen Gasthof zurück. Ein Reisewagen hielt vor der Tür und die Kellner standen mit Lichtern am Schlag; als sie mich erkannten, meldeten sie mir, die Prinzessin Wittgenstein habe schon vor einer Stunde geschickt und lasse mich bitten, heraufzukommen. Ich war anfangs unschlüssig, ob ich so spät noch gehen sollte, ging zuletzt aber doch und fand sie mit ihrer Gesellschafterin allein bei der Lampe, das blasse Gesicht nicht, wie im vorigen Jahr, von einer Wolke dunkler Locken umgeben, sondern das Haar zurückgestrichen. Das machte sie mir schon etwas fremd, denn der Mensch, der sich selbst täglich verändert, prätendiert, daß sich um ihn herum nichts verändern soll; ich merkte aber auch bald, daß sie etwas auf dem Herzen hatte. So war es auch; als die Miß Anderson sich für einen Augenblick entfernte, teilte sie mir mit einer rührenden Verlegenheit mit, daß sie den größten Entschluß ihres Lebens gefaßt und ihre Hand vergeben habe. Die Szene war höchst eigentümlich, und ich werde sie so bald nicht vergessen; es sprach keine glückliche Braut, die alles zu erlangen hofft, sondern ein gebrochenes, opferbereites Wesen, das viel zu verlieren fürchtet, und ich fühlte mich auf die seltsamste Weise an die Einkleidung der Nonne in Gmunden erinnert. So ist es auch; sie hat mir gestern, Sonntag, wo ich oben saß, in einem stundenlangen Gespräch unter vier Augen mit unbegrenztem Vertrauen und nicht ohne bittre Tränen die nackte Situation auseinandergesetzt, und wenn sie auch vielleicht zu viel wagt, so gereicht ihr Entschluß und ihr ganzes Benehmen ihrem Charakter doch im höchster Grade zur Ehre. Ihr Verlobter ist der Fürst Hohenlohe, Adjutant des Kaisers von Österreich, sie kommt

schon Anfang November nach Wien, und ich bin überzeugt, sie wird Dein ganzes Herz gewinnen. „Bleiben Sie mir gut" — sagte sie beim Abschied, „denn wahrscheinlich gehe ich noch heute fort, da ich die Wartburg sehen und einige Tage in Dresden bleiben möchte — und beurteilen Sie Konstantin mild." Daß dies alles unter uns bleibt, versteht sich von selbst; ich freue mich außerordentlich über ihren entschlossenen Schritt, so bedenklich er auch in mancher Beziehung ist, denn wie es war, durfte es nicht bleiben. Gestern abend gelang es mir, Dingelstedt und Liszt wieder zusammenzubringen; hätte ich geahnt, daß sie beide hier seien, wäre ich gar nicht gekommen, nun aber habe ich ein Werk vollbracht, wie Johanna von Orleans, als sie den Herzog von Burgund und den König Karl miteinander versöhnte. Heute fahren sie mit mir, wenn das Wetter nicht Einspruch tut, nach Eisenach auf die Wartburg; da denke ich sie noch enger miteinander zu verkitten. Die Dingelstedt läßt Dich herzlich grüßen. Schreibt mir nun nicht mehr; Eure Briefe, die unterwegs sein müssen, werde ich wohl heute erhalten. Wie freue ich mich, ins Nest zurückzukriechen; „die Welt ist gar so weit!" Euer altes Nuz.

An Dingelstedt

5. Okt. 1859. . . . Freund Gutzkow suchte ich, wie Du mir auf die Seele bandest, redlich auf, es bekam mir aber schlecht. Er wußte mir beim Glase Bier nichts Angenehmeres anzutun, als daß er Emil Kuh, von dem er sehr wohl weiß, daß er seit zehn Jahren in meinem Hause aus- und eingeht, einmal über das andere einen „höheren Kommis" nannte. Als ich das nicht so hingehen ließ und ihn zurechtwies, klagte er über Mangel an griechischen Sitten; wahrscheinlich kennt er einen verlorengegangenen Gesang der Ilias, worin Diomed sich schadenfroh die Hände reibt, weil er Glaukos für einen Kutscher erklären hört. Mir ist das tiefste Erbarmen als letzter Ausdruck geblieben; man muß weit gekommen sein, wenn man einen jungen Autor erst brieflich um ein Urteil ersucht und nachher auf ihn schimpft, weil es nicht nach Wunsch ausfällt. Ich brauche Dir nicht zu sagen,

daß ich, wenn sich irgend ein Weg zeigte, für Gutzkow etwas Nachhaltiges zu tun, aus allen Kräften und mit Freuden dafür wirken würde . . .

An Sigmund Engländer in London

. . . Glauben Sie aber ja nicht, daß der Weg durchs Leben mir mit Rosen bestreut gewesen ist. Ich kam nur durch Resignation zum Frieden, ich lernte meinen Sarg nach und nach als Bett betrachten, begnügte mich aber allerdings, darin zu schlafen und brachte mich nicht um, obgleich man mir Gift und Dolch mithineingegeben hatte. Was hätte ich Ihnen hierüber alles zu erzählen, wenn wir einmal wieder zusammen auf Ihrem oder meinem Sofa säßen! Schreiben läßt sich dergleichen nicht; man fällt dabei zu leicht in ein Pathos, das ungebührlich ist, weil man ja im Grunde die Geschichte jedes Menschen, der höheren Interessen lebt, nicht aber etwas Unerhörtes, mit einer Privatadresse Versehenes zu berichten hat . . . 2. Jan. 1860.

Bei der letzten Vorstellung des Lear war ich mit Emil Kuh im Theater; es sind keine drei Wochen. Die Vorstellung regte uns beide an zu lebhaftem Gespräch. Gestern abend sah ich Lessings Emilia Galotti; Emil Kuh kam auch, saß dicht vor mir und grüßte mich nicht. Es war für mich die Reprise des Lear, nur, daß er diesmal nicht auf der Bühne, sondern im Parterre spielte. Ich habe durch diesen Menschen, wegen dessen ich mich noch vor einigen Monaten mit Gutzkow auf Tod und Leben entzweite, weil er ihn einen Kommis nannte, schweres Unrecht erlitten und gründlich erfahren, wie bitter der Undank ist. Aber ich habe es mir, obgleich ich vierzehn Tage lang keine Nacht schlief und dem Typhus nahe war, doch dadurch zu versüßen gewußt, daß ich es als eine Art von Kompensation für das Unrecht betrachtete, daß ich selbst begangen haben mag, und dadurch wirkliche Erleichterung gefühlt. So liegt der Gedanke der Buße in der Menschenseele. Tagebuch 1. Febr. 1860.

Emil Kuh hatte 1858, nach zehnjährigem Verkehr mit Hebbel, an diesen geschrieben: „Wenn ich auf das verflossene Dezennium zurückschaue, so däucht es mir, als ob ich eine zweite Wiege erblickte, an der nicht meine Mutter, sondern an der Sie gestanden. Auch Sie erzählten mir lange Geschichten, die ich für Märchen hielt; ich lief und stolperte in Ihrer Nähe, ohne zu ahnen, daß irgend jemand die Füße anders zu brauchen vermöchte; Sie straften und unterwiesen mich, allein mein Gehorsam war Furcht, kein Erkennen, und jede neue Stufe, die ich erklomm, war mir unbegreiflich wie die erste. Das Dasein, Menschen und Dinge, starrten mich Jahre hindurch mit einem seltsamen Janusgesicht an, denn die Kindheit und meine Jünglingsepoche widersprachen von Grund aus den Verhältnissen und Anschauungen, auf welche ich in den Verkehr mit Ihnen trat. Ich hatte mich nicht nur aus den allgemein-menschlichen Schalen und Häuten herauszuarbeiten, sondern auch die traditionellen, nationalen und familiären Hülsen abzustreifen, die meine Geburt und Erziehung mit sich brachten; ich glich eigentlich einem Seiltänzer, der auf Ihrem wilden, arabischen Pferde den Zirkus umkreist und zugleich die verschiedenartigsten Vermummungen von sich wirft, in denen er das Roß bestiegen hat." Hebbel war Emil Kuhs Schicksal. Das Leben des großen Mannes hatte dämonische Gewalt über ihn und überschattete sein eigenes, und wenn Emil Kuh starb, als er die Biographie des Meisters gerade bis zu seinem Bruch mit ihm geführt hatte, so erscheint das fast wie eine mystische Notwendigkeit. Bei dem Bruch zwischen den beiden Männern kann nicht von Schuld in gewöhnlichem Sinne gesprochen werden, er war tragisch bedingt. Wir kennen Emil Kuh, namentlich aus seiner Biographie Hebbels, als eine vornehme und unendlich feinfühlende Natur, als einen weitblickenden Menschen, der seiner Zeit weit voraus war in tiefer Erkenntnis der Bedeutung von Geistern wie Hebbel, Schopenhauer, Gottfried Keller und Eduard Mörike, und der eine solche Kunst der Sprache und der Interpretation ästhetischer Eindrücke besaß, daß man diese Eigenschaft als eine wirklich schöpferische anzusprechen geneigt ist. Hebbel hatte also seine tiefste Freundschaft einem Würdigen geschenkt, der nicht aus schwächlicher Unselbständigkeit, sondern mit der Kraft der Hingabe sein Vertrauter, sein Schüler und Jünger war. In dem mitgeteilten Briefe Kuhs und der oben zitierten Stelle liegt vorbereitet, was solchem edelsten Verhältnis dennoch schließlich ein Ende bereiten mußte. Hebbel hat einmal gesagt, er fresse Menschen. Wenn dieser Einsame einmal eine ergebene Seele fand, so bemächtigte er sich ihrer völlig, und sie mußte die großen Reichtümer, die sie erhielt, mit ihrer Freiheit zahlen. Den ersten wahren Freund Hebbels, Emil Rousseau, hat der Tod, fast wie

ein gütiges Geschick, vor der vollen bitteren Erkenntnis bewahrt; der andere Emil, der sich in Hebbel verlor, hat alle Leiden im Banne dieser großen, diktatorischen, oft wild stürmenden und in jähem Zorn gebietenden Natur ausgekostet. Seine Hingabe ist bis zu jener letzten Grenze gegangen — wenn die überschritten wird, so verliert die Hingabe für den andern ihren Wert, und wenn sie nicht überschritten wird, so kommt es zum Bruch. Hätte Kuh sich nicht gerettet und die Gaben des Meisters, von seinem persönlichen Bann befreit, in selbständiger Entwicklung verarbeitet, so hätte er ihm nicht das unvergängliche Denkmal setzen können, durch das er jede etwaige Schuld gesühnt hat.

Hebbel hat den Verlust Emil Kuhs, mit dem die Jugend selber von ihm Abschied zu nehmen und der Reichtum des Daseins ihn zu verlassen schien, nie verwunden. „Wenn nur Kuh da wäre!", rief er oft, „er war der einzige, mit dem ich reden konnte! Auf tausend Meilen hat er mich verstanden." Erst als er auf dem Sterbebette lag, hat er den Freund wiedergefunden und sich mit ihm ausgesöhnt.

Wie lange und in welcher Weise der Schmerz um den Verlorenen in ihm wütete, beweist der am 23. Mai 1863 gedichtete

Epilog zu Shakespeares Timon von Athen

Was schiltst und fluchst du, Timon von Athen,
auf Gott und Welt, als wär dir viel geschehn?
Was hat sie dir getan, die edle Schar,
die Tag und Nacht um dich vereinigt war?
Sie leerte treu den schäumenden Pokal,
so oft du winktest, bei dem Jubelmahl,
sie nahm den Perlenschmuck von deiner Hand
und auch das purpurfarbge Prachtgewand,
sie sammelte dein Silber und dein Gold
und hielt es fest, als dus zurückgewollt.
Du spieltest die Fortuna ohne Horn
und bist am Ziel: was soll dein blöder Zorn?
Was dir auch durch die schlaffen Finger rann:
Kein Tropfe deines Schweißes saß daran,
du warfst es weg, als schafft es dir nur Pein,
dir war es nichts, was konnt es andern sein?
Der Wein, der jetzt in fremden Adern pocht,
ward nicht in deinen eignen ausgekocht,

du strömtest keine von den Tränen aus,
die sich im Meer versteint zum Perlenstrauß,
und auch das Gold, das sie von dir geerbt,
ward nicht in deinem Blute rot gefärbt.
Du hast, erkenne reuig deine Pflicht,
viel abzubüßen, doch zu rächen nicht.
Nein, gib ein Gastmahl wie der Pelikan,
und das nicht bloß, wenn deine Kinder nahn,
zerschlitze, reinster Großmut dir bewußt,
mit eignen Händen dir die volle Brust
und tränke mit dem besten Lebenssaft,
der dir entquillt in deiner höchsten Kraft,
den Menschen-Igel, der sich an dich hängt,
wie sich das Rädertier zum Wasser drängt;
wirf deine Blitze in das leere Hirn,
setz deine Lichter vor die flache Stirn,
beseele einen zweiten Erdenkloß,
und wird dein Adam endlich stark und groß,
so nimm als Lohn den ersten Keulenschlag
von ihm entgegen, den er führen mag.
Und trinke drauf zum vollen Dank ein Gift,
das Vipern tötet, weil es übertrifft,
was die erzeugen, aus dem Hefenrest
der heiligen Vergangenheit gepreßt,
den auch der Tag, verlebt im Paradies,
wie Blumen Staub und Asche, hinterließ.
Auch dann noch halte deinen Fluch zurück,
doch merk dir, wenn zu spät auch für dein Glück:
Du kannst auf Erden keinem eine Tracht
vom Rücken nehmen, ohne ihm die Macht
zu geben, eine doppelt schwere Last
dir selber aufzulegen, und er haßt
den Retter meistens von der Stunde an,
wo er den Helferarm entbehren kann!

Am 22. März vollendete Hebbel „Die Nibelungen". „Eben, abends 7 Uhr," heißt es im Tagebuch, „schreibe ich die letzten Verse von Kriemhilds Rache nieder. Draußen tobt das erste Frühlingsgewitter sich aus, der Donner rollt, und die blauen Blitze zucken durch das Fenster, vor dem mein Schreibtisch steht." Das Nibelungenlied hatte Hebbel zuerst im Garten der Amalie Schoppe gelesen, seine Frau hatte er zuerst in Raupachs Nibelungenhort gesehen. Ihr widmete er jetzt die Dichtung:

Meiner Frau

Ich war an einem schönen Maientag,
ein halber Knabe noch, in einem Garten
und fand auf einem Tisch ein altes Buch.
Ich schlug es auf, und wie der Höllenzwang,
der, einmal angefangen, wär es auch
von einem Kindermund, nach Teufelsrecht,
trotz Furcht und Graun, geendigt werden muß,
so hielt dies Buch mich fest. Ich nahm es weg
und schlich mich in die heimlichste der Lauben
und las das Lied von Siegfried und Kriemhild.
Mir war, als säß ich selbst am Zauberborn,
von dem es spricht: die grauen Nixen gossen
mir alle irdschen Schauer durch das Herz,
indes die jungen Vögel über mir
sich lebenstrunken in den Zweigen wiegten
und sangen von der Herrlichkeit der Welt.
Erst spät am Abend trug ich starr und stumm
das Buch zurück, und viele Jahre flohn
an mir vorüber, eh ichs wiedersah.
Doch unvergeßlich blieben die Gestalten
mir eingeprägt, und unauslöschlich war
der stille Wunsch, sie einmal nachzubilden,
und wärs auch nur in Wasser oder Sand.
Auch griff ich oft mit halb beherztem Finger,
wenn etwas andres mir gelungen schien,
nach meinem Stift, doch nimmer fing ich an.
Da trat ich einmal in den Musentempel,
wo sich die bleichen Dichterschatten röten,

wie des Odysseus Schar, von fremden Blut.
Ein Flüstern ging durchs Haus, und heilges Schweigen
entstand sogleich, wie sich der Vorhang hob,
denn du erschienst als Rächerin Kriemhild.
Es war kein Sohn Apolls, der dir die Worte
geliehen hatte, dennoch trafen sie
als wärens Pfeile aus dem goldnen Köcher,
der hell erklang, als Typhon blutend fiel.
Ein lauter Jubel scholl durch alle Räume,
wie du, die fürchterlichste Qual im Herzen,
und grause Schwüre auf den blassen Lippen,
dich schmücktest für die zweite Hochzeitsnacht;
das letzte Eis zerschmolz in jeder Seele
und schoß als glühnde Träne durch die Augen,
ich aber schwieg und danke dir erst heut.
Denn diesen Abend ward mein Jugendtraum
lebendig, alle Nibelungen traten
an mich heran, als wär ihr Grab gesprengt,
und Hagen Tronje sprach das erste Wort.
Drum nimm es hin, das Bild, das du beseelt,
denn dir gehörts, und wenn es dauern kann,
so seis allein zu deinem Ruhm und lege
ein Zeugnis ab von dir und deiner Kunst!

An Debrois

7. Juni 1860. Allerdings, mein lieber Debrois, steht Ihr Brief im schneidendsten Widerspruch mit allem, was Sie im letzten Vierteljahr gesagt und getan haben. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich angemessen finde, mit Ihnen darüber zu rechten. In Erinnerung rufen will ich Ihnen nur, daß ich Ihnen mein Haus bloß auf Ihren gegen meine Frau dringend ausgesprochenen Wunsch wieder öffnete, und bemerken muß ich Ihnen, da Sie mir die Wiederaufnahme der persönlichen Beziehungen in Aussicht zu stellen scheinen, daß ich fortan für Sie ein Mann bin, der schon jenseits des Styx wandelt, an dem ich ja auch wahrscheinlich um ein beträchtliches früher

anlangen werde, wie Sie. Das schließt natürlich ein anständiges Benehmen bei einer zufälligen Begegnung und einen literarischen Gefälligkeitenwechsel nicht aus, indem wenigstens ich mich nicht bewogen fühle, der Schadenfreude des Pöbels, der immer jubelt, wenn menschliche Verhältnisse höherer Art auseinandergehen, ein Schauspiel aufzuführen.

Sie und Ihr Freund, in dessen Namen Sie teilweise mitreden, haben die fetten zehn Jahre der Produktion, der nie stockenden Lebensfülle, der Gesundheit und des Glücks, mit mir geteilt. Nun die magern vor der Tür stehen, nun Alter, Krankheit, Lebensüberdruß und so weiter sich melden, wenden Sie mir den Rücken und beziehen sich dabei auf eine Charaktereigenschaft, die Sie am ersten Tage entdecken mußten, und die mich, je nachdem man den hohen oder den niederen Stil liebt, den unschädlichen Dämonen oder den gutmütigen Polterern anreiht, da ich in meinen nordischen Berserkeranfällen, die ich keineswegs zu leugnen oder zu beschönigen gedenke, noch nie zum letzten Wort gekommen bin, ohne, wie Sie beide recht gut wissen, mir selbst zu sagen: Das ist ja alles nicht wahr! und jede mögliche Genugtuung zu geben. Sie wählen für Ihren Rückzug den Moment, wo ich mich, Ihres Freundes wegen, in Zeugengegenwart, auf Tod und Leben mit dem mächtigsten Schriftsteller des Tages entzweit, ja den Krieg mit ihm begonnen habe, und wo ich mich Ihretwegen mit dem dritten in unserem früheren Bunde, mit Glaser, fast überworfen hätte, weil ich mir in meiner Teilnahme für Sie einbildete, er habe sich bei Gelegenheit Ihres Konzertunternehmens nicht tätig genug gezeigt. Das sind Tatsachen, die durch keine Dialektik der Welt beseitigt oder alteriert werden können, und die ich bloß fixieren will. Aus Achtung vor Ihnen und Ihrem Freund, sowie vor mir selbst, möchte ich nicht annehmen, daß auch der Klatsch sein schmutziges Gewicht mit in die Wagschale gelegt hat; doch habe ich Grund, der Sache zu erwähnen und jede mir etwa beigemessene Äußerung und so weiter ausdrücklich für niederträchtige Verleumdung zu erklären, die mit dem in Widerspruch steht, was von mir zu erwarten war.

Dies zur Erwiderung, sowie zum Abschluß eines Verhältnisses, das ich nicht suchte, das die letzten zehn Jahre, in denen man überhaupt noch engere Verbindungen anknüpft, bei mir ausfüllte und das manchen, der sich möglicherweise auch mit in den Winter des Lebens hineingewagt hätte, von mir fernhielt. Gern füge ich jedoch das Zeugnis hinzu, daß Sie anständig von mir Abschied genommen haben; auch will ich, nach allem, was Sie mir jetzt mitteilten, und was Sie mir freilich mündlich nicht hätten vorenthalten sollen, gern glauben, daß Ihr Freund es nur aus verzeihlicher Unsicherheit anders gemacht hat. Ich scheide daher in Frieden und ohne Groll von Ihnen beiden und beklage nur mein Kind, das bei dieser Gelegenheit etwas früher, als mir lieb ist, den Unbestand alles Menschlichen kennen lernt. Der Versicherung, daß ich Sie in Kunst und Poesie immer auf meiner Seite erblicken werde, bedurfte es nicht, da ich das Gegenteil bei Ihrem vorgerückten Alter für unmöglich halte; Ihren Dank gebe ich Ihnen aber von Herzen zurück, denn auch ich habe die Anregungen, die mir der um mich versammelte jugendliche Kreis so oft gewährte, nicht vergessen, und ich werde sie nicht ohne Schmerz entbehren.

Den bängsten Traum begleitet
ein heimliches Gefühl,
daß alles nichts bedeutet,
und wär uns noch so schwül.
Da spielt in unser Weinen
ein Lächeln hold hinein,
ich aber möchte meinen,
so sollt es immer sein!

An Glaser

Wir sind in Gmunden bei bestem Wohlsein und leidlichem Wetter eingetroffen, und haben unser kleines Nest um ein Beträchtliches bequemer und behaglicher vorgefunden, als es ehemals war. Wenn der Um- und Ausbau eben so solide ist, als er sich dem Auge gefällig und zierlich darstellt, so bin ich meiner Frau aufrichtig zu Dank verpflichtet und werde mich auch am Ende noch erbitten lassen, die Kosten zu bezahlen. . . . Ich schreibe Ihnen jetzt aus einem Balkonzimmer, das auf schlanken, wenn auch gerade nicht ionischen Säulen ruht; der See schimmert schwarzblau aus Schilf und Ried hervor, der Traunstein schaut durch die Kronen meiner Äpfel- und Birnbäume, die freilich um einige ihrer Zweige gekommen sind, und die Jungfrau läßt allmählich ihren Schleier fallen, so daß wir auf einen halbwegs guten, vielleicht sogar auf einen schönen Tag rechnen dürfen. In unsrer Abwesenheit ist unser Garten das Asyl der sämtlichen Vögel von Orth geworden, wie eine befreundete Dame uns sagte; sie tritt eines Abends etwas spät noch hinein, um vom Pavillon aus den Mondschein zu genießen, wie sie sich dem Eingang aber nähert, rauschen ihr Hunderte aufgescheucht entgegen, die auf dem runden Tisch für die Nacht ihr Lager aufgeschlagen hatten und flattern ängstlich hinaus. Kann es ein anmutigeres Bild geben? . . . Gmunden 4. Juli 1860.

An Christine

. . . So bin ich denn fast nur herumgelaufen, und in der Regel ganz allein, und überall begegnen mir die „Schatten längst vergangener Zeiten". Hier entstand dies Gedicht, dort jenes; ich treffe fast keinen Stein, der mir nicht etwas zu sagen hätte. Dazwischen dann das Neue, was für das menschliche Gefühl, welches am Alten hängt, etwas Unverschämtes hat; Kirchen, wo einst Spiel- und Trockenplätze waren, Straßen wo Bäume standen! Und die Menschen! In den Arkaden, wo einst Schelling mit dem pfiffig-stumpfen Silenkopf herumstolzierte, wo Görres, in einen schmierigen Schafspelz ge- München 5. Nov. 1860.

hüllt, einherschlich und Franz Baader, zusammengeschnurrt, wie eine putzige Figur aus Gummielastikum, seinen Meditationen für Jacob Böhme nachhing, lauter neue Aspiranten der Unsterblichkeit! Statt der Mystiker und Philosophen zur Abwechslung einmal Chemiker und Geschichtschreiber, und ebenso siegestrunken, ebenso zukunftsgewiß, wie diese; ich glaube, der einzige Mensch, der auf Erden noch an sich zweifelt, bin ich. Ich muß beständig an den Ballsaal denken; der Tanz hört nicht auf, aber die Lichter brennen nieder und werden umgetauscht. Mein Freund Gartner hatte ehemals Elfenbeinzähne; jetzt sind sie ausgefallen. Sein Bruder, jünger wie ich, und noch vor acht Jahren Landrichter, ist stockblind; das eine Auge ist ihm bei einer verunglückten Operation ausgelaufen; das andere will er an eine zweite nicht wagen, obgleich es ihm so auch nichts hilft. Versetze Dich einmal in den Seelenzustand dieses Mannes; wer ihm eine Zeitung vorliest, schenkt ihm ein Almosen. Und wie man auseinander wächst! Ich fragte Gartner, der sehr musikalisch ist und einst auch Sinn für Poesie hatte, wie ich meinen Abend wohl in Augsburg hinbringen könne. Er meinte, es seien höchst merkwürdige Spinnmaschinen dort! Ganz so, als ob er mir ein interessantes hebräisches Buch zur Nachtlektüre empfohlen hätte! . . .

Paris 14. Nov. 1860. . . . Ich bin seit meinem ersten Pariser Aufenthalt um volle sechzehn Jahre älter geworden und empfinde es sehr stark. Der große Guckkasten reizt mich nicht mehr, wie früher, und Zwecke habe ich hier nicht und kann ich hier nicht haben. Übrigens interessiert es mich doch, das Paris, das ich kannte, mit dem Paris, das der Napoleonide hergestellt hat, zu vergleichen und es läßt sich nicht verkennen, daß er im großen Stil arbeitet. In Deutschland würde der bloße Plan so viel Zeit kosten, wie hier die ganze Ausführung, und der Witz, den ich in Stuttgart hörte, daß es gut sei, wenn die Franzosen über kurz oder lang ihren Kaiser fortjagten, weil wir ihn dann aufnehmen könnten, ist so übel nicht. Unglaublich ist es auch, wie die schon immer so reichen Sammlungen sich ver-

mehrt haben; man wird an den Magnetberg erinnert, der alles Eisen der Welt an sich zog, wenn man sie durchwandert. Einen ganz eigentümlichen Eindruck hat das Assyrische Museum auf mich gemacht; die Kunst, die diese kolossalen geflügelten Rosse und die übrigen, alles Maß der Phantasie überschreitenden Ungeheuerlichkeiten ins Leben rief, scheint auf ein anderes Geschlecht, als das menschliche, zu deuten. In mir erwachte, als ich vor diesen trotzigen Überbleibseln von Ninive stand, der kleine Knabe, der in Wesselburen die Bibel las und sich den furchtbaren Untergang der riesigen Stadt auf seine kindische Weise ausmalte. Doch es ist so unermeßlichen Schätzen gegenüber gar nicht nachzukommen: man hat ein Gefühl, als ob man an einer Tafel, auf der Millionen von schäumenden und überquellenden Flaschen stehen, auf Sturmwindsflügeln vorübergeführt würde. Wundern wirst Du Dich, wenn ich Dir sage, daß ich volle drei Tage lang in Paris nach einer Nähnadel suchen mußte, bis ich sie endlich auf der Karre eines Juden fand. Die Deinige war mir verloren gegangen, und ich brauchte eine neue, weil mir die Hose an einer sehr unangenehmen Stelle geplatzt war. Aber ich fragte überall umsonst, und war in nicht geringer Verlegenheit, bis ich zum Ziele kam. Ebensolange brauchte ich, bevor ich Bamberg fand, den ich erst gestern aufstöberte. Heute, ich schließe den Brief nachmittags, habe ich bei der Tochter des Restaurateurs gegessen, bei dem ich früher immer mein bescheidenes Diner einzunehmen pflegte; ich erzählte Euch oft von dem kleinen Mädchen, das mit zehn oder zwölf Jahren die Wirtschaft schon so gut versah. Der Vater ist gestorben und sie setzt das Geschäft, wie ich eben von Bamberg erfuhr, an einem andern Ort fort. Wie alt muß ich geworden sein, denn wie alt ist dieses Kind von ehemals geworden! Ich hätte sie so wenig wiedererkannt, wie sie mich; sie saß am Fenster und nähte, ein etwa dreijähriger Knabe kramte am Tisch. Wie fliegt doch alles vorüber! Kaum langsamer, wie die Wolkenbildungen, die Figuren, Tiere und Bäume, am Himmel . . .

An Pfarrer Lück in Wolfskehlen

Hebbel hatte ihn auf einer Reise kennen gelernt.

16. Okt. 1860. Sie möchten mich dem positiven Christentum näherbringen, als Sie mich ihm gestellt glauben. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihr Motiv auf keine Weise verkenne! Aber ich habe über denselben Gegenstand schon vor Jahren mit meinem Freunde Friedrich von Uechtritz eifrig korrespondiert, ohne daß es mehr als einen Waffenstillstand zur Folge gehabt hätte. Ich stehe durchaus in keinem feindlichen Verhältnis zur Religion, wie Sie selbst sehr richtig bemerken; das ist auch bei einem Dichter, und Sie erklären mich für einen solchen, nicht wohl möglich, wenn er anders den Namen verdient und nicht zu der französischen Zwittergattung gehört, denn Religion und Poesie haben einen gemeinschaftlichen Ursprung und einen gemeinschaftlichen Zweck, und alle Meinungsdifferenzen sind darauf zurückzuführen, ob man die Religion oder die Poesie für die Urquelle hält. Ich muß mich nun für die Poesie entscheiden und kann so wenig in den religiösen Anthropomorphismen, wie in den philosophischen Doktrinen etwas von den großen poetischen Schöpfungen spezifisch Verschiedenes erblicken; es sind für mich alles Gedankentrauerspiele, in denen bald die Phantasie, bald der Intellekt vorschlägt, bis beide sich im reinen Kunstwerk durchdringen und in gegenseitiger Sättigung zusammenwirken. Damit verschwindet denn für mich der christliche Gottmensch, wie der griechische und persische, oder vielmehr, sie treten in die symbolische Sphäre zurück, ohne daß die neuere Bibelkritik, die Straußsche zum Beispiel, mir diese erst hätte erschließen müssen, denn sie ist der Anfang aller Kunst und dürfte auch, nur in verwandelter Gestalt, ihr Ende sein. Sollte Ihnen das zu profan klingen, so erwägen Sie, daß ich ja von der Religion nicht geringer, sondern von der Poesie, der Allumfasserin, nur höher denke; jedenfalls glaube ich nicht, daß es einen Dichter geben kann, dem die universellen Formen des Dramas und des Epos zu Gebote stehen, und der zu der positiven Religion ein anderes Verhältnis hat. Calderon werden Sie mir nicht einwenden wollen;

es fehlt ihm eben das Beste, wenn man ihn in Herz und Nieren prüft. Es ist nun freilich wahr, daß auch diejenigen Dichter, die uns hier allein beschäftigen dürfen, den religiösen Anschauungen und Empfindungen nicht selten einen Ausdruck verleihen, der den Gläubigsten nicht allein befriedigt, sondern ihm sogar in seinem eigensten Wesen ganz ungeahnte Tiefen öffnet. Das rührt aber nicht daher, weil der Poet in solchen Momenten gewissermaßen mit ihm zum Abendmahl geht, sondern, weil ihm das Geheimnis des Lebens anvertraut ist, weil er, immer den rechten Mann vorausgesetzt, instinktiv jede Existenz in ihrer Wurzel und jedes Moment einer Existenz in seinen allgemeinen und besonderen Bedingungen ergreift, und davon sind die religiösen natürlich nicht ausgenommen. Er ist also darum ebensowenig Christ, weil er dem Christen seine Sehnsucht erklärt und verklärt, als er gerade verliebt zu sein braucht, weil er den Liebenden über sein Herz belehrt; er ist einfach der Proteus, der den Honig aller Daseinsformen einsaugt (allerdings nur, um ihn wieder von sich zu geben), der aber in keiner für immer eingefangen wird. Wer diesen Standpunkt festhält, der würde sich nicht wundern, wenn der Hamlet und der standhafte Prinz[1] einen und den nämlichen Verfasser hätten; wer ihn aus den Augen läßt, der muß über die Widersprüche des Poeten außer sich geraten und ihn in gut vulgärem Sinn für charakterlos erklären. Es sind aber die Widersprüche der Welt, die trotz ihrer des bindenden und regelnden Mittelpunkts nicht entbehrt, wenn man ihn auch auf keine Formel zurückführen kann! — Hierbei muß ich es bewenden lassen; Sie werden wenigstens meinen guten Willen nicht verkennen, mich mit Ihnen zu verständigen. Ich gehe nie ohne Kampf und Widerstreben in diese Dinge ein und kümmere mich für mich selbst eigentlich ganz und gar nicht um die Pole, zwischen denen meine Existenz sich dreht; die geistige Zeugung geht, wie die leibliche, am besten im Dunkeln vonstatten, und auch der Dichter erfährts erst von der Hebamme, ob seine Kinder männlichen oder weiblichen Geschlechts sind.

An König Max II. von Bayern

11. Dez. 1860. Eure Königliche Majestät haben allergnädigst geruht, mir den Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst zu verleihen und mir die Insignien desselben am gestrigen Tage zustellen zu lassen. Es ist dies eine Auszeichnung, die jeden Künstler, auch den vom zweifellosesten Verdienst und vom gerechtesten Selbstbewußtsein, mit Stolz erfüllen und zu ewiger Dankbarkeit verpflichten müßte. Ich, der ich mich nur auf ein ernstes und heiliges Streben und einen reinen Willen berufen kann, muß einen Lohn darin erblicken, der weit über meinen Anspruch hinausgeht und der mir für alle Zeiten um so unschätzbarer sein wird, als ich Bayern von jeher als meine geistige Heimat und München, wo ich drei Jahre lang unter unsterblichen Lehrern den Studien oblag, als meinen zweiten Geburtsort betrachtet habe. Aber um so tiefer bin ich der Gnade Eurer Königlichen Majestät verschuldet, und um so mehr fühle ich mich gedrungen, meinen Dank für die mir zuteil gewordene Huld durch das Gelübde auszusprechen, fortan mit noch größerem Eifer, wie bisher, um die Krone zu ringen, von der es, zum Trost der Unterliegenden, wohl auch heißen darf, daß viele berufen, aber wenige auserwählt sind.

An Dingelstedt

19. Dez. 1860. Lieber alter Freund! Als Dein Briefchen bei mir eintraf, hielt ich den Maximilians-Orden nur noch für einen Zeitungspuff, denn meine Begegnung mit den Münchnern auf meiner Durchreise nach Paris war nicht allzu freundlich. Seitdem ist das blaue Band mit dem großen goldnen Stern jedoch wirklich bei mir eingetroffen, und ich habe dem König herzlich dafür gedankt, da dies Ehrenzeichen schon deshalb einen ganz besonderen Eindruck auf mich machte, weil es aus einer Stadt kam, in der ich dritthalb Jahre als armer Student, bald mit diesem, bald mit jenem Ringelhäubchen, herumgelaufen bin. Die Vergangenheit hat überhaupt eine sehr große Gewalt über mich, und da sie für mich nicht die freundlichste war, so ist das recht heilsam, indem sie mich mit manchem Übel

der Gegenwart aussöhnt, was ich ohne die Vergleichung vielleicht nicht so gut ertragen würde. Für den Burschen, der im Jahr 1837 an schwülen Sommertagen im Englischen Garten am Chinesischen Turm sein Bier trank, stehe ich ein, daß er, wenn er im Geist den Herrn Doktor Hebbel mit dem Maximilians-Orden erblickt hätte, ganz gewiß nicht an die Identität mit seiner eigenen werten Person gedacht, sondern höchstens von fabelhafter Ähnlichkeit gebrummelt haben würde. So ist das Leben; bald bringt es weniger, als der Mensch erwarten durfte, bald auch mehr, und mir hat es mehr gebracht . . .

An Lück

Verehrter Herr und Freund! Auf Ihrem Standpunkt sind Sie des persönlichen Gottes und des unsterblichen Menschen gewiß; auf dem meinigen ist alles Geheimnis, und jeder Versuch, das Welträtsel zu lösen, ein Gedankentrauerspiel, nicht, wie Sie mich korrigieren, bloßes Drama und noch weniger Hymnus. Auf welcher Seite sich die größere Demut findet, lasse ich dahingestellt, obgleich Stolz und Eigensucht bei dem, der weiß, daß er gar nichts weiß, unmögliche Eigenschaften sein dürften; daß es keine Verständigung gibt, wenn nicht der Mangel an Übereinstimmung wohlfeilerweise auf gewissenlosen Leichtsinn oder grobe Unwissenheit zurückgeführt wird, leuchtet ein. Es ergibt sich daraus von selbst, daß ich, ohne das Geistreiche und Eigentümliche Ihres Ideenganges zu verkennen oder zu unterschätzen, auf das Materielle der Frage nicht weiter eingehen kann; ich weiß die Bibel, zu deren Lesung Sie mich ermahnen, von Jugend auf halb auswendig, und mir ist auch schwerlich irgend eine der bedeutenderen protestantischen oder katholischen Kirchengeschichten entgangen, aber Ihre religiösen Tatsachen sind und bleiben mir Anthropomorphismen. Dagegen muß ich mir erlauben, unser persönliches Verhältnis in dieser Angelegenheit, das mir durch Ihren letzten Brief ein wenig verschoben scheint, wieder zurechtzurücken. Sie sagen nämlich im Eingang, Sie hofften, daß

21. Jan. 1861.

ich „Ihrer ehrlichen Überzeugung und Ihrem wahrheitliebenden Denken ebensowohl Berechtigung zugestehen würde, wie meinem eigenen“ und kommen am Schluß darauf zurück. Es handelt sich ja aber nicht um Ihre Denkfreiheit, sondern um die meinige; ich habe Sie nicht darüber zur Verantwortung gezogen, daß Sie glauben, was ich nicht glaube, sondern Sie mich darüber, daß ich nicht glaube, was Sie glauben. Ich habe mich einfach verteidigt, und schon das hätte ich, ohnen Ihnen ihrendwie zu nahe zu treten, ablehnen können, denn jeder Bekehrungsversuch ist ein Griff in Herz und Eingeweide hinein, und ich brauche mir das Kitzeln mit einem Seziermesser nicht darum gleich gefallen zu lassen, weil derjenige, der es ansetzt, es in guter Meinung tut. Ich habe mich weiter in meiner Verteidigung auch des leisesten Gegenangriffs enthalten, und, obgleich ich den Dichter sprechen ließ, da Sie diesen angeredet hatten, mir keineswegs ein künstlerisches Privilegium zu erschleichen gesucht, sondern mir bloß das allgemeine Menschenrecht, auf dem das ganze Prinzip der Reformation beruht, reserviert. Nichtsdestoweniger verfahren Sie, als ob es sich geradezu umgekehrt verhielte. Ich habe Sie nicht auf die Philosophen, Kritiker und Naturforscher verwiesen, die mein „hieroglyphisches Bekenntnis“, wie Sie meinen Brief nennen, allenfalls kommentieren könnten; Sie ersparen mir, als ob bei meiner Konfirmation etwas versehen wäre, nicht einmal das „kurzgefaßte Religionsbuch“. Meine Versicherung, daß ich in keinem feindlichen Verhältnis zur Religion stehe, die obendrein nur an Ihre eigene Bemerkung gleichen Inhalts angeknüpft wurde, begleiten Sie mit der Glosse: „sie wird sich dafür zu bedanken haben“. Mein Geständnis, daß ich nicht ohne Kampf und Widerstreben auf die Grundprobleme eingehe, erklären Sie für „bequem und indifferent“. Ich gebe Ihrem kalten Blut (Sie reden selbst von Ihrer Hitze und Ihrem Eifer) die Würdigung solcher Glossen und Abfertigungen anheim. Meinem Freunde Friedrich von Uechtritz stellen Sie einen „ganzen Menschen“ gegenüber, als ob Sie wüßten, daß er selber keiner wäre, und als ob ich diesen ganzen

Menschen seiner Konfession halber gleich aufs Christentum zurückführen und einräumen müßte, daß er nur durch dies zustande kommen könne. Aus Goethe wird unter Ihrer Feder „Herr von Goethe“ aud aus seinem Abendseufzer[1], der nichts ausdrücken will, als das Christen, Juden, Heiden und Türken gemeinsame Gefühl, was auf den erschöpften und erschöpfenden Tag zu folgen pflegt, ein Verzweiflungsruf nach Bethlehem und Golgatha hinüber. Bei mir entdeckten Sie „Widerwärtigkeit“ gegen das positive Christentum, die doch darum nicht gleich vorhanden zu sein braucht, weil ich nichts Ausschließliches darin finden, sondern es nur als ein Symbol neben anderen Symbolen betrachten und ehren kann. Es kommen sogar Ausdrücke, wie „titanenhaft-aristokratischer Stolz“, weil ich sage, daß der Dichter auch dem Gläubigsten Befriedigung zu gewähren, ja Ungeahntes zu bieten vermag, ohne in solchen Momenten gewissermaßen mit ihm zum Abendmahl zu gehen, wobei Sie augenscheinlich die bildliche Wendung, die ebensogut dem Judentum oder dem Mohammedanismus hätte entlehnt werden können, in einen faktischen Protest gegen einen Akt der christlichen Kirche verwandeln. Doch, es sei hiermit genug; ich will den Spieß nicht umkehren, ich will gern annehmen, daß Sie in Ihren religiösen Überzeugungen unerschüttert geblieben sind, obgleich Sie sich mit dem Gegensatz so vertraut gemacht haben, als ob Ihnen alles daran gelegen gewesen wäre, sie loszuwerden. Erweisen Sie mir dieselbe Gerechtigkeit; auch ich habe mir die Arbeit nicht erspart. Übrigens verstehen sich Demut und Bescheidenheit, sowie unbedingte Unterordnung und Unterwürfigkeit unter das große Ganze überall von selbst, wo man etwas Tüchtiges will; das Gegenteil ergibt sich nur da, wo man sich im Leeren herumtreibt, und wird dann ebensowenig durch das christliche Prinzip, wie durch ein anderes, erstickt, denn es ist völlig gleichgültig, ob der hohle Mensch sich bläht, weil er „weiß, was not tut“, oder ob er als „Lichtfreund“ oder „Pantheist von der neuesten Fasson“ mit einem grünen Band von Paulus oder einem roten von Feuerbach herumstolziert. —

— Gewiß können wir jetzt Frieden schließen, oder vielmehr auf den alten Friedensfuß zurückkehren. Mein Standpunkt hat nichts Ausschließliches, ich ehre einen jeden und lasse es ganz dahingestellt, wer den besseren hat; ich will nur nicht von dem rohen Zufall der Geburt, der dem Menschen seine Religion anweist, und den er nicht korrigieren kann, ohne das allen Völkern gemeinsame und äußerst schwer ins Gewicht fallende Vorurteil gegen Renegaten hervorzurufen, sein zeitliches und ewiges Heil abhängig gemacht wissen. Die absolute Philosophie gebe ich Ihnen von Herzen preis, wenn ich es auch an ihr schätzen muß, daß sie selbst in ihren ärgsten Verirrungen nur den intelligiblen Menschen angreift, nicht, wie die absolute Religion, den moralischen, denn wenn Hegel jemand das Begriffsvermögen abspricht, so liegt in dem angeschuldigten Mangel zugleich die Rechtfertigung, wenn demselben Individuo aber die Sünde gegen den heiligen Geist vorgeworfen wird, so gibt es keine Rettung mehr, denn der absichtlichen Verstockung muß die Verdammung folgen. Friedrich Schlegel erklärte seinem Freunde Tieck einmal, die himmlischen Gestirne würden dereinst zusammenrücken und in der Form des Kreuzes auf die Erde herabblitzen; ob er bei Tieck damit etwas ausrichtete, weiß ich nicht, aber für mich würde auch das, wenn es plötzlich geschähe, nichts weiter sein, als eine zufällige Konstellation der Himmelslichter, über die ich mir bei der Astronomie Rats zu erholen hätte. Ebensowenig freilich kümmert es mich, wenn der Philosoph mir versichert, er habe den Ring Salomonis wieder aufgefunden und trage ihn am Finger; wie seine Diamanten auch funkeln und schwache Augen blenden mögen, ich weiß, daß kein Talisman darunter ist, weil keiner darunter sein kann. Dabei verkenne ich durchaus nicht, daß mein Standpunkt sein Gefährliches hat, denn wenn es auf der einen Seite feststeht, daß die Welt jeden großen Fortschritt nur durch Individuen machte, welche, seien es nun Religionsstifter, Feldherrn oder Künstler, das Gesetz aus sich selbst nahmen und mit den Zuständen und Anschauungen brachen, die sie vorfanden, so läßt es sich auf der

andern Seite nicht leugnen, daß das Prinzip scheußliche Karikaturen erzeugt, die sich wohl gar, wie der blöde Sand, in ihrem Dünkel zu Weltrichtern aufwerfen. Aber, genau besehen, werden das immer Nachbeter sein, die, sobald sie die Theorie in Praxis umzusetzen suchen, der bürgerlichen Gesellschaft verfallen, während, wenn man ein Absolutes für Millionen aufstellt, die schlimmsten Triebe der menschlichen Natur unter heiligem Deckmantel rasen und ungestraft von der einzelnen Ketzerverfolgung zur Bekehrung oder Vertilgung ganzer Völker durch Feuer und Schwert fortschreiten können, wie die Geschichte es uns schaudernd lehrt. Es steht daher ein Unendlich-Kleines dem Unendlich-Großen gegenüber, und da ist die Entscheidung leicht. Doch wozu mehr! Wir sind im Grunde ja einig. Auch ich halte es für schwerer, das Vaterunser zu beten, als alle Schlachten Napoleons zu gewinnen, ja, ich bezweifle es stark, daß es auf Erden schon gebetet worden ist, aber freilich nur wegen seiner ethischen Voraussetzungen, die ich nicht ausschließlich vom Christentum abhängig machen kann, wenn dieses ihnen auch in diesem Gebet für alle Zeiten eine unübertreffliche Fassung gegeben hat. Wenn ich sagte, dem Dichter sei das Geheimnis des Lebens anvertraut, so dachte ich allerdings nicht, wie Sie auch selbst schon bemerken, ans Wissen, sondern ans Können, nicht ans Erklären, sondern ans Hinstellen, und eins hängt im geistigen Gebiet so wenig, wie im physischen, vom andern ab, hier aber macht jedermann die Erfahrung, daß er frisches Blut in Zirkulation setzen kann, ohne den Blutumlauf zu kennen wie Haller. Goethes Gedicht „Friede"[2] entstand, um auch diese Kleinigkeit zu berichtigen, 1789, also in seinem vierzigsten Jahre, wo er die größten seiner Taten noch vor sich hatte, nicht hinter sich; es kann daher nicht gut etwas anderes ausdrücken, als das, was ich ihm unterlegte. —

[1] und [2] „Wanderers Nachtlied" („Der du von dem Himmel bist . . .") Es entstand schon 1776.

Tagebuch Gmunden 14. Juli 1861. Es wäre undankbar, von Gmunden abzureisen, ohne des überaus herrlichen Wetters zu gedenken, dessen wir uns mit kaum einer Ausnahme vom ersten bis zum letzten Tage erfreut haben. Immer Gold und Himmelblau, dazwischen, wie noch gestern abend, ein imposantes Gewitter oder ein Sturm, dann wieder, als ob nichts geschehen wäre, die alte ungetrübte Herrlichkeit. Nur die Stürme waren jedesmal außerordentlich stark und erhoben sich zu verherenden Orkanen, welche die dicksten Bäume, wie dürres Schilf, abknickten, so daß sie, wie grüne Leichen, herumlagen, wohin man trat. Den ersten erlebten wir in Traunkirchen, glücklicherweise unter Dach, im Gasthof zum Stein; ich sah zum erstenmal in meinem Leben Regen*strahlen*, die, wie Säulen, von dem hineinblasenden Winde zerbrochen und umhergeschleudert wurden, und eine Reihe hochgewachsener Pappeln bückte sich bei jedem Stoß so tief, wie Federn auf dem Jägerhut, mit denen der frische Hauch des Morgens spielt. Der zweite brach eines Sonntags mittags kurz vor dem Essen aus, nachdem ich eben vom Baden zu Hause gekommen war; ich sah durchs Fenster in mein Gärtchen hinaus und bemerkte, daß ein alter Birnbaum, der dicht davor steht, so gezaust wurde, daß die Erde sich spaltete. In einer Stunde war alles aus, und wir konnten das Schlachtfeld beim schönsten Sonnenlicht in Augenschein nehmen. Ganz wunderbar war der dritte, der eines Abends stundenlang mit einem Gewitter kämpfte, das sich entladen wollte; er jagte es wohl dreimal an der Himmelswölbung herum, zuweilen pausierend, aber augenblicklich wieder mit vollen Backen ansetzend, wenn sich ein Blitz hervorwagte oder eine Regenwolke brach, und nicht ablassend, als bis er es hinter den Traunstein getrieben hatte, wo der Kampf sich meiner weiteren Beobachtung entzog. — Die Wirtstochter in Ebenzweier, die mir zum großen Ergötzen der Anwesenden glaubte, als ich ihr erzählte, ich hätte in Triest einen Sturm erlebt, der den Leuten auf der Straße nicht bloß die Hüte, sondern auch die Köpfe abgerissen habe . . .

An Christine

. . . Die alte Witwe meines Lehrers Dethleffen in Altona habe ich auch schon aufgesucht; sie ist viel kleiner geworden, nämlich ganz zusammengekrümmt, übrigens aber munter und vor Not geschützt. Wenn ich meine Bekannten von ehedem sehe, habe ich oft ein Gefühl, als ob sie schon bis ans Knie in die Erde gesunken wären und mit den Armen zappelten, wie die kleinen Kinder im Wasser; die älteren mein ich, die mir in den Jahren voraus sind . . . Hamburg 17. Okt. 1861.

Nun habe ich Holstein bereits im Rücken; ich war gestern in Rendsburg und sah meinen Bruder, seit zwanzig Jahren zum erstenmal! Weiter gehe ich nicht hinein und mache über den Ort, wo meine Wiege stand, jetzt für immer ein Kreuz; ich würde fast nur noch Gräber treffen, und allenfalls hier und da einen Maulaffen. Daß ich aber wirklich nach Rendsburg gekommen bin, ist mir sehr lieb. Hamburg 19. Okt. 1861.

. . . Ich nahm mir zur Betrachtung des Orts natürlich nicht viel Zeit, sondern eilte nach der Straße, wo ich meinen Bruder zu finden glaubte. Er hatte aber nicht bloß seine Wohnung gewechselt, sondern auch die Stadt mit dem Lande vertauscht, und eine zahnlückige alte Frau wies mich auf ein Dorf hinaus, das über eine Stunde entfernt war. Was sollte ich machen? Ich ließ mir den Weg beschreiben, so gut es ging, und begab mich auf den Marsch. Bald war ich in der tiefsten Einsamkeit, wie mein Heideknabe[1], kein Wanderer begegnete mir, links und rechts grasende Ochsen und Kühe ohne Hirten, weil sie durch Hecken und Wälle verhindert sind, ihre Weideplätze zu verlassen, den widerspenstigen Sand unter meinen Füßen. Aber ich hatte mehr Glück, wie gewöhnlich, ich fand das rechte Dorf, das diesseits eines kleinen Gehölzes liegt, und ein Pflüger bezeichnete mir das Haus. Als ich um die Ecke bog, erblickte ich einen ältlichen Mann, der vor seiner Tür Holz hackte; ein verwittertes Gesicht, jedoch noch von starkem Haarwuchs eingezäunt, sah verwundert zu mir auf,

als ich nähertrat, selbst noch zweifelnd, aber doch bald aus Falten und Runzeln die Jugendzüge hervorklaubend. Ich streckte die Hand aus und sagte: Johann! natürlich plattdeutsch; er ließ sein Beil fallen, schlug sich auf seine Knie, fuhr sich durch das Haar, brach in ein konvulsivisches Gelächter aus, genug, tat alles, was ich wohl in einem Moment freudigschmerzlicher Überraschung zu tun pflege, und war gar nicht wieder ruhig zu machen. Den Kopf schüttelnd und die Hände reibend, führte er mich dann hinein; ich trat durch eine kleine Küche in eine Stube, die in Räumlichkeit und Meublement nicht schlechter, vielleicht, wie er selbst wenigstens meinte, etwas besser war, wie die ehemalige unserer Eltern. Seine Frau, eine Bäuerin, wie unsere Hausverwalterin in Gmunden, entschuldigte die Unordnung, in der ich alles fände, aber erst morgen sei Sonnabend; sie war viel gelassener, und erbot sich, Kaffee zu machen, was ich nicht um die Welt abgelehnt hätte, obgleich ich wohl wußte, welch ein Zichorien-Absud mich erwarte. Der kleine Konrad war nicht zu Hause, er holte Brot; die Katze, die in solchen Familien nie fehlt, lag im Bett, Titis hölzerner Kuckuck stand auf dem Schrank, mein Bruder begann darauf zu blasen. Der Kaffee erschien und war nicht ganz untrinkbar, frische Ziegenmilch dazu, von zwei Ziegen gewonnen, die ihm selbst gehören, und die ich nachher in ihrem kleinen Stall besuchte, die Nachbarskinder liefen zusammen und guckten neugierig ins Fenster, die Erwachsenen traten in ihre Türen. Endlich kam auch das Kind, ein hübscher blonder Knabe, der hell und klar aus seinen großen Augen schaut; er war scheu, wie ein Vogel, und kaum durch einen Silbertaler zum Nähertreten zu bewegen, schlüpfte auch gleich wieder fort und guckte nun von außen mit hinein. Auch mein Bruder verschwand, als ich mich nach ihm umsah, traf ich ihn in der Küche, wo er sich rasierte und die Haare schnitt; ich hatte ihn nämlich gebeten, mich nach Rendsburg zurückzubegleiten, und er meinte, er sei dazu denn doch zu struppig. In der Hast schnitt er sich mehr als dreimal mit seinem stumpfen Messer, und stopfte die Wunden wieder mit

Löschpapier. Nach Verlauf von ungefähr anderthalb Stunden machten wir uns auf den Rückweg; er in dem alten steyrer Rock, den ich ihm im Frühling schickte, einen zerdrückten Sommerhut auf dem Kopf, und Stiefeln an den Füßen, die kaum noch zusammenhielten. Bittre Armut; ein kleiner Haufen Kartoffeln unter dem Ofen, und Ehestreit darüber, ob für das nächste Geld noch mehr Kartoffeln angeschafft werden sollten, oder Holz und Torf. Mein Bruder war für die Kartoffeln, seine Frau für die Feuerung; ich fürchte den Hunger — sagte er — und sie den Frost. Daß ich den Streit beilegte, kannst Du Dir denken. Dabei, damit dem rührenden, ja, ehrlich gestanden, tief erschütternden Bilde zur Milderung und Dämpfung das Komische nicht fehlte, unterwegs von seiner Seite die Versicherung, er habe die Frau vor der Verheiratung nie mit Augen gesehen, ein Tischler habe ihm zur Zeit des Kriegs vorgeschlagen, sich mit ihr zu verbinden, und da er dadurch als Militärpflichtiger gleich um fünf Jahre älter und des Dienstes quitt und ledig geworden sei, habe er geantwortet: meinetwegen! übrigens sei er auch ganz gut mit ihr zufrieden. In Rendsburg mußte ich einen Augenblick bei einem seiner Freunde eintreten, ich schlug es anfangs ab, weil ich den Grund nicht erriet, und er sagte nichts weiter, dann fragte ich: „Sähest dus gern?" und er antwortete: „Ja, ja, der Mann erfährt doch, daß du hier gewesen bist, und er hilft mir zuweilen aus." In meinem Gasthof ließ ich (ich war selbst noch nüchtern) etwas zu essen geben; bei einem Glase Bier lebte er ordentlich wieder auf und gab manchen seiner alten humoristischen Funken von sich, wie zum Beispiel den: „Heute ist der Erntetag der Juden, denn die armen Leute ziehen aus." Sonst ist er schrecklich zusammengebrochen und hat ein ganz krampfhaftes Wesen; es geht in Holstein, wie in Gmunden, alles wird ausgeführt, die Stockjobber schwellen an und die übrigen dörren zusammen, wie Regenwürmer im Sande. Fleisch kennt er nicht mehr; immer Kartoffeln und auch die stiehlt einer dem andern vom Felde. Das ist der Güterkreislauf der Nationalökonomen; ich habs immer

gewußt und gesagt. Dabei hat er den Ehrgeiz unseres Vaters, der seine Armut auch ängstlich versteckte, wie der Geizhals seinen Schatz, und der gern hungerte, wenn der Nachbar ihn nur für satt hielt. So sagte er beim Bier: „Nicht wahr, unsre Stube ist recht nett? Hast du bemerkt, daß Friedrich der Große an der Wand hängt? Ich habe auch den Einzug in Paris!" Als ich einpackte, bat er mich um eins der seidenen Taschentücher, das zerrissen war. Ich fragte: „Du willst es deiner Alten wohl mitbringen?" Er erwiderte: „Das nun wohl auch, ja, aber es ist mehr der Leute wegen! Ich werde sagen: das ist sein schlechtestes." Auch das Nichtkommen nach Gmunden ist durch die große Not einfach gelöst; gleich konnten sie nicht gehen, denn das Kind war wirklich verletzt, und nachher war kein Geld mehr da. Im Feuer haben sie viel verloren; sie hatte sich eine Ausstattung zusammengedient, und die ging drauf. Sie lassen alle grüßen; de lüttje Kunrad de grote Tiene". Beim Abschied mußte ich durchaus seinen Handstock zum Andenken mitnehmen . . .

[1] In der Ballade „Der Haideknabe".

Berlin 26. Okt. 1861. Mein allerteuerster kleiner Pinscher! Ich danke Dir von Herzen für Deinen wunderschönen Brief; ja wohl, so wollen wirs halten, immer herunterschauen, nie hinauf, und nichts wünschen, als Gesundheit und Lebenskraft. Aber habe ich Dir je die Geschichte meines ersten kleinen Pinschers erzählt, weißt Du, warum ich Dir gerade in den Stunden des Überfließens in inniger Liebe und Verehrung seinen Namen beilege? Denke Dir das zierlichste, zarteste aller Hündchen, das mitten im Winter, weil ich es in München nicht zurücklassen wollte, den weiten Weg von München nach Hamburg mit mir machen mußte, und zwar zu Fuß. Es würde das rührendste Idyll geben, wenn ich Dir den Kampf zwischen der angeborenen Reinlichkeitsliebe des Tierchens und seinem Abscheu vor dem Schmutz der Straßen, zwischen seinem in so rauher Zeit wahrlich doppelt gerechtfertigten Bequemlichkeitstrieb und seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn schildern

wollte! Besonders ein Moment ist mir unvergeßlich. Ich war zu Mittag eingekehrt, hatte selbst ein Glas Bier getrunken und dem kleinen Pinscher eine Suppe geben lassen, und brach wieder auf. Es hatte mittlerweile stark zu schneien angefangen, und das Tierchen wollte nicht fort, es schmeichelte, es trotzte, es verließ das Wirtshaus zwar am Ende, aber es rannte spornstreichs wieder dahin zurück und bellte mir nach. Als es jedoch sah, daß ich mich nicht daran kehrte, sondern weiterging, schied es auch seinerseits von der warmen gastlichen Stelle und humpelte hinter mir her, aber höchst verdrießlich, und für die Liebkosungen, mit denen ich es überhäufte, völlig unempfindlich. Wir kamen auf eine Chaussee, eine Menge Steine lag an der Seite und bildete einen fortlaufenden Damm, der das kaum fußhohe Hündchen vor dem Ungestüm des Wetters schützen konnte, auch trennte es sich von mir und setzte seine Reise hinter dem Damm fort. Aber jeden Augenblick guckte es mit seinem gelben Köpfchen ängstlich herüber, und spähte, ob ich auch noch da sei, und das rührte mich so tief, daß dieser kleine Pinscher von dem Moment an das Symbol der Treue für mich wurde, und daß ich das Höchste und Herrlichste, so wunderlich es für den, der die Geschichte nicht kennt, auch klingen mag, mit seinem Namen nenne! . . .

Dresden 1. Nov. 1861.

. . . So lebe denn wohl und erwarte dein altes, graues, auf seiner Weltfahrt vollkommen verwittertes, ja bis auf das Herz, das sich, wie jener Tropfen Wein im tausendjährigen Faß, jung und glühend erhielt, versteinertes Nux.

Tagebuch Wien 6. Nov. 1861.

Der gestrige Abend war ein sehr trauriger für uns alle; unser Liebling Herzi-Lampi-Schatzi ist verschieden, kaum drei Jahre und einige Monate alt. Erst zwei Tage bin ich von einer Reise zurück, alle meine kleinen Zwecke habe ich erreicht, eine neue, schönere Wohnung hat mich empfangen, aber ich wollte, das alles wäre anders, und das liebe Geschöpf lebte noch. Wieder etwas vorüber, und diesmal etwas Himmelschönes, das so nicht wiederkehrt! Wen die Gattung für das

Individuum zu entschädigen vermag, der ist gegen jeden Verlust gedeckt; ich kenne keine Surrogate, ich liebe das Individuum, und dies Tier war so einzig, daß es jedermann wie ein Wunder vorkam, und mir wie eine Offenbarung der Natur. Ich glaube jetzt an den Löwen des Andronikus, an die säugende Wölfin der Römer, an die Hirschkuh der Genoveva, ich werde nie wieder eine Maus oder auch nur einen Wurm zertreten, ich ehre die Verwandtschaft mit dem Entschlafenen, sei sie auch noch so entfernt, und suche nicht bloß im Menschen, sondern in allem, was lebt und webt, ein unergründliches göttliches Geheimnis, dem man durch Liebe näherkommen kann. So hat das Tier mich veredelt und meinen Gesichtskreis erweitert; wenn ich nun aber gar die Unsumme von Freude und Heiterkeit aufzählen sollte, die es für seine paar Nüsse und seinen Fingerhut voll Milch ins Haus brachte, so würden wir wie arme Schächer dastehen, die ihre Schuld nie bezahlen können. Daß ein Hund sein eigenes Geschlecht verleugnet und sich dem Menschen anschließt, ist man gewohnt; daß aber auch ein Eichkätzchen es tut, daß es dem Menschen seine Händchen entgegenbreitet, wenn er ins Zimmer tritt, daß es sich liebebedürftig zeigt und, wenn man es küßt, den Kuß mit seinem süßen Samtzüngelchen erwidert, das ist wunderbar! Wie an einen Traum denk ich schon jetzt, wo die kleine Leiche noch im tiefstem Frieden zwischen meinen Fenstern liegt, an das Tier zurück; wie Fragmente eines Traums will ich zu meinem ewigen Gedächtnis die Erinnerungen an seine kurze Laufbahn, denn es hätte noch drei bis vier Jahre um mich herumhüpfen können, trotz meiner Rührung und Erschütterung, aufzeichnen. Aber zunächst sein Ende. Bei meiner Zurückkunft war Schatzi lustig und gesund, er spielte noch um den Fikustopf herum und wühlte sich in die Blumenerde ein, doch fand ich ihn noch ebenso grau, wie bei der Abreise, wenn nicht grauer, anstatt wieder braun, wie ich gehofft hatte. Lustig und gesund blieb er auch bis zum Mittag des fünften, auch da fehlte ihm noch nichts, nur wollte er nicht essen, als ich ihn aus seinem Bettchen nahm, was jedoch oft vorkam, ich

kümmerte mich daher auch nicht darum, scherzte mit ihm, trug ihn herum, hielt ihn den abräumenden Mägden vor, küßte ihn, ach, zum letztenmal! und ging in mein Zimmer. Als ich zum Kaffee gerufen wurde, sagte mir meine Frau, daß er sich mehrmals, wohl zwanzigmal, erbrochen habe, wimmernd aus seinem Bettchen im Korb hervorsteigend, um es ja nicht zu verunreinigen, dann mit Begierde kaltes Wasser schlürfend und wieder zurückschlüpfend. Ich fand ihn ruhig und wollte ihn nehmen, er glitt aber rasch aus meiner Hand wieder in seine Tücher, und ich ließ ihm seinen Willen, damit er sich wieder gesund schlafe. Um fünf ging ich ohne alle Unruhe fort, um sechs fuhr meine Frau ins Theater, um neun kamen wir alle beide zurück. Als wir das Kind nach ihm fragten, sagte es: er ist still, er schläft, ich glaube es wenigstens! Ich griff, noch ohne Angst, in den Korb, und er war kalt, steif und tot! Fürchterliches Gefühl, wenn sich ein heißes, warmblütiges Geschöpf in ein Amphibium verwandelt hat! Dann erfuhren wir, er habe gegen sieben noch einmal leise gewimmert, gezuckt und sich gestreckt, auch noch einmal sein großes schönes Auge geöffnet und die Hand meines Töchterleins ein wenig geleckt; darauf sei er eingeschlummert und mit warmen Tüchern bedeckt worden. Der Abend verstrich uns unendlich trübe, und ich schäme mich der Seufzer und Tränen nicht, obgleich ich kurz zuvor in Hamburg den Tod eines Universitätsgenossen ohne die geringste Bewegung vernommen hatte, denn hier war ein inniges Band zerrissen, wenn auch nur zwischen Mensch und Tier, dort war nie eins vorhanden gewesen . . .

— Ganz jung, kaum vierzehntägig, brachte meine liebe Frau das teure Geschöpf am 18. August 1858 ins Haus; ich war krank, und die ersten vier Wochen wohnte es in meiner Achselhöhle, wohin es sich der Wärme wegen verkroch. Es war wunderschön, braun, als ob es unmittelbar aus einer Kastanie hervorgesprungen wäre und ein Rosenblatt als Zunge im Mäulchen trüge, übrigens ein geborener Italiener und aus Triest nach Wien herübergekommen. Wun-

derbarerweise unterschied es gleich zwischen den Familienmitgliedern und Fremden; wir drei, meine Frau und das Kind, konnten mit ihm machen, was wir wollten, es ließ sich alles gefallen, im Schlaf wie im Wachen, aber wenn eine der Mägde sich ihm näherte oder es gar berührte, wies es sie durch die possierlichsten Töne des Unwillens und des Zorns zurück, und wenn das nicht half, bediente es sich seiner Zähnchen. Mich hat es nur ein einziges Mal gebissen, und da war es in seinem Recht; es war gewohnt, wenn ich schrieb, über den Tisch zu laufen, und zuweilen an meiner Feder zu zupfen und geriet dabei einmal mit seinen Händchen in die Tinte. Emsig begann es sich zu reinigen, ich besorgte, die Tinte könnte ihm schaden, und tauchte es mehrmals ins Waschbecken, das mußte es natürlich für eine Feindseligkeit halten und sich zur Wehr setzen. . . . Größer geworden, nahm es, wie es mir des Morgens immer ins Bett gebracht wurde, regelmäßig an unserem Abendessen teil, kostete überall, speiste auf das zierlichste, trug in den ersten anderthalb Jahren, später nicht mehr, Nüsse und Zucker beiseite, schleppte oft eine ganze Semmel den Fenstervorhang hinauf und versteckte sie oben in der Brüstung, glitt dann wieder herunter, knäulte die Servietten in seinem Mäulchen zusammen, trug sie, eine nach der anderen, in den Schoß meiner Frau, stürzte zuletzt sich selbst hinein und bedeckte sich damit. Dagegen sang es in der Frühe, beim Kaffee, so lieblich wie ein Vogel, und modulierte die Stimme auf das mannigfaltigste; wenn das Stück Zucker, das es zu seiner eingeweichten Semmel erhielt, zu groß war, trug es den Rest selbst in den Zuckerkasten zurück und vergrub ihn unter dem anderen Zucker. Es schlief später stets in dem grünen Bettvorhang meiner Frau und hatte ohne alle Frage den Begriff vom Ort, den der dünkelhafte Mensch sich so gern allein vindizieren möchte, denn wenn es abends nach dem Essen in sein Bettchen zurückwollte und meine Frau aufstand, um es mir abzunehmen und aus dem Speisezimmer ins Schlafgemach hinüberzubringen, so blieb es ruhig in meiner Hand liegen, solange sie sich an meiner rechten Seite

hielt, wurde aber höchst ungeduldig, sobald sie an die linke trat, da jene zum Fenster, diese aber zur Tür führte, woraus aufs bestimmteste hervorgeht, daß es den Weg genau kannte. Im Sommer, in seiner munteren Zeit, behielt ich es fast den ganzen Tag bei mir, und auf das allerdeutlichste gab es mir alle seine Wünsche zu erkennen; wollte es auf den Bücherschrank, so stieß es gewisse Töne aus, die ich verstand, wie das menschliche Wort, wollte es herunter, so lief es hin und her, dann fragte ich von meinem Schreibtisch herüber: soll ich kommen? und zur Antwort breitete es seine Händchen aus. Mit ausgebreiteten Händen begrüßte es mich auch, wenn ich zu Hause kam; auch vertrat ich in seiner Jugend bei ihm den Baum, indem es immer um mich, wie um einen solchen, herumlief. Dreimal war es mit in Gmunden; dort schlief es das erste Jahr in einem Käfig, der nachts vor meinem Bette stand, und aus dem es des Morgens, die kleinen Arme auf die Tür gestützt, wie ein Müllerknappe hervorschaute, später in einem Wandkorb, auf den es gleich wieder zustrebte, als wir zurückkehrten. Setzte ich es in einen Baum, so kletterte es hinauf, sah sich um, probierte eine Zwetsche, betrachtete die Vögel, die es verwundert umkreisten, und glitt dann in meine Hand zurück. Setzte ich es auf die Erde, so hüpfte es auf dem gebahnten, mit Sand bestreuten Wege mit unendlicher Eile ins Haus zurück! Wer will dieser Fülle anmutiger Bilder nachkommen; in dem Gedicht: „das Geheimnis der Schönheit", welches das liebliche Tier hervorrief, sind sie aufsummiert, ich aber muß endigen, denn meine Augen füllen sich wieder mit Wasser . . .

Das Geheimnis der Schönheit

Was ist es, das an alle deine Schritte
uns fesselt und das Herz uns schwellt,
und uns zugleich in diese reine Mitte
von heilger Scheu und süßer Neigung stellt?
Zwar scheinst du wie aus einer lichtern Sphäre
in unsre Nacht hinabgetaucht,
als ob der Duft in dir verleiblicht wäre,
den still der Lotos in die Lüfte haucht.
Doch ists nicht dieser Zauber, der uns bindet,
uns trifft ein höherer durch ihn,
bei dem die Seele schaudernd vorempfindet,
wie alle Welten ihre Bahnen ziehn.
Du magst dein Auge senken oder heben,
den Reigen führen oder ruhn,
so spiegelt sich das allgemeine Leben,
dir selbst Geheimnis, ab in deinem Tun.
Du bist der Schmetterling, der auf den Flügeln
den Schlüssel zu der Schöpfung trägt
und sie im Gaukeln über Aun und Hügeln
vorm Strahl der Sonne auseinanderschlägt.
Du folgst nur einem flüchtigen Verlangen,
nur einer Wallung der Natur,
wenn wir mit trunknen Blicken an dir hangen,
als zög ein neuer Stern die erste Spur.
Du pflückst in einer kindlich-leichten Regung
dir Blüte oder Frucht vom Baum
und weckst durch eine liebliche Bewegung
in uns den frühsten Paradiesestraum.
Heil uns, daß du in unbewußtem Walten,
wenn du auch selbst nur spielen willst,
durch deiner Schönheit leuchtendes Entfalten
in uns das ewige Bedürfnis stillst.

Den Weihnachtsabend haben wir diesmal ganz unter uns zugebracht; zum erstenmal, aber darum nicht weniger vergnügt . . . Titi spielte uns zum erstenmal etwas vor; etwas geht es schon über „Ach, du lieber Augustin!" hinaus, obgleich nicht viel, eine Schumann steckt nicht in ihr, und das tut auch nichts. Die Feiertage waren wunderschön; tiefblauer Himmel, italienischer Sonnenschein, freilich etwas kalt, aber das ist mir gerade recht. 27. Dez. 1861.

An Adolf Stern in Jena

. . . Sie legen mir eine sehr ernste Frage vor. Nach meiner Erfahrung und Überzeugung hält der Mensch auf die Länge alles eher aus, als Not und Sorge um die Existenz. Das wußten unsere Großväter und darum waren sie gegen die freien Künste so eingenommen und von der Begeisterung für die Brotstudien so erfüllt. Die Welt ist für die Enkel nicht freundlicher geworden, aber die Kunst hat seitdem ihren goldenen Boden erhalten, dessen sich ehemals das Handwerk allein berühmte, und so wenig der Maler noch in der Dorfschenke die Bauern dutzendweise zu porträtieren braucht, um mit ihnen Dünnbier trinken zu können, so wenig braucht der Dichter auf ihre Hochzeits- und Leichenschmäuse zu warten, um für sein Carmen einmal etwas Warmes in den Leib zu bekommen. Genauer untersucht, ist das jedoch eine Täuschung, denn nur selten für den Maler und so weiter, fast nie aber für den Dichter ist dieser goldene Boden ergiebig, immer nur für den Schriftsteller, der sich den Zwecken der Buchhändler, Redakteure, Theaterdirektoren anbequemt und die höchsten Forderungen entweder beiseite setzt, oder ihnen, was wohl das Richtigere sein wird, obgleich Tieck mit seiner Zwitternatur zu widersprechen scheint, überall nicht gewachsen ist. Nehmen wir nun aber auch den besten Fall, nämlich die Selbstverleugnung bei der vollkommenen Befähigung an, so verlangt doch der Staat und die bürgerliche Gesellschaft offenbar kein schwereres, sondern vielmehr ein leichteres Opfer, wie die Literatenrepublik, da eine gewisse geistige Simonie immer 22. März 1862.

ausgeschlossen bleibt und das momentane Schwimmen im fremden Elemente immer erträglicher sein dürfte, als die Besudelung des eigenen. Hier haben Sie meine allgemeinen Gedanken; zuletzt rufe ich Ihnen zu, was ich der Prinzessin Wittgenstein sagte: prüfen Sie sich, was Ihnen innerste Lebensbedingung ist, und daran halten Sie fest! . . .

An Christine

London 10. Juni 1862. Und London? wirst Du fragen, ungeduldig über diesen Kommentar eines Briefes, den Du selbst mir zugeschickt hast. Teures Weib, ich habe hier schon viel gesehen, aber Fausts Zaubermantel bis jetzt nicht entdeckt, sonst hätte ich ihn gekauft und Dich auf der Stelle herübergeholt. Schildern kann ichs Dir aber so wenig, wie den Regenbogen und den Rheinfall. Nicht, daß ich mich übertäubt fühlte; meine Natur ist auf große Dimensionen eingerichtet und Multiplikationen imponieren mir nicht lange, auf Multiplikationen läuft aber zuletzt alles hinaus. Allein es ist zu viel, ein Objekt drängt das andre, die Feder schwankt und die Hand erlahmt. Am nachhaltigsten wirkt auf mich das moralische Klima, das, wie das physische, jeden Atemzug tingiert, die freie Bewegung des Volks innerhalb der Schranken strenger Gesetzlichkeit, mit einem Wort: der Respekt, den es vor sich selbst hat. Das verrät sich in tausend Zügen; wie der Engländer sich das Gesetz selbst gibt, so überwacht er es auch selbst, und beides muß zusammenfallen oder nichts ist erreicht. Übrigens fühle ich mich hier, wie unter Verwandten; Engländer und Deutsche stehen sich näher, als ich je gedacht hätte . . .

Paris 23. Juni 1862. . . . Mir war in London zumute, wie in einer Mühle; Du kannst bei Tage nicht denken und bei Nacht nicht schlafen, und der Müller hat in dem mäßigen Raum, der für die freie Bewegung zwischen den Mehlsäcken und Rädern übrigblieb, noch überdies allerlei überflüssige Stricke angebracht, damit man keinen Augenblick vergesse, daß er der Herr ist. Wer Hamburg

kennt, der hat auch zu der Metropole Großbritanniens den Schlüssel, nur daß sich die deutsche Stadt zu der englischen verhält, wie die Kreideskizze zum ausgeführten Bilde; in der Woche der krasseste Egoismus in brutalster Form und Sonntags eine noch scheußlichere Abfütterung des Gewissens und der Moral durch den widerwärtigsten Puritanismus, der übrigens seine Wurzeln im Volke hat, weil er sich mit Gewalt nicht aufrechterhalten ließe. England will das reichste Land der Erde sein und jeder Engländer der reichste Engländer; das ist zugleich Staats- und Privatprinzip, um das sich alles dreht, und das allerdings einen Riesenbau zustande gebracht hat, der dem römischen Weltreich an Großartigkeit gleich ist, es aber an Solidität bei weitem übertrifft. Allein um welchen Preis! Ich weiß nicht, ob Du Dich der Geschichte noch erinnerst, die Gurlitt einmal mit einem seiner sogenannten Freunde, einem Hamburger Bankier, auf Helgoland passierte. Er fand die Wirtshausrechnung zu unverschämt, sein „Freund“ kam darüber hinzu und sagte, statt ihm gegen den Preller beizustehen: „Lieber Gurlitt, eine Rechnung bezahlt man bloß, man sieht sie nicht durch!“ Gurlitt war das ganz gesund, da er sich immer zu solchem Volk drängt, aber an und für sich betrachtet, gehört sie zu dem Niederträchtigsten, was mir je vorgekommen ist, und in London wollte sie mir gar nicht aus dem Kopf. Der Arme soll hier gar nicht existieren, der Penny, der dem preußischen Silbergroschen gleich sieht, ist die kleinste Münze, wer seine Bedürfnisse nicht bestreiten kann, mag zugrunde gehen, Gottes Kirchhof ist groß. Der Sklave ist für frei erklärt, damit sein Herr der letzten Pflichten gegen ihn los und ledig wird und sich, wenn er ihn an Leib und Seele ausgequetscht hat, nicht mehr um ihn zu bekümmern braucht, wie Griechen und Römer mußten. Ob es ihn entschädigt, daß man ihn nicht niederstechen darf und ihn, wenn er einmal durch Zufall einen Treffer macht, auf der Börse als Bruder willkommen heißt, bleibe dahingestellt. Übrigens glaube ich gern, daß die historische Größe der Nationen, wie die der Individuen, auf einer und derselben

Bedingung beruht, nämlich auf dem unerschrockenen Egoismus, der nichts, als sich selbst kennt . . .

. . . Im übrigen hat sich Engländer förmlich für mich aufgeopfert und sich mir von des Morgens früh bis Mitternacht zur Verfügung gestellt, doch mag es auch für ihn gut gewesen sein, daß wir uns einmal wieder gesehen haben. Er fühlt sich hier höchst unbehaglich, obgleich er viel Geld verdient und schaudert vor dem Gedanken, in englischer Erde ruhen zu sollen; ebenso Freiligrath, bei dem ich einen Abend zubrachte und in dem ich einen sehr wackern Burschen kennen lernte . . .

An Frankl

Gmunden 2. Aug. 1862. An einem Sonntagabend, im Winter des Jahres 1847, saß ich mit meiner Frau beisammen; es war zwischen 7 und 8 Uhr. Die Magd brachte uns das Kind, es war lustig und vergnügt und aß unter unseren Augen seine Nachtkost. Die Magd entfernte sich wieder mit dem kleinen Emil und legte ihn zu Bett; eine Weile darauf meldete sie uns, er sei unruhig, und noch vor 11 Uhr lag er mit blauem Gesicht, von den Fraisen hinweggerafft, tot in seinem Kissen. Noch bewahre ich unter meinen Heiligtümern den Rest seiner letzten Semmel. Ich kenne Ihren Schmerz, ich teile ihn und bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie ihn gegen mich ausgesprochen haben. Nichts Verächtlicheres in meinen Augen, als das feige eigensüchtige Sichwegdrücken der „guten Kameraden", die zu „stören" fürchten, wenn der Mensch mit allem Schauder der Welt, mit Tod und Teufel allein ist und jede Fliege, die an ihm vorüberschwirrt, mit den Blicken verfolgt, um nur nicht zu erliegen. Damals machte ich die Bekanntschaft dieser zarten Gemüter, die das Zerspringen des Brustkastens nicht zu riskieren wagen und zu Hause bleiben, obgleich sie Tür an Tür mit uns wohnen, in meiner eigenen Familie, und mußte denjenigen, der mir die bitteren Gänge zu Tischler und Totengräber abnahm und die Leiche mit mir zum Kirchhof begleitete, wegen „Versäumnis" mit barem Gelde entschädigen. Aber freilich, was hilft alle Teilnahme, die nicht unmittelbar durch

Zerstreuung und Hinwegräumung des scheußlichen Nebenbei, das ein Todesfall mit sich zu führen pflegt, eingreifen kann? Aus diesem finstern Abgrund bringt keiner der unfreiwilligen Taucher etwas herauf, als, wenn es gut geht, sich selbst, und höchstens einen neuen Kommentar zu einem furchtbaren Wort in „Macbeth": „Die Erde hat Blasen, wie das Wasser, und wir gehören dazu!" Ja wohl, ja wohl! Ich erhielt Ihren Brief gestern nachmittag, allerdings an einem sehr schönen Tage voll Himmelblau und Sonnengold. Meine Frau fragte natürlich gleich, was Sie schrieben; ich sagte bloß: „Er kömmt nicht auf unsere Einladung!" und ging auf der Stelle fort. Erst heute morgen habe ich ihrs mitgeteilt, nun hat sie doch den ganzen Tag vor sich, um damit fertig zu werden. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie es sie erschüttert hat; es gibt wenig Seelen, in denen Freundes Leid und eigenes so zusammenfließen, wie in der ihrigen. Für mich gehört es in Gmunden zu den größten Freuden, den Fuß des Traunsteins zu besuchen; ich hatte mir es diesmal bis zu Ihrer Ankunft aufgespart und bin nun gestern allein gegangen. Dort, an der kolossalen Zeh, die der Riese in den See hinausschiebt, in tiefster Einsamkeit habe ich Ihren Brief noch einmal gelesen und bin bis Sonnenuntergang sitzen geblieben. Der einzige Gewinn, den man von so ungeheueren Erfahrungen hat, besteht darin, daß man es mit dem Bagatell des Lebens leichter nimmt und den alten Samuel Johnson begreift, der seinem Freunde Goldschmidt einmal zurief: „Teurer Sir, was schadet es einem Menschen, wenn man ihn Holofernes nennt!" Ob dieser Gewinn aber nicht auf einem Verlust beruht, ist eine andere Frage. Die Hand läßt fahren, um wieder zu ergreifen, aber das Herz schließt sich zu, und so kann gar wohl Schwäche sein, was Stärke scheint.

Daß Sie Ihre Frau Gemahlin sogleich fortgeschickt haben und ihr allernächstens folgen, ist sehr gut; es gibt kein besseres Mittel, sich der hohlen, fruchtlosen Selbstqual, der Sie sich beide nicht hingeben dürfen, nach und nach zu entziehen.

Meine Frau dankt Ihnen für Ihr Gedicht, das ich ihr

auch erst heute eingehändigt habe; es gehört zu Ihrem allerbesten, nur die zwei gleichen Reime im neunten Vers müssen Sie noch ändern. Auch die Grabschrift für Ihr Kind ist schmerzlich-schön und soweit religiös, als ich es mag, denn der Urgrund aller Religion, die ängstliche große Frage nach dem Woher und Wohin, die der flache Rationalismus auch tilgen möchte, wird der Mensch nimmer los, nur in etwas Positives, das wohl mehr als Poesie sein will, muß er sie nicht umsetzen . . .

Tagebuch 8. Okt. 1862. Eben rezitiert mein Töchterlein mir zu meiner großen Verwunderung mein Gedicht: „Drei Schwestern"; ich ahnte nicht, daß sie es auswendig weiß. Als sie an die Stelle kommt:

„Sie weiß noch kaum, daß sie ein Mädchen ist"

versteckt sie sich hinter ihrer Mutter und fängt herzlich zu lachen an. Ich dachte, sie fühle den Bezug auf sich selbst und verrate das naiverweise durch ihr Lachen; es war aber das Ergebnis einer noch größeren Naivität, sie fand den Vers doch gar zu dumm, denn „daß sie ein Mädchen sei, werde die jüngste doch wohl wissen" . . .

An Engländer

18. Okt. 1862. . . . Glauben Sie mir, als den Hauptgewinn meines Londoner Aufenthalts betrachte ich die Erneuerung meines Verhältnisses mit Ihnen. Wenn menschliche Beziehungen sich von selbst auflösen, so ist nichts dagegen einzuwenden; die wenigstens sind für die Dauer ausreichend und ein Kotillon, bei dem es ziemlich gleichgültig ist, ob man mit einem Fräulein oder einem Leuchter tanzt, scheint mir das treffendste Symbol des sozialen Verkehrs. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn ein wirklicher Goldfaden durch die Brutalität einer von außen herankommenden Schere zerschnitten wird; da ruht man nicht eher, bis er wieder angeknüpft ist, denn der Mensch ist auf die Notwendigkeit eingerichtet, nicht auf den Zufall. So stand es mit uns. Sie sind in London einsam; glauben Sie, daß ich es in Wien weniger bin? Ich kann Umgang

haben, soviel ich will; Sie natürlich auch. Ich weiß es auch zu schätzen, daß ich mich über alles mögliche, wenn ich es gerade brauche, auf dem nächsten Wege unterrichten kann, indem die Wissenschaft mir mit allen ihren Häuptern zu Gebote steht. Aber, was kommt sonst dabei heraus? Ehemals hatte ich Schüler, die sich allabendlich bei mir sammelten; da gab es doch noch ästhetisches Gespräch, wenn ich die Kosten auch größtenteils allein zu tragen hatte. Sie haben sich beweibt und sind für mich so gut wie tot. Welch ein Gewinn wäre es für mich, wenn Sie, der Sie Freund und Familienhaupt zugleich sein können, wie ich, wieder nach Deutschland kämen! Aber freilich, wer gibt Ihnen hier Ihre 2000 Pfund! . . .

Gleich nach meiner Zurückkunft besuchte ich Ihre Eltern. Ihre Mutter ist noch frisch und rüstig, kaum verändert, seit ich sie zuletzt sah; sie besucht noch mit Vergnügen das Theater. Ihr Vater aber, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, ist sehr zusammengegangen; blöde Augen, eingefallener Mund. Nie sah ich eine solche Freude, wie bei ihm, als ich ihm von Ihnen und Ihrer Häuslichkeit erzählte; es soll Blumen geben, die ihre Kelche augenblicklich wieder öffnen, wenn man sie in welkem Zustande begießt, ich habe sie nie erblickt, aber ich glaube daran, seit ich Zeuge war, daß ein Mensch durch bloße Worte wieder auflebt und jung und gesund wird. Ich habe mich wohl gehütet, Hoffnungen zu erwecken, aber wenn Sie es möglich machen könnten, auf vier Wochen herüberzukommen, so würden Sie nicht bloß eine gute Tat verrichten, sondern vielleicht sogar, ich meine es im buchstäblichen Sinn, ein Wunder tun, denn was alle Ärzte und alle Heilquellen nicht vermögen, das werden Sie durch Ihren ersten Händedruck vollbringen . . .

Die Gegner des christlichen Prinzips, die es aus Gründen der Schönheit sind, wie Heinrich Heine, sollten sich doch fragen, ob denn die Welt der Resignation, der freudigen Entsagung, nicht ihre eigentümliche Schönheit habe, und ob sie diese auslöschen möchten. Tagebuch Nov. 1862.

Mit dem Erscheinen der „Nibelungen“ im Buchhandel und auf verschiedenen Bühnen, die der Weimarer folgten, wuchs Hebbels Ruhm so sehr, daß sich sogar Laube entschließen mußte, die einst abgelehnten Teile aufzuführen. Das Vorspiel und „Siegfrieds Tod“ wurde am 17. Februar gespielt, ohne daß Hebbel zugegen war. „Vollständiger Erfolg; neunmal gerufen und nicht einmal gekommen. Gestern sah ich mir das Stück nun selbst an; Laube hatte mich mit Titi in seine Loge eingeladen; und ich saß sehr gut, ohne gesehen zu werden. Gesteckt voll, große Aufmerksamkeit, nicht einmal Gelächter bei der Nachahmung der Vögelstimmen. Ich wurde wieder fünfmal gerufen; der alte Anschütz dankte und zeigte mir, wie ich mich in fünfundzwanzig Jahren präsentieren werde, wenn sie mir noch beschieden sind. Ich wurde den ganzen Abend den Gedanken nicht los, daß der Schöpfer eines solchen Gedichts bis auf den Namen vergessen werden konnte. Das geht mir über den Untergang Babylons und Ninives. Heute gratulierten mir zu dem Erfolg zwei Damen, deren Namen ich schon oft las, als ich mich noch in Wesselburen befand, nämlich Charlotte von Hagn (die Schauspielerin), die zu der Vorstellung ausdrücklich von München herübergekommen ist, und Fanny Elsler (die berühmte Tänzerin). Wer mir damals, als meine Werke in Citations- und Distributionsprotokollen bestanden, so etwas vorausgesagt hätte, wenn ich Sonntags morgens aus dem Hamburger „Freischütz“ ersah, wie viele Kränze man beiden die Wochen zuvor in den verschiedenen Städten Deutschlands geworfen hatte! Märchenhaft; man schläft ein auf Stroh und erwacht in einem Palast.“

Tagebuch 25. März 1863.

Über meinen Geburtstag bin ich wie im Traume weggekommen; ich war krank. Das ist denn so übel nicht; ich war ohnehin entschlossen, ihn nicht zu feiern. Nun sind die Fünfzig überschritten, und ich denke, man treibts fort wie bisher. Doch ist mir an diesem Tage soviel Herzliches und Freundliches zuteil geworden, daß es undankbar von mir wäre, wenn ich nicht eine kleine Um- und Rückschau hielte. Moritz Kolbenheyer in Ödenburg schickte mir zwölf Flaschen Ungarwein; ich habe ihn noch nicht gekostet, aber ich habe gesehen, mit welcher Andacht ihn andere tranken. Die Großherzogin von Sachsen-Weimar verehrte mir einen kostbaren silbernen Pokal; dafür bin ich Marshall den Dank schuldig. Marshall schrieb mir zugleich, der Großherzog habe mich zu seinem Hofbibliothekar ernannt, ohne Besoldung natürlich,

wie ohne Verpflichtung; doch ist das Patent nicht eingetroffen. L. A. Frankl schenkte mir die Canovasche Gruppe, wie Theseus den Zentauren erlegt, und fügte in Anspielung auf den Erfolg der Nibelungen sinnig bei, sie sei ein Symbol meines Doppelsiegs: der Kunst und des gebändigten Widerstandes; möge es ein prophetisches Wort gewesen sein! A. Stern aus Chemnitz stellte sich mit einem Sonett ein, Laroche brachte mir einen Toast der grünen Insel[1], von Konstantin Wurzbach gedichtet und am Abend zuvor gesprochen, Eitelberger gratulierte mir in ein paar herzlichen Worten, Campe telegraphierte aus Hamburg, und das vierjährige Töchterchen von Littrow brachte mir einen Blumenstrauß und eine Malerei der Schwester vor mein Bett. Auch Adolf Strodtmann ließ sich vernehmen, meinte jedoch seltsamerweise, ich würde wohl nicht mit Jubel, sondern mit Wehmut auf das abgelaufene halbe Jahrhundert zurückschauen, und hielt mir eine förmliche Parentation, wie einem Lebendigbegrabenen. Das Schönste aber kam von Glasers; zwei Aquarellgemälde, die mir die ferne Vergangenheit unmittelbar vor die Augen und die Seele rückten, nämlich das Bild der Wesselburner Kirche und des Kirchspielvogt Mohrschen Hauses. Diese zarte Aufmerksamkeit hat mich tief gerührt! Das war kein flüchtiger, momentaner Einfall, den man ausführt, weil der Laden, an dem man zufällig vorbeigeht, Gelegenheit dazu bietet; das war ein Gedanke, der durch eine lange Kette von Händen laufen mußte, bevor er verkörpert werden konnte. An die Kosten freilich mag ich nicht denken!

[1] Wiener Künstlergesellschaft.

An Campe

. . . Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat mich zu seinem Hofbibliothekar gemacht; ohne Verpflichtung und auch ohne Besoldung, aber es nützt mir hier. Sie waren so freundlich, mir einen Glückwunsch telegraphieren zu lassen; lebhaft erinnerte ich mich, als ich das Blatt in Händen hielt, des Moments, wo ich vor fast dreißig Jahren zum erstermal als guter, dummer Junge in Ihren Laden trat. 8. April 1863.

Tagebuch 26. Mai 1863. Unser siebzehnter Hochzeitstag! Wir waren nachmittags in Schönbrunn; allein, Vater, Mutter und Kind, und ich wollte, wir wären es immer gewesen. Die praktischen Nationen, die Italiener, Franzosen und Engländer, die sich fest in ihrem Familienkreis abschließen und kein fremdes Element zulassen, folgen einem sehr richtigen Instinkt. Was hab ich davon, daß ich mich zehn Jahre lang mit sogenannten Freunden schleppte und jeden Abend um acht Uhr ängstlich zu Hause eilte, um ja für sie daheim zu sein! Viele kostbare Stunden habe ich geopfert, den Meinigen oder meinen Arbeiten entzogen, und mein Gewinn besteht darin, daß ich mich nicht umsehen darf. Denn, wie hell auch das Licht in der Vergangenheit brennen mag, überall fällt mein Blick zuerst auf diese Larven, die es umtanzen, und das erfüllt mich mit einem solchen Schauder, daß ich selbst von der schönen Sternenkette der Weihnachtsabende mein Auge abwenden muß.

An Campe

28. Mai 1863. Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihren ebenso freundschaftlichen, als wichtigen Brief nicht sogleich beantwortet habe. Er traf bei mir ein, als ich wieder an einem argen Rückfall in mein vermaledeites Übel daniederlag. Ist es Rheumatismus? Sind es versteckte Hämorrhoiden? Ist es ein Teufel, der gar keinen Namen hat? Ich weiß es nicht, und die Ärzte scheinen es auch nicht zu wissen. Aber kaum fühle ich mich acht Tage wieder wohl in meiner Haut, so braucht nur ein Schmetterling an mir vorbeizufliegen, und ich habe eine neue Erkältung davongetragen und falle um . . .

An Christine

Gmunden 22. Juni 1863. Regen, Regen, rull — Regen, Regen, strull! sang meine Mutter in Dithmarschen, wenn sie mich und meinen Bruder bei schlechtem Wetter im Sommer als kleine Jungen aus dem Fenster gucken ließ. Sie könnte heute wieder so singen, denn es gießt und es scheint nicht aufhören zu wollen. An ein Bad ist nicht zu denken, so ungern ich darauf

verzichte. Das gestrige, obgleich dem Unwetter nur mühsam abgerungen, ist mir sehr wohl bekommen; ich spürte zwar keine Abnahme meines Übels, aber ich erfreute mich eines gewissen allgemeinen Gehobenseins aller Lebenskräfte, die sich auch darin betätigten, daß ich mit größerem Appetit, wie sonst, zu Nacht aß. Das überraschte mich einigermaßen, denn es stürmte und regnete, als ich aus dem Bade zu Hause ging, und ich schützte mich nur dadurch gegen das Ärgste, daß ich meinen roten Schal, unbekümmert um den Hut, über den Kopf nahm und wie ein vom Erntefeld entlaufener, zur Abschreckung der Vögel aufgestellt gewesener Popanz mit Riesenschritten durch die Sonntagsmenge stapfte. Die Kinder spotteten hinter mir her, die jungen Mädchen kicherten und Titi wäre, wenn sie das Unglück gehabt hätte, mir zu begegnen, gewiß auf die andere Seite gegangen und hätte mich verleugnet, wie Petrus seinen Herrn und Heiland . . .

Einen allerliebsten Brief von Titi; acht Seiten lang. Seltsames Gefühl, eigentümliche, den eigenen zum Teil widersprechende Gedanken und Empfindungen von einem Wesen entgegenzunehmen, das ohne einen nicht da wäre. Sie richtet mir Grüße nach der „Jelänger-Jelieberliste" aus, nämlich von der Mama, von Schatzi, Schelmi, Pintschi, Drossi und Zeisi. Da ist auch wirklich so ziemlich alles aufgezählt, was ich mit Liebe und Vertrauen zugleich umfasse. Alle übrigen Verhältnisse sind mehr oder weniger konventioneller Natur und werden durch den Strick von Sand aus dem Kindermärchen zusammengehalten, den man bekanntlich nicht anrühren darf und auch vor dem Luftzug in acht nehmen muß. Tagebuch 23. Juni 1863.

An Christine

. . . übrigens haben die heißen Tage mir wohl getan. Ich fange an, die wohltätigen Folgen der Bäder zu spüren. Von dem Rippenschmerz an der linken Seite ist nur noch ein kleiner Rest da; ich muß lange herumdrücken, bis ich die Stelle finde. Aber die Wirbelsäule und der schwere Kopf! Ich bin 27. Juni 1863.

überzeugt, dies Übel hängt mit dem früheren gar nicht zusammen. Allein ich halte es für hämorrhoidalisch, also nicht für gefährlich.

In der Jugend darf man sagen: heut ist es schön, aber morgen ist es schöner und übermorgen wird es zum Entzücken sein! Dort steht ein Veilchen, doch wer wird sich beim Pflücken aufhalten, denn schon blinzelt das Maiblümchen aus der Knospe hervor, und was ist nun wieder das gegen Lilie und Rose! Im Alter muß man denken: dieser Tag ist traurig, aber ich will ja nicht murren, denn der morgende wird noch trauriger sein und der letzte ist der traurigste von allen! Es ist das allgemeine Menschenlos und nur ein Narr wird sich beklagen . . .

An Dr. med. Benedikt Schulz in Wien

8. Juli 1863. Lieber Freund! Über drei Wochen bin ich jetzt in Gmunden und sechzehn Solebäder habe ich genommen. Mein äußeres Aussehen wird allgemein vortrefflich gefunden, aber mein Übel ist noch immer da, wenn auch bis auf einen kleinen Rest gedämpft, wie es in Wien auch schon einmal war . . .

Hier ist alles, lieber Schulz, was ich Ihnen sagen kann; es mag ein miserables Krankheitsbild sein. Aber es hilft dem Laien nicht viel, daß er im Burdach geblättert hat; er weiß sich, wenn es zum Treffen kommt, nicht deutlicher zu machen, wie die Kalenderfrau. Aber soviel werden Sie hoffentlich daraus ersehen, ob der Prozeß seinen richtigen Gang geht, oder ob eingegriffen werden muß.

P. S. Husten, Räuspern und Niesen schneiden mich in den Rücken, wie polnische Sensenhiebe. Ich kann mich nicht bücken, mich noch viel weniger waschen. In der Nacht ist mir jedes Lager zu hart, bei Tage nicht. Das Atmen hat keinen Anstand, doch fühle ich sowohl hinten, zwischen den Schultern, wie vorn eine geringe Beklemmung. Sind das die Abschiedszeichen? Die des Rheumatismus, mein ich? Man drückt sich die Hand ja etwas derber, wenn man auseinandergeht.

An Professor Ernst Brücke in Wien

. . . Unsere Altvordern wußten wohl, was sie taten, 6. Aug. 1863.
wenn sie das Licht zur rechten Zeit ausbliesen, und der moderne Mensch, dem Odins Schwert zu hoch hängt, sollte sich wenigstens an demselben Tage, wo er sein erstes Testament macht, mit einem Fläschchen Blausäure versehen, um das letzte Mittel, das der Arzt nun einmal im christlichen Staat nicht verordnen darf, für alle Fälle bei der Hand zu haben. Oder ist der Kerl immer so jämmerlich illusionsfähig, wie in der Schwindsucht, die ihn noch den letzten Hauch auf Baupläne und Reiseprojekte verwenden läßt? Das wissen Sie besser, wie ich, und dann ists freilich überflüssig, denn dann wird es beständig heißen: morgen, morgen, nur nicht heute! . . .

An Christine

Heute morgen habe ich nun das zweite Bad genommen. Baden bei Wien
In meinem Zustand fühle ich keine Veränderung, doch ist das 5. Sept. 1863.
natürlich auch nicht zu erwarten. Während ich schreibe, spüre ich, daß meine Hände nach Schwefel riechen, so fest setzt er sich in die Poren; da wird er doch auch wohl seine Schuldigkeit tun. Übrigens geht der Tag bei schönem Wetter herum; nur die Nächte sind schlecht und lang. Gestern abend war ich bis neun Uhr im Park, um die letzte diesjährige Musik mit zu genießen. Schilt mich nicht der Unvorsichtigkeit, das ganze Invalidenkorps war vertreten, die Krückengänger und Rollstuhlinsassen nicht ausgeschlossen, und ich richtete mich nach den andern. Im Bade repräsentiere ich noch immer — die Jugend; was sich außer mir einfindet, ist uralt. Wenn diese Greise so bis an den Hals im Wasser sitzen, glaube ich Köpfe zu sehen, die aus Bildern von Rembrandt herausgeschnitten sind. Die Weiber erinnern, besonders, wenn sie herumgehen, an die Hexen im Macbeth, und ein bucklichtes kleines Mädchen mit einem superklugen Gesicht, das von einer Magd geschleppt und geschaukelt wird, ist als Gnom daruntergemischt. Von oben blickt eine Madonna, mit frischen Spätlingsrosen be-

kränzt, auf das Quallen und Sprudeln der Gewässer und den wüsten Tanz der Gichtbrüchigen herab.

6. Sept. 1863. Um sieben Uhr ging ich ins Bad; bei meiner Zurückkunft fand ich Dein liebes Briefchen vor. Dank Dir für das schöne Sonntagsgeschenk!

Von einer Verschlimmerung meines Zustandes ist nicht die Rede; im Gegenteil, es geht langsam, langsam vorwärts. Auch bin ich im Grünen Baum ganz gut aufgehoben; ein Essen will ich Dir vorsetzen, wie Dus in Wien nicht bekommst, nur das Bett ist mir, bei der jetzigen Empfindlichkeit meines Körpers, zu hart und mein Schlaf darum schlecht.

Auch gestern war ich, trotz des Orkans, der die Akazien in dem Gärtchen vor meinem Fenster knickte, viel im Freien; wohl sechs Stunden lang. Glaube nicht, daß ich mich dazu zwinge, das Gehen und Steigen kostet mir keine Anstrengung, nur das Liegen macht mir Mühe, so komisch das klingt . . .

Dieses Leiden — Knochenerweichung, wozu später Lungenentzündung trat —, das sich schon seit langen Jahren in dem bei größten Entbehrungen durch geistige und seelische Arbeit überanstrengten Organismus vorbereitet hatte und dessen wahre Natur man erst jetzt erkannte, zwang den nach Wien zurückgekehrten Dichter aufs Kranken- und Sterbelager. Über die letzten Tage und das Ende berichtet Rudolf Waldeck in seiner Ergänzung der unvollendeten Kuhschen Biographie: Am 10. November erhielt er die Nachricht, daß ihm für seine Nibelungen der Berliner Schillerpreis zuerkannt worden war. Er empfing sie lächelnd: „Das ist Menschenlos," sagte er, „bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher". Die mannigfaltigen Beweise der Teilnahme, die sich an seinem Krankenlager häuften, wirkten auf ihn mit der Kraft glücklicher Ereignisse. Ein solches war ihm auch der Besuch, den ihm Emil Kuh in den letzten Tagen machte. Hebbel hatte seiner kurz zuvor im Gespräche mit Julius Glaser voll Anteil und trauriger Teilnahme gedacht und betont, wie sehr er zwischen ihm und anderen zu unterscheiden wisse. Jetzt empfing er ihn, als ob nicht vier Jahre der Entfremdung zwischen ihnen lägen. Mit der feinen weißen Hand winkte er ihn freundlich zu sich. Mühselig Atem schöpfend, erzählte er ihm den Verlauf seiner Krankheit und sprach dann über literarische und politische Gegenstände. Auf das innigste

schieden sie. — Einige Tage später fühlte Hebbel sich auffallend wohler und faßte neue Lebenshoffnung. „O Gott!" rief er, „wie gerne lebe ich! Ich bin ja so ganz zufrieden." Dann setzte er hinzu: „Niemand ist schläfrig zum Todesschlaf; jeder hat noch Lust, ein Stündchen aufzubleiben." Er machte Pläne für die Zukunft, sprach von der Gesamtausgabe seiner Werke, von einer Badereise, die er im künftigen Sommer antreten werde, und sein Auge strahlte heller, wenn er sich den 18. März 1864 vergegenwärtigte, seinen Geburtstag, an welchem er zum ersten Male auszugehen hoffe, um seiner Frau, wie alljährlich, die ersten Veilchen zu holen. Zu Doktor Schulz sagte er: „Warum soll ich die erhebende Anerkennung Ihres freundschaftlich geleisteten Beistandes, der sogar die Krankenwärterdienste in sich schloß, nicht aussprechen? Ihnen, lieber Freund, setze ich ein Denkmal, aber kein metallenes, ein papierenes!" und drückte dem Arzte die Hand. Als dieser ihn, den Unrettbaren, fragte, ob er nicht Lust hätte, ein Gläschen Wein zu nehmen, fragte Hebbel, zufrieden lächelnd: „Darf ich das?" und dankte am andern Morgen innig für die Fürsorge, welche seinen sehnlichen Wunsch, den er nicht auszusprechen wagte, erraten hatte. — Diese letzte Täuschung verschwand bald, und rasch mehrten sich die Vorboten des Todes. Auch Hebbel wurde es inne. Am 12. Dezember fühlte er sich sehr schwach. Nachmittags bat er seine Frau, ihm etwas vorzulesen. Auf ihre Frage, ob er etwas von Goethe hören wolle, antwortete er: „Nichts von Goethe, etwas von Schiller!" Die nur mühsam ihre Fassung behaltende Frau meinte, er werde die Stimme seiner Tochter gern vernehmen, und so las diese dem sterbenden Vater den „Spaziergang" vor, eines seiner Lieblingsgedichte. Er war nicht mehr fähig, es bis zum Schlusse anzuhören. Gegen Abend fragte er seinen Freund Professor Brücke: ob sein Ende herannahe. Brücke antwortete: es sei schwer, ihm darauf eine bestimmte Antwort zu geben; wenn er aber Dispositionen zu treffen habe, so möge er es tun. Hebbel besprach sich hierauf mit den Seinigen, machte einige Anordnungen und lag dann, von der Anstrengung erschöpft, schwer atmend und schweigsam da. Er schlummerte viel, war aber stets, wenn er erwachte, bei vollkommen klarem Bewußtsein. Regelmäßig begehrte er zur bestimmten Zeit die ihm verordnete Arznei. Um elf Uhr nachts fragte er den Doktor Schulz, der noch einmal gekommen war: „Wann wird mir besser werden?" „Morgen!" antwortete Schulz. „Also morgen", sprach Hebbel und sah ihn lange an. Um Mitternacht entfernte sich Schulz. Dann bewog Professor Brücke Hebbels Frau und Tochter, die schon einen großen Teil der vorigen Nacht wachend zugebracht hatten, sich in ein anstoßendes Zimmer zurückzuziehen; Brücke blieb am Krankenbette. Bald darauf erwachte Hebbel; Brücke reichte ihm

die Arznei; Hebbel schüttelte ihm die Hand, ohne zu sprechen und schloß die Augen wieder. Einige Stunden später bemerkte Brücke an einer Veränderung in den Atembewegungen, daß Hebbels Ende unmittelbar bevorstehe. Er klopfte an die Tür des Nebenzimmers, Frau und Tochter traten herein, aber Hebbel erwachte nicht mehr zum Bewußtsein. Nach wenigen unregelmäßigen Atemzügen hatte er aufgehört zu leben. Es war fünf Uhr vierzig Minuten morgens, am 13. Dezember 1863. Während der ganzen Nacht tobte ein furchtbarer Orkan über die Stadt hin. — Hebbel hatte schon im Mai 1856 sein Testament gemacht. Es lautet in seinem ersten Teil wie folgt: „Der Tod ist gewiß, die Stunde aber ungewiß, sagt ein schöner alter Spruch. Ich habe mich daher, obgleich ich mich voller Gesundheit und des Gebrauchs aller meiner Kräfte erfreue, am heutigen Tage entschlossen, mein Haus zu bestellen und meinen letzten Willen zu Papier zu bringen. — Was zunächst mich selbst betrifft, so wünsche ich, auf die möglichst einfachste Weise zur Erde bestattet zu werden. Meinen teueren Hinterbliebenen überlasse ich mit Ruhe die Sorge, mich gegen die Gefahren sicherzustellen, die sich an den Scheintod knüpfen. Am liebsten wäre es mir, wenn mein Leichnam den Flammen übergeben würde, wie es bei den Alten geschah; denn von Jugend auf habe ich vor dem Wurm geschaudert, und mein Wunsch steht mit dem Grundprinzip der christlichen Religion in keinem Widerspruch. Kann dies jedoch nicht geschehen, ohne den stillsten Akt zu einem lauten zu machen, so muß es davon sein Abkommen haben. Nur in jedem Fall keine Todesanzeige, keine Trauerzettel, kein Leichengefolge und keine Rede am Sarge. — Zur Universalerbin meines ganzen Nachlasses, bestehe er nun in liegenden Gründen und in barem Vermögen oder in literarischen Werken und daher entspringenden Rechten und Forderungen, setze ich meine teure Gattin Christine, geborene Engehausen ein. Es ist dies nur ein kleiner Dank für ihre große Liebe, denn unendlich bin ich ihr verschuldet, und ich sage nicht zuviel, wenn ich die Überzeugung ausspreche, daß ich ohne sie längst Staub und Asche sein würde . . ." —

Von dem Herausgeber dieses Buches
:: :: :: ist erschienen: :: :: ::

In Jugend und Sonne.
Gedichte. 1904. München, Bonsels.

Einsamkeiten.
Gedichte. 1906. München, Bonsels.

Erich Westenkott.
Roman einer Jugend. 2. Aufl. 1907.
:: :: :: München, Bonsels. :: :: ::

Vorgoethische Lyriker.
(Auswahl) 1906. München, C. H. Beck.

:: :: In Vorbereitung: :: ::

Ästhetische Aufsätze.
(Hugo Wolf und Eduard Mörike. — Das Vorspiel zum dritten Akt der Meistersinger. — Im Suchen nach ästhetischer Kultur. — Schillers Lyrik. — Schwäbische Dichter. — Willi Geiger. — Praktische Ästhetik in England. — Heinrich Mann. — Zwei kritische Studien. — Liliencron.)

Chloe oder Die Liebenden.
Roman.